

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 1. Dienstag, den 1. Januar **1867.**

Zum neuen Jahre.

Der Wünsche Kranz umzieh' den Jahresmorgen,
Da Blumenschmuck die Winterflur versagt.
Erleichtert scheinen dann die alten Sorgen
Und manches Leid, das noch am Herzen nagt.
Ach, was wir schaffen möchten unserm Leben
Und manches theure fremde zu erfreu'n,
Und nimmer doch im Stande sind zu geben,
Das winden wir in unsern Kranz hinein.

Der Vater hört, der auch den Aermsten nähret,
Der selbst den Wurm in seiner Höhle schützt,
Der manchen Wunsch mit Weisheit uns gewähret,
Der woll' uns geben, was uns frommt und nützt —
Gesunde Kraft zum ersten Tagewerke,
Genügsamkeit und heitern Sinn dabei,
Zu schweren Pflichten eine höh're Stärke,
Vor allem Bösen eine tiefe Scheu —
In jedem Kampf mit sinnlichem Verlangen
Dem bessern Triebe eine heil'ge Macht,
Und wo uns schlau das Laster will umfangen,
Den guten Engel, der uns treu bewacht!
Und wo wir ihn und seinen Rath verkennen,
Wo achtlos wir die bessern Wege flieh'n,
Die Schwachheit mit der Tugend Namen nennen,
Uneingedenk die falsche Straße zieh'n —
Wo sündigend die Brüder uns erbittern
Und wir verfallen in die fremde Schuld,
Da woll' uns Gott, eh' es zu spät, erschüttern
Und uns erweisen Gnad' und Vaterhuld!
Er lass' auf Erden Lieb' und Treu' sich mehren
Und gebe Jedem einen weisen Freund,
Ein off'nes Herz für alle guten Lehren
Und Mild' und Güte gegen jeden Feind!
Gerechtigkeit mög' alles Volk regieren,
Ein jedes von geweihter Fürsten Thron,
Und Lieb' und Weisheit alle Herrscher zieren,
Daß nirgends mehr des Krieges Gräuel droh'n!
Der Friede mög' die Erde schöner bauen
Und fromm erzieh'n das keimende Geschlecht!
Er lasse heitere Veredlung schauen
Und schaff' hienieden Wohlstand, Licht und Recht!
Der Himmel wolle seinen milden Regen,
Die Sonn' ihr Licht verleih'n zur rechten Zeit,
Und jeder Arbeit folge reicher Segen,
Den Lohn gewährend treuer Thätigkeit!
Des Vaters Liebe trockne alle Thränen,
Die Schuld und Unschuld jetzt und künftig weint,
Vereine, die sich nach einander sehnen,
Und wende Noth von Allen, die vereint!
Die Müden mög' ein sanfter Schlaf erquicken,
Die Kranken Pfleg' und liebend Mitgefühl!
Und wen der Todesengel soll entrücken,
Der geh' versöhnt an's schöne Lebensziel!
Und wer hier muß von theuren Herzen scheiden,
Der schwör' und übe eine heil'ge Treu',
Damit dereinst ein Tag der schönsten Freuden
Der große Tag des Wiedersehens sei!
Ein schön'res Herz verleihe Gott uns Allen,
Das heilig fühlt und Gott und Tugend ehrt!
Dann werden wir beglückt dies Jahr durchwallen,
Und unsrer Wünsche viele sind erhört.

Der Lebenslauf einer schönen Frau.

Im Jahre 1633 stand in der alten Stadt Grenoble ein kleines, niedliches Haus. Vor demselben war ein Gärtchen, dessen Blumensträucher und Fruchtbäume sorgfältig gepflegt erschienen. Hinter dem Hause zog sich ein langer, schmaler Nutzgarten hin, den eine einfache Allee von Kirsch-, Birn- und Apfelbäumen durchschnitt. Dieses Haus nebst Garten gehörte einer Obsthändlerin Namens Georgine Mignet. Die Frau war seit einigen Jahren Wittwe und trieb nach dem Tode ihres Gatten

den Obsthandel, der ihr eine gute Existenz sicherte, mit doppeltem Eifer, wobei sie durch ihre sechszehnjährige Tochter Claudine Franziska trefflich unterstützt ward. Franziska war das schönste Mädchen der ganzen Stadt und Gegend. Sie glich den Engeln, welche auf dem Altarbilde der Kirche im Kloster der Nonnen von der Heimsuchung zu sehen waren, und noch bis auf den heutigen Tag lebt die Tradition von ihrer überirdischen Schönheit im Munde fort, wie denn die „schöne Lhanda" — so ward Franziska Mignot in der Stadt genannt — heute noch der Stolz von Grenoble und in bestem Andenken bei Jung und Alt steht.

Dieses schöne Mädchen konnte selbverständlich nicht lange ohne Freier bleiben. Die schöne Lhanda — woher der Name eigentlich stammt, läßt sich schwer erklären — die schöne Lhanda war aber nicht leicht zu bewegen, Herz und Hand dem ersten, besten, reichen Kauze zu schenken, man hielt das für Ziererei, weissagte ihr schon das schreckliche Loos des Sitzenbleibens — als endlich der Rechte gekommen zu sein schien. Dieser Rechte war der Secretär des Schatzmeisters von Grenoble, ein junger, sehr hübscher und sehr fleißiger Mann, Namens Jannin. Jannin hatte sich, wenn er auf das Bureau ging, bei der Frau Mignot zuweilen Obst gekauft, dieses Obst hatte ihm die schöne Lhanda in den Hut geschüttet, dabei hatten sich die jungen Leute angeblickt, und es war ganz natürlich zugegangen, daß sie sich in einander verliebt hatten.

Nun hatte Jannin die redlichsten Absichten. Damals waren Leute von der Feder schon gesucht, und die Secretäre konnten einer guten Zukunft sicher sein. Jannin kam öfter in das Haus der Mignot, und die reizende Lhanda war gegen seine Liebesbetheurungen nicht unempfindlich. So wurden sie denn schnell genug einig und der Secretär theilte der Mutter seine Pläne mit, die auf ein Ehebündniß mit der schönen Tochter abzielten. Frau Mignot hatte nichts dagegen, daß ihre Tochter einen „Secretär des Königs" heirathe, sie gab dem Herrn Jannin die Erlaubniß, sich öffentlich mit der schönen Lhanda zeigen zu dürfen, was denn eine gewaltige Sensation in der jüngeren Männerwelt hervorrief und dem glücklichen Jannin einige anonyme Drohbriefe einbrachte. Nun bestand aber zu jener Zeit noch ein gewisses, sehr löbliches, aber freilich unbequemes, patriarchalisches Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitempfängern. Außerdem bildeten die Schreiber eine Art von Innung oder einen Bund. Sie wußten und fühlten, daß ihre Kunst, die wichtige, bürgerliche Stellung ihnen höhere Ansprüche gewährten, sie blickten daher bald mit Stolz auf Handwerker, Soldaten und Kaufleute herab. Zu dieser Standesaufgeblasenheit trugen die Vorgesetzten das Ihrige redlich bei. Sie hielten durch den geschaffenen Kastengeist ihre Leute in den Bureaux gleich wie in einem Kloster fest, sie hatten eine ergebene Armee unter ihren Befehlen und verfügten über die willigsten Diener. Der Schatzmeister von Grenoble, Herr Pierre de Portes-d'Amblerieux war daher sehr erstaunt, als eines schönen Morgens sein Secretär Jannin ihn mit der Anzeige von der bevorstehenden Verlobung überraschte. Herr Pierre de Portes schüttelte sein wohlfrisirtes Haupt, seufzte und blickte seinen Beamten betroffen an. „Mein Freund," sagte er nach einer Pause, „Sie scheinen nicht überlegt zu haben. Bedenken Sie Ihre Zukunft — das Glück, welches Ihnen lächelt. Sie können ein Bureau-Chef werden, können in das Ministerium gelangen. Sie sind bereits Mitglied der hohen Secretärverbindung unserer Provinz und wollen — nehmen Sie mir das nicht übel — die Tochter einer Obsthändlerin heirathen?" Herr de Portes seufzte wieder. „Mein Herr Chef," entgegnete Jannin, „die Tugend, die Schönheit dieses Mädchens sind so erhaben, daß sie allen Widerstand besiegen werden." — „Sie kennen den Stolz der Secretäre nicht. Sie werfen durch diese Mißheirath einen Schatten auf unseren Stand, Sie werden stets durch jenes Mädchen zurückgesetzt, in kleinen Stellungen erhalten werden, und die schöne Lhanda, deren Reize sehr groß sein mögen, wird sich nur doppelt unglücklich fühlen." So predigte Herr de Portes weiter, mußte jedoch bald fühlen, daß mit den größten Verheißungen, mit der weisesten Strenge sich nichts gegen die Gluth eines Liebenden ausrichten läßt, denn er seufzte wieder und sagte nach langem Hin- und Herreden: „Nun denn, mein Freund, ich sehe die Liebe ist mächtiger, als der Stolz auf Ihren Stand. Ich weiß, daß Sie ein trefflicher Arbeiter sind, den ich ungern verlieren möchte. Sei es denn, wie Sie wollen, aber — ge-

währen Sie mir eine Bitte: warten Sie ein Jahr lang mit der Heirath. Prüfen Sie, ob nicht nur flüchtiger Sinnenrausch, sondern wahrhafte Liebe Sie in die Arme der schönen Lhanda führte. Wenn Sie des Probejahr überstanden haben — gebe ich meine Einwilligung." Jannin war glücklich, wenigstens eine Aussicht zu haben, und sagte zu. Immer glühender ward seine Leidenschaft, und in dem Vorgefühle des höchsten Glückes sah er sein Prüfungsjahr zu Ende gehen. (Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Resultate der Oenologie oder Weinwissenschaft. *)

Von Emil Sommer.

Wie die moderne Chemie, aus dem engen Raume des mittelalterlichen Laboratoriums in's frische Leben heraustretend, sich heute über fast alle Zweige und Gebiete menschlicher Thätigkeit verbreitet und neben naturwissenschaftlichen, medicinischen und industriellen Fragen vor Allem auch die hochwichtigen Probleme der Landwirthschaft in das Bereich ihrer Untersuchungen zieht, so hat sie in der neueren Zeit auch dem edelsten Bodenproducte, dem feurigen Rebensafte, ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet und denselben, namentlich während der letzten Jahre, zum Gegenstande ernster und eingehender Forschungen gemacht, deren Ergebnisse bereits die interessantesten und wichtigsten Einblicke in die verschiedenen im Weine stattfindenden Vorgänge und Veränderungen, wie Gährung, Bouquetbildung, Sauerstoffabsorption ꝛc. gestatten.

Waren es vorzugsweise deutsche Chemiker, welche sich um die wissenschaftliche Bearbeitung des Ackerbaues, namentlich um die Begründung der Agriculturchemie, verdient machten, so sind es dagegen auf dem Gebiete der Weinerforschung fast ausschließlich französische Gelehrten, welche sich die Aufgabe gestellt haben, die mannichfachen Kräfte, Einflüsse und Wirkungen, welche bei der Vinification oder Weinbildung thätig sind, zu ergründen und die dabei auftretenden oft höchst verwickelten Erscheinungen nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu erklären. Namentlich sind es die ausgezeichneten Arbeiten eines Boussingault, Pasteur, Berthelot, Bechamp, Ladrey, Berguette-Lamotte u. A., welche vor Allem dazu beigetragen haben, eine tiefere Einsicht in das schon seit Jahrhunderten in unveränderter Weise ohne alles selbstbewußte Verständniß geübte Verfahren der bisherigen Weinbehandlung und Weinpflege zu erschließen und so einiges Licht in das geistige Dunkel zu senden, das bisher die im Schooße des Weines stattfindenden geheimnißvollen Vorgänge umgab. Allerdings bleiben noch viele Punkte unaufgeklärt oder doch unvollständig aufgehellt, und noch ist gar Manches zu erforschen und festzustellen, ehe von einer vollkommen ausgebildeten wissenschaftlichen Oenologie oder Weinwissenschaft die Rede sein kann. Allein immerhin besitzen wir bereits zahlreiche und schätzbare Resultate, welche dem intelligenten Weinproducenten oder Weinhändler als werthvolle Anhaltspuncte und Winke für eine rationellere und von klarerer Einsicht geleitete Behandlung und Pflege des Weines dienen können, und welche wir daher unseren Lesern in einer kurzen Reihe von Artikeln vorführen werden.

Im Allgemeinen betrachtet man den Wein als ein bloßes Naturproduct, von welchem jeder Eingriff der Kunst oder Wissenschaft ferne zu halten ist, wenn dessen Ursprünglichkeit oder Echtheit nicht beeinträchtigt werden soll. In der Regel bedenkt man dabei nicht, daß die Natur für sich allein niemals fertigen Wein, sondern stets nur Trauben hervorbringen würde, und daß dieselbe uns daher in dem Traubensafte gleichsam nur das Rohmaterial liefert, das die menschliche Kunst erst in das gewünschte Product umzuwandeln hat. Niemals würde der saftige Inhalt der schwellenden Traube zu dem wunderbaren Feuertranke werden, welcher Herz und Geist bewegt, alle Pulse höher schlagen macht und neues Leben in alle Adern gießt, wenn die Hand des Menschen nicht die die Frucht umschließende Hülle gewaltsam sprengen und den ausgepreßten Saft in geeigneten Räumen und unter den erforderlichen Luft- und Temperaturverhältnissen derjenigen künstlichen Behandlungsweise unterwerfen würde, welche allein den Most in edelen Wein zu verwandeln vermag, und es ist daher vollkommen gerechtfertigt, ebenso von einer Weinfabrikation wie von einer Käse-

*) Nach dem Pf. Kurier.

oder Essigfabrikation zu sprechen, ohne daß darunter eine Weinverbesserung nach Art und im Sinne des Gallisirens verstanden werden darf. (Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Menschen von feinem Gefühle bezaubern durch eine gewisse zärtliche Aufmerksamkeit auf kleine Bedürfnisse des Andern; durch ein Errathen seiner leisesten Wünsche; durch eine stete Aufopferung ihrer eigenen; durch Gefälligkeiten, deren seidenes Geflechte sich fester und sanfter um unser Herz herum legt, als das schneidende Haarseil einer großen Wohlthat.

Lasse deine Tochter zwar recht einwurzeln und eingreifen in das wirthschaftliche Treiben; nur halte durch Religion und Dichtkunst das Herz für den Himmel offen; drücke die Erde fest an die nährende Wurzel der Pflanze, aber in ihren Kelch lasse keine fallen.

Verschiedenes.

Der Talgbaum, der in den nördlichen Gegenden China's einen mächtigen Handelszweig zu bilden anfängt, ist in neuerer Zeit von dorther auch in Indien eingeführt worden. Er gedeiht und wächst sehr üppig in den nordwestlichen Provinzen und in Punjab, und in den Regierungspflanzungen wird er bereits mit zehn Tausenden cultivirt, die Tonnen von Samen liefern. Dr. Sameson bereitete aus dem Samen 100 Pfund Talg und sandte 50 Pfd. davon an die Eisenbahn in Punjab, um seine Brauchbarkeit zum Einschmieren prüfen zu lassen. Zu Lichtern ist der Talg ausgezeichnet. Er gibt eine helle, glänzende und geruchlose Flamme, und ist ganz frei von Rauch. Der Baum gibt auf den Höhen wie in der Ebene eine reiche Ernte und wächst mit großer Schnelligkeit. Manche Bäume, die vor 8 Jahren gepflanzt wurden, haben bis jetzt schon einen Umkreis von sechs Fuß und sind drei Fuß hoch. Das Holz ist weiß und sehr fest und eignet sich vortrefflich zu Druckerblöcken, und um den Baum im vollsten Sinne des Wortes allgemein nützlich zu machen, werden die Blätter als Farbstoff benützt.

Vor einigen Tagen las man in der Familie eines Anwaltes eine Zeitung vor, worin ein Bericht über ein grauenhaftes, in der Umgegend von Lima verübtes Verbrechen stand. Drei maskirte Banditen waren in ein einsames Landhaus eingebrochen, hatten zwei darin befindliche Frauen mit rothglühenden Eisen gezwickt, um das Geständniß zu erpressen, wo das Geld des abwesenden Hausherrn verborgen sei, und hatten ihnen schließlich, als sie nichts sagen wollten oder konnten, siedendes Oel in den Mund gegossen, so daß sie eines jämmerlichen Todes starben. Die Mörder wurden angezeigt und überführt durch ein Kind, welches der gräßlichen Scene ungesehen beigewohnt; es war auf einen Schrank geklettert, um dort liegende Orangen zu naschen; das Schnitzwerk der First hatte es vor Entdeckung geschützt. Als dieser schaurige Bericht in der Familie vorgelesen war, rief ein siebenjähriges Kind: „Da siehst du doch, Mama, daß es manchmal gut ist, zu naschen!" Das nennt man die Moral aus der Geschichte ziehen! Aber Kinder sind die stärksten Egoisten.

Räthsel.

Ich wachse an der Mauer dort
Und blüh' im Frühjahr lange fort;
Doch Keiner will Geruches wegen
Zu mir sich in den Schatten legen.

Ich tauche tief im Schlamm und Sand,
Ich spieße an, was mir bekannt,
Zertheil' die Luft in schärfster Weise,
Wenn ich im Herbst gen Süden reise.

Im Winter hab' ich auch nicht Ruh'!
Man dreht mich, schraubt mich auf und zu;
Ich muß, auch das muß sich ereignen,
Der Jugend kleine Bilder zeichnen.

Bald hoff' ich pensionirt zu sein!
Das Glas, das Jod, der Sonnenschein,
Sie nehmen mir das Zeichnen ab,
Das ich so lang getrieben hab'.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 2. Freitag, den 4. Januar **1867.**

Der Lebenslauf einer schönen Frau.

(Fortsetzung.)

Man weiß, daß oft die unbedeutendsten Ereignisse große Dinge zu Stande brachten. Ein losgerissenes Pferd entschied den Kampf zwischen Ommaiden und Abassiden, ein Glas Wasser stürzte Marlborough u. s. w., weßhalb sollte nicht ein noch unbedeutenderer Zwischenfall das innige Verhältniß zweier Liebenden auflösen können? — Eines Abends, als Jannin sich nach gewohnter Weise zu den Füßen seiner schönen Lhanda befand und von der nun bald überstandenen Prüfungszeit, von den künftigen glücklichen Stunden sprach, erfaßte der glühende Liebhaber die reizende Hand seiner Angebeteten. „Franziska," stammelte er. „O — ich bin so überaus glücklich — nicht wahr, du bist es auch?" Die schöne Lhanda wollte so eben bejahend antworten, als — wie unpoetisch der boshafte Zufall hineintappt! — die reizende Schöne plötzlich eine heftige Anwandlung zum Niesen überfiel, der sie nicht zu widerstehen vermochte, sondern ihr zärtliches Jawort in einem krampfartigen Ausspruch jenes so wohlthuenden Nasenreizes erstickte.

Der liebende Jannin muß nun wohl durch diese prosaische Störung höchst entrüstet geworden sein: er sprang empor und, wie es scheint, erfolgten erst mißbilligende, dann heftige — zuletzt böse Worte, und trotz aller Bitten der schönen Lhanda eilte der in seinen Empfindungen verletzte Bräutigam aus dem Hause. Er mied seine Geliebte; er drang bei Herrn de Portes auf Entlassung; die schöne Lhanda suchte eine Annäherung — umsonst. Das unglückselige Niesen hatte jede Illusion bei dem zartbesaiteten Jannin vernichtet. Er sprach nie über den Grund seiner Trennung von Lhanda, bat aber den Schatzmeister so dringend um seine Entlassung, daß dieser sie ihm endlich gewährte. Jannin ging aus Grenoble bei Nacht und ließ nie wieder etwas von sich hören.

Die schöne Obsthändlerin tröstete sich bald. Niemand wird ihr das verdenken, denn wie konnte Jannins Liebe eine wahrhafte sein, wenn er im Stande war, ein gutes und schönes Mädchen um solcher Lappalien willen zu verlassen? Unbegreiflich schien Herrn de Portes aber die plötzliche Umwandlung seines Secretärs. Er konnte sich keine Rechenschaft geben von den seltsamen Gedanken, welche ihn quälten und wobei die Vermuthung obenan stand: „man habe durch Zauberei das Band gelöst." Nun geschah es, daß Herr de Portes, von langer Arbeit ermüdet, den schönen Abend benutzte, um einen Spaziergang vor das Thor von Grenoble zu machen. Als er bereits eine Zeit lang fortgeschritten war, bemerkte er, wie es allmählig finster wurde, dann fielen große, schwere Tropfen, endlich begann der Gewitterregen heftig niederzuprasseln. Herr de Portes war halb durchnäßt und flüchtete unter das Vordach eines artigen Hauses, dessen Fenster mit Weinreben berankt waren und dessen allerliebsten Vorgarten die schönsten Blumen zierten. Herr de Portes, der Schatzmeister, hatte sich hinter die Rankengewächse gedrückt, welche die Pfeiler und das Gitterwerk des Vordaches umschlangen. Er wollte den Regen abwarten, und die Zeit ward ihm sehr lang, als er plötzlich das neben der Eingangsthüre befindliche Fenster öffnen sah; fast zu gleicher Zeit steckte sich zwischen die Weinranken hindurch ein reizender Mädchenkopf, drehte sich ein paar Mal auf dem schön geformten Halse nach rechts und links, wie es wohl die zierlichen, naseweisen Waldvögel zu thun pflegen,

um das Wetter zu erschauen, und nickte dann sehr freundlich, als Herr de Portes, von dem lieblichen Anblick überrascht, einen Schritt vortrat, wobei er auf den Regen gar nicht weiter achtete. Der Schatzmeister entschuldigte sich in gebührender Weise, was das junge Mädchen lachend annahm. Entzückt von der Schönheit und Unbefangenheit knüpfte de Portes ein Gespräch an, durch welches er dann sehr schnell erfuhr, daß er sich im Hause der Frau Mignot und der schönen Lhanda oder Franziska Mignot gegenüber befinde. — Herr de Portes hatte also die Bekanntschaft der einstigen Verlobten seines ehemaligen Secretärs gemacht, den er erst jetzt für vollständig unglücklich oder — verrückt halten mußte, nachdem er den Schatz erblickt, auf dessen Besitz Jannin freiwillig verzichtet hatte.

Herr de Portes empfahl sich, sobald der Regen vorüber war, aber sein Schritt war nicht mehr so elastisch als beim Ausgange. Er ging langsamer, schleichender. Er dachte nach. Das bildschöne Gesicht, die Anmuth der Lhanda wollte ihm nicht aus den Gedanken, und er schalt sich einen Narren, daß er jemals dem unglücklichen Jannin Vorwürfe über seine Wahl gemacht habe. Er philosophirte alle Standesvorurtheile weg, die Privilegien und Berufungen der Schreiber- oder Secretärzunft schienen ihm lächerlich, und Herr de Portes hatte wunderliche Entschlüsse gefaßt, als er bis zur Thür seines Hauses gekommen war, welches am Platze Grenelle lag. — Am folgenden Tage ging er noch ein Mal mit sich zu Rathe, überlegte Alles sorgfältig und lenkte am dritten Abend seine Schritte wieder hinaus zu dem kleinen Hause der Mignots. Herr de Portes war mit sich einig. Er hatte nur ein Bedenken: die siebenzehnjährige Franziska oder Lhanda Mignot und der vierzigjährige Herr de Portes. Jannin war kaum zwanzig Jahre alt gewesen — allein Herr de Portes konnte doch immer noch nicht für einen a l t e n Mann gelten und war außerdem ein s t a t t l i c h e r Mann — endlich fiel es doch auch in's Gewicht, daß er sich Trésorier du roi nennen durfte, also — klopfte Herr de Portes an die Thüre des Hauses. Man nahm ihn artig, aber zurückhaltend auf. Der Schatzmeister ließ in seinen Bemühungen nicht nach, die schöne Lhanda reizte die hohe Stellung, das Bewußtsein: für ihren so schnell wortbrüchig und treulos gewordenen ersten Anbeter einen glänzenden Ersatz finden, die Freude, den boshaften Bemerkungen und Sticheleien mißgünstiger Nachbarn oder falscher Freundinen mit der Verkündigung ihrer Erhebung zur Gattin des Schatzmeisters entgegentreten zu können — diese lachenden Aussichten bewogen die schöne Lhanda, mit Bewilligung ihrer Mutter dem Herrn Pierre de Portes das Jawort zu geben, als dieser ihr einen sehr ehrbaren Heirathsantrag machte.

Der Bischof erhielt die Nachricht eine Stunde später, und dieser Nachricht war die Bitte um Dispens von dem Aufgebote beigefügt, welches drei Mal erfolgen mußte. Bei der kurz darauf erfolgten Trauung mußte jedoch Herr de Portes die Kälte sehr unangenehm empfinden, welche seine ganze Sippschaft, die Schreiber und Beamten, gegen die reizende Frau zur Schau trugen. Es währte nicht lange, so kam es zu Erörterungen. Die Familie des Herrn de Portes hielt die Nasen gewaltig hoch und behandelte die Tochter der Obsthändlerin mit beleidigender Verachtung, was denn Herr Pierre sehr unangenehm auffaßte und zuletzt mit all den Seinigen brach. — Er fand, daß es nicht schwer sei, ohne eine mißgünstige Familie zu leben; seine kluge, schöne und liebenswürdige Gattin ersetzte ihm reichlich den langweiligen Umgang mit aufgeblasenen Bücherwürmern; außerdem schien mit der reizenden Lhanda alles Glück über Pierre de Portes gekommen, denn er stieg von Stufe zu Stufe mit beispielloser Schnelligkeit, so daß er sich bald auf dem bedeutenden Posten eines Trésorier-général der Champagne erblickte. Die schöne Lhanda führte das Hauswesen mit jener Pünktlichkeit, die ihr von der Obsthändlerin, ihrer Mutter, anerzogen worden war, und so konnte es denn nicht fehlen, daß des Schatzmeisters Vermögen mit jedem Jahre zunahm. (Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Resultate der Oenologie oder Weinwissenschaft.

(Fortsetzung.)

Jeder, welcher nur einigermaßen mit der gewöhnlichen Weinpflege vertraut ist, weiß,

wie viel es bei der Erzeugung guter Weine auf eine richtige Behandlungsweise derselben ankommt und welche geringfügigen Umstände oft hinreichen, den Wein in seiner Qualität zu verschlechtern oder ganz zu verderben. Es ist ferner bekannt, daß derselbe Most, auf verschiedene Weise behandelt, Weine von sehr verschiedener Qualität und ungleichem Werthe liefert, und es ist hiernach einleuchtend, welchen bedeutenden Einfluß die gute oder schlechte Fabrikationsmethode auf die Natur und Eigenschaften des zu gewinnenden Weines ausübt, und von welcher hohen Wichtigkeit es demnach für eine rationelle Weinverbesserung sein muß, die richtigen Bedingungen zu kennen, unter welchen der Wein die höchst möglichste Güte entfaltet.

Beginnen wir zunächst mit der Rolle, welche der Sauerstoff in der Weinfabrikation spielt, und zugleich mit dem Momente, wo der Traubensaft die ihn umgebende Fruchthülle verläßt.

I. Einfluß des Sauerstoffs der Luft auf die Weinbildung.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Traubensaft, so lange derselbe noch in der Traubenbeere enthalten und die Schale der letzteren noch vollständig geschlossen ist, sich niemals in Wein verwandelt, sondern durch Verdunstung und Vertrocknung allmählich in das übergeht, was wir Korinthen oder Rosinen nennen. Wird dagegen die Traubenhülse gewaltsam zersprengt oder auch nur an einem Punkte verletzt, so daß hierdurch der Inhalt derselben der directen Einwirkung der Luft ausgesetzt wird, so tritt sofort jener Umsetzungsproceß ein, den wir mit dem Namen Gährung bezeichnen.

Es ist unmöglich, diese Thatsache anders zu interpretiren, als daß die Einwirkung, gleichsam der Kuß der Atmosphäre erst die in der Traube schlummernden Kräfte der Zersetzung weckt, und daß demnach die Berührung mit der Luft und insbesondere mit dem in ihr enthaltenen gewaltigen Zersetzungserreger, dem Sauerstoffe, die erste nothwendige Bedingung des Ueberganges des Traubensaftes in Wein bildet. So klar und unbestreitbar dieser Einfluß des Sauerstoffes nach den jährlich in der Natur sich wiederholenden Beobachtungen auch schien, so mußte dieselbe doch, um in das Bereich wissenschaftlich feststehender Thatsachen überzugehen, erst experimentell bewiesen werden. Gay-Lussac, der berühmte französische Chemiker und Physiker, lieferte diesen experimentellen Beweis durch einen ebenso einfachen als sinnreichen Versuch, welcher seitdem in der Wissenschaft classischen Werth erlangt hat. Er brachte zu diesem Ende ganze Traubenbeeren in eine mit Quecksilber gefüllte, umgestürzte Glasglocke und zerquetschte dieselben hierauf im Innern der Flüssigkeit, so daß demnach der Traubensaft hierbei durch das Quecksilber vollständig vor jeder Berührung mit der äußeren Luft geschützt war.

Wie Gay-Lussac erwartet hatte, so zeigte sich in dem auf diese Weise erhaltenen und allseitig von Quecksilber umgebenen Traubenmoste keine Spur von Gährung, ungeachtet er nach einander verschiedene Gase, wie Wasserstoff- und Stickstoffgas ꝛc. in denselben einleitete. Nach längerer Zeit ließ er sodann nur einige Glasblasen reinen Sauerstoffs durch das Quecksilber zu dem Moste in die Höhe steigen, worauf die Weingährung sofort unter Entwickelung von Kohlensäure eintrat. Es war damit unwiderleglich dargethan, daß der Sauerstoff der Luft den ersten Anstoß zur Umwandlung des Traubensaftes in Wein gibt, und daß demnach die kürzere oder längere Berührung der atmosphärischen Luft ein unerläßliches Moment in der Weinproduction bildet.

Es zeigt sich diese Wirkung des Sauerstoffs auf den Traubenmost auch noch in einer anderen merkwürdigen Erscheinung, welche erst in der neuesten Zeit von Pasteur und Berthelot constatirt wurde. Jede Flüssigkeit verschluckt oder absorbirt, wenn dieselbe nur einige Zeit mit der Luft in Berührung bleibt, größere oder geringere Mengen der letzteren, welche sodann beim Erhitzen der Flüssigkeit wieder entweichen, wie dies wohl Jeder schon an den aus siedendem Wasser sich entwickelnden Luftblasen beobachtet hat. In gleicher Weise absorbirt nun auch der frei in Bütten stehende Traubenmost die Bestandtheile der Luft (Sauerstoff und Stickstoff), und man sollte annehmen, daß auch das durch Erhitzung des Mostes wieder aus demselben ausgetriebene Gas Sauerstoff enthalten würde. Nichts desto weniger findet man darin niemals diesen Bestandtheil, sondern stets nur Stickstoff und Kohlensäure, woraus

hervorgeht, daß der Sauerstoff in demselben Maße, als er von dem Traubensafte absorbirt wird, sich mit gewissen, höchst oxydirbaren Bestandtheilen des letzteren verbindet und sich so in der Masse des Mostes fixirt. Ein von Pasteur untersuchter weißer Most ergab unmittelbar nach dem Keltern bei der Erhitzung per Liter 70 Kubikcentimeter absorbirt gewesenen Gases, wovon etwas über $1/5$ aus Stickstoff, der übrige Theil aber ganz aus Kohlensäure bestand. Die Menge des auf diese Weise verschluckten und zur Oxydation des Mostes verwendeten Sauerstoffs ist verhältnißmäßig sehr bedeutend und betrug z. B. in einem Versuche während einer Absorptionsdauer von blos 48 Stunden bis zu 70 Kubikcentimeter per Liter.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Jedes Menschen Treiben, Thun
Ist nur Traum —
Selbst dem König träumt's, er herrsche,
Und er winkt und kann gebieten,
Meint er. Doch es sind nur Träume!
Alles raubt ihm ganz der Tod.
Selbst der Reiche träumt von Schätzen,
Und der Arme, daß er steige
Hoch zum Ziele seiner Wünsche.
Träumend rennt der Wahn in Sorgen;
Haß entflammet sich in Träumen;
Alle, Alle wünschen, träumen
Von Erfüllung ihrer Wünsche.
Kurz, auf dieser weiten Erde
Leben Menschen nur im Traum.
Was ist Leben? Stetes Streben,
Zu empfinden wahres Leben.
Alles rauscht dahin im Schaum,
Was ist Leben? Schatten, Traum! —

— Auf Erden
Wird Mancher schon in seiner Jugend Greis,
Und stirbt, eh' noch des Mannes Alter naht,
Nicht von der Wuth des blut'gen Kriegs getödtet.
Der stirbt vor Wonne — Der an Wissensdrang —
Den zehret Mühsal auf — Den Ueberdruß —
Den tödtet Krankheit — Den rafft Wahnwitz hin —
Dem Einen welkt, dem Andern bricht das Herz;
Und Letzt'res ist ein Uebel, das noch mehr
Dahin rafft, als im Buch des Schicksals stehen,
Weil's vielerlei Gestalt und Namen trägt.

Verschiedenes.

(Merkwürdige Tage großer Männer.) Alexander der Große erblickte am 6. April das Licht der Welt; an demselben Tage besiegte er den Darius, und dieser Tag war auch sein Todestag. — Pompejus der Große war den 30. September geboren, an dem nämlichen Tage hielt er wegen seiner Eroberungen in Asien seinen Triumphzug; am 30. September schlug seine Sterbestunde. — Der Donnerstag war für Heinrich VIII. von England und seine Nachkommen ein Todestag. Jener starb Donnerstag den 6. Januar, die Königin Maria Donnerstag den 6. Januar, und die Königin Elisabeth Donnerstag den 24. März. — Für Napoleon war der vierzehnte Tag des Monats mehr als ein Mal günstig. Den 14. Oct. 1805 war die Schlacht bei Ulm; den 14. October 1806 bei Jena; den 14 Juni 1800 die Schlacht bei Marengo, und den 14. Juni 1807 bei Friedland. Dagegen war ihm der achtzehnte mehr als ein Mal ungünstig; den 18. Oct. 1813 war die Schlacht bei Leipzig und den 18. Juni 1815 die Schlacht bei Waterloo, endlich auch verdrängte ihn der achtzehnte Ludwig gänzlich vom Throne.

Der des Schreibens ganz unkundige Theaterprincipal X. wollte einer seiner Sängerinen nicht erlauben, in einem Concerte zu einem edlen Zwecke mitzuwirken. Sie äußerte sich darüber empfindlich: „Es ist schlimm, daß mir der Mann Das doch verbieten, obgleich er mir Nichts vorschreiben kann."

Non plus ultra!

Es werden fast unausgesetzt
Gewehre neu erfunden jetzt;
Vielleicht gar eins noch, das schon schießt,
Bevor es noch erfunden ist.

Auflösung des Räthsels in Nr. 1:
Storchschnabel.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 3. Sonntag, den 6. Januar 1867.

Dem Bedrängten.

Dort liegt ein Jüngling gramumfangen,
Verfolgt von widrigem Geschick;
Nicht kann zum Ziele er gelangen,
Das ihm verheißt des Lebens Glück.

Gleich wie von Sturmeswuth und Wellen
Bedränget der Pilote ringt,
Und von des Himmels dunkeln Bogen
Kein Strahl der Rettung nieder blinkt;

Kein Sternlein, das ihm huldvoll schenke
Ein Fünklein Licht auf dunkler Bahn,
Das ihm durch Sturm und Wogen lenke
Zum sichern Port den irren Kahn;

So seh' ich dort das junge Leben
Sich mühsam ringen durch die Welt,
Den thränenschweren Blick erheben
Hinauf zu Gottes Sternenzelt:

Ach! Trost und Beistand ihm zu spenden
Im Drang der Sorgen und der Noth;
Der Herzen Huld ihm zuzuwenden
Im Kampfe um das täglich Brod;

Zu kräft'gen ihm des Geistes Schwingen
Im Fluge zum Parnaß empor,
Das Ziel, das hehre, zu erringen,
Das sich sein edler Sinn erkor.

Zum Quell des Schönen und des Guten,
Zum Born der hehren Wissenschaft,
Aus dem der Güter höchste fluthen,
Da drängt's ihn hin mit Götterkraft.

Doch wie der Adler auf der Halde,
Deß Schwinge jüngst das Blei gelähmt,
Nun trauernd dort im düstern Walde
Sein junges Leben still vergrämt;

So seh' ich hülflos und verlassen
Den Jüngling an dem stillen Herd,
Der Jugend Blüthe rasch verblassen,
Von Sorgenwucht und Gram verzehrt.

Ach! Strömt denn aus der Felsen Drusen
Für Wohllust nur das edle Erz?!
Schlägt nirgends in der Menschen Busen
Ein Mitgefühl für fremden Schmerz?!

Neustadt. Str.

Der Lebenslauf einer schönen Frau.

(Fortsetzung.)

Zwei Töchter, die Lhanda ihrem Gatten geschenkt hatte, starben früh, und der Schatzmeister, den ein schleichendes Fieber, die Folge heftiger Erkältung, befiel, begann ernstlich krank zu werden. Lhanda pflegte ihn mit liebender Sorgfalt, und der dankbare Pierre de Portes setzte seine schöne, geliebte Frau zur alleinigen Erbin seines großen Vermögens ein, worauf er in ihren Armen den Geist aushauchte, nachdem er noch ein Mal betheuert, daß er sehr glücklich und froh an ihrer Seite gelebt habe. — Es war vorauszusehen, daß die Angehörigen des Verstorbenen einen Proceß gegen die Wittwe anfangen würden. Das geschah denn auch, und zwar führten die mißgünstigen Verwandten diesen Rechtsstreit mit großem Glücke, bis eine der angesehensten Persönlichkeiten Frankreichs und der Hauptstadt Paris, wohin sich Lhanda zur Führung des Processes begeben hatte, für die Wittwe in die Schranken trat. Dieser Mann war François de l'Hopital, Graf von Rosny, Marschall von Frankreich, Herr von du Hallier und Beine; ein Edelmann, der gleich

ausgezeichnet als Krieger und Staatsbeamter zu den bewährtesten Freunden des königlichen Hauses gezählt wurde. L'Hopital hatte schon als junger Mann wichtige Dienste geleistet. Er hatte Bedeutendes gewagt, denn er war es, der eines Tages mit seinem Bruder Vitry, Marquis de l'Hopital, sich auf der Drehbrücke des Louvre einfand und daselbst den stolzen Günstling der Königin Maria von Medicis, den Blutigel des Landes, den Feind aller Freunde des jungen Regenten Ludwigs XIII., den tyrannischen Marschall d'Ancre, erwartete. Als der Marschall im Kreise vieler Edelleute sich nahte, gingen die beiden Brüder auf ihn zu, und dann hörte man einen Schuß, worauf d'Ancre zu Boden sank. Vitry hatte sein Pistol auf ihn abgefeuert. François aber zog den Degen und ließ Ludwig XIII. leben; sechszig Klingen wurden gegen ihn gezückt, aber der Beherzte fürchtete sie nicht, und da er fortwährend schrie: „Es lebe der König!" sich auch dabei in Fechterstellung auslegte, tastete ihn Niemand an, sondern er brachte es dahin, daß Alle zuletzt in den Ruf begeistert einstimmten. Dann focht François in vielen Schlachten, kam mit Wunden bedeckt heim und heirathete die schöne Des Essarts, was seinen Ruhm gerade nicht erhöhte. Von dieser anspruchsvollen und nicht beliebten Frau erlöste ihn der Tod. — Der tapfere und geistvolle Marschall hatte das Haus des Trésorier-general, Pierre de Portes, oft genug besucht, als er Lieutenant du roi in der Champagne war. De Portes wohnte zu Troyes. Hier lernte der Marschall die schöne und häusliche Gattin des Schatzmeisters kennen. In der Folge ward l'Hopital Gouverneur von Paris und Minister. 1651 erhielt er den Herzogstitel, nachdem er sich durch Tausch in den Besitz der Grafschaft Ronay gesetzt. — Um diese Zeit kam Frau de Portes, geborne Mignot, die schöne Lhanda, nach Paris, um ihren Erbschaftsstreit vor dem Châtelet zu führen. Der Marschall sah die hochgeschätzte Frau wieder und bot seinen ganzen Einfluß zur Gewinnung des schon halb verlornen Processes auf. Nach mancherlei Querzügen wurden die Gegner siegreich aus dem Felde geschlagen. Die nunmehr hochangesehene und durch den Besitz eines großen Vermögens ganz unabhängige Lhanda beschloß, in Paris zu bleiben. Die schöne Frau stand in ihrem vier und dreißigsten Lebensjahre und war thatsächlich eine der herrlichsten weiblichen Erscheinungen, welche die gesellschaftlichen Kreise von Paris entzückten.

L'Hopital stand allein in der Welt, denn seine Ehe mit der Des Essarts war kinderlos geblieben; er sehnte sich nach einer Häuslichkeit, wie er sie im Schlößchen zu Troyes bei dem verstorbenen Schatzmeister kennen gelernt hatte, und die Frau, welche es vermochte, solchen Zauber um sich und ihr Haus zu verbreiten, stand vor ihm in Fülle der weiblichen Schönheit, sie war sein Schützling, sein Ansehen hatte die Feinde der schönen Lhanda besiegt, sie mußte ihm dankbar sein — vielleicht konnte sie ihm auch ihre Neigung schenken. Der Marschall zählte bereits fünfundsiebenzig Jahre, als er seinen Heirathsantrag wagte. Die Wittwe de Portes bedachte sich nicht lange. Ihr war der Marschall ein Gegenstand hoher Verehrung geworden, den sie als ihren Schutzgeist betrachtete, und deßhalb gab sie ihm das Wort, worauf am 24. August 1653 die Verheirathung und Trauung stattfand. Die sehr splendide Hochzeit feierte man in dem Hotel des Marschalls, welches in der Straße des Fossés-Montmartre, nicht weit vom heutigen Place des Victoires, gelegen war. L'Hopital versammelte, nachdem er sich so eine neue Häuslichkeit gegründet, die hervorragendsten Persönlichkeiten in dem großen Hause der Straße des Fossés-Montmartre. Er war, wie die meisten Cavaliere seiner Zeit, ein wenig der Verschwendung, mindestens dem Luxus ergeben, und zur Befriedigung seiner mannigfachen Launen reichten die Einkünfte des bedeutenden Vermögens nicht aus. Deßhalb war ihm der Zuschuß hochwillkommen, den seine Kasse durch die von Pierre de Portes angehäuften Gelder erhielt. Die schöne Wittwe, nunmehr Marschallin de l'Hopital, mußte oft die Rechnungen ihres Gatten ausgleichen, wenn auch der Marschall dafür einige Strafpredigten erhielt. Er bespöttelte in gutmüthiger Weise die bürgerlichen Angewohnheiten seiner Gattin, deren größte Sorge es war, die Schuldbücher überflüssig zu machen, obwohl sie in den Kreisen, welche der Marschall um seine Person zog, stets durch Schönheit und Verstand glänzte. Sie hatte sich durch großen Fleiß,

durch viele Ausdauer treffliche Kenntnisse angeeignet. Frau Du Reyer sagt in ihren Memoiren: „daß die schöne Lhanda jede Wissenschaft trieb, in allen Dingen mitzusprechen wußte und keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ihren Geist zu bilden, Das nachzuholen, was sie, durch die Verhältnisse gezwungen, in der Jugend versäumt hatte."

Da Frau de l'Hopital, wie schon oben gesagt, zu einer Zeit lebte, in welcher die berühmtesten Schönheiten glänzten, so ward sie, wenn diese aufgezählt wurden — nie in der Reihe vergessen. Man schrieb die Erhaltung der prächtigen Außenseite magischen Mitteln zu; der Verkehr, der zuweilen Italiener in des Marschalls Haus führte, gab den Vorwand für solche Annahmen, und die schöne Lhanda, deren Reize in Jugendfrische strahlten, sollte ein Wasser besitzen, dessen belebende Kraft der Einwirkung der Jahre spotten ließ. Der Marschall erfreute sich des Besitzes seiner schönen und liebenswerthen Gattin noch sieben Jahre nach der Heirath.

Kurz vor seinem Ende fand er Gefallen an rauschenden Festlichkeiten, deren er in dem Hotel der Straße des Fossés-Montmartre sehr viele veranstaltete. Hiezu wurden, wie immer, die ersten Personen des Hofes geladen, und die Gesellschaften der l'Hopitals gehörten zu den gesuchtesten. Einige Male war selbst der junge König Ludwig XIV. in Maske und spanischem Capuchon auf den Bällen des Marschalls zugegen. Dieses glänzende Leben, die Aufregungen der Feste mögen das Ende des greisen l'Hopital beschleunigt haben. Er starb am 20. April 1660. Die schöne Lhanda hatte mit ihrem Gelde sehr weise gewirthschaftet und die Lücke im Vermögen, Verpfändungen, ausstehende Verpflichtungen des Marschalls bald gestopft, eingelöst und geordnet. Als daher des Marschalls Stündlein schlug und er noch ein Mal durch seine Verwalter sich Rechenschaft legen ließ, fand er den gesammten Grundbesitz vollständig frei von Schulden und außerdem noch einige Säcke voll Pistolen in seinen Kassen. Er drückte dankbar der schönen Lhanda die Hand, ließ seinen Notär kommen und setzte die Tochter der Obsthändlerin zur Universalerbin ein, womit denn auch der Titel: „Marschallin von Frankreich" auf sie überging.

(Schluß folgt.)

Die neuesten Resultate der Oenologie oder Weinwissenschaft.

(Fortsetzung.)

Auch in der Farbe und dem Geruche des Mostes gibt sich die Einwirkung des Sauerstoffes deutlich kund, indem der in den Beeren und unmittelbar nach der Auspressung derselben fast farb- und geruchlose Traubensaft unter dem Einfluß der Luft schon nach ganz kurzer Zeit eine gelbliche bis bräunliche Farbe und einen angenehmen, halb ätherischen Geruch annimmt.

Am meisten spricht sich jedoch die Wirkung des Sauerstoffs auf den Traubenmost in dem bedeutenden Einflusse aus, welchen derselbe auf den Eintritt und den Verlauf der Gährung ausübt. Schüttelt oder peitscht man nämlich den Most mit Luft, so daß demselben hierdurch eine beträchtliche Menge Sauerstoff einverleibt wird, so tritt die Gährung nicht nur rascher ein, sondern nimmt auch einen kürzeren, lebhafteren und vollständigeren Verlauf. Man bewerkstelligt dies in der Praxis am besten in der Weise, daß man an der Mündung eines Blasbalgs ein langes Rohr anbringt und mit dessen Hilfe Luft in den Most einbläst.

Wir besitzen demnach in der Einverleibung von Luft in den Most ein einfaches und leicht anwendbares Mittel, auf den Gang der Gährung einzuwirken und dieselbe willkürlich zu beschleunigen und dadurch abzukürzen. Doch ist es erst noch Sache der Praxis, genauer zu ermitteln, in wie weit dieses Einblasen von Luft vor der Gährung für die Qualität des zu gewinnenden Weins von Nutzen sein kann und in welchen Fällen dieses Verfahren eine vortheilhafte Anwendung findet. In denjenigen Weingegenden, wo wie bei uns die Weinlese und folglich auch der Gährungsproceß meistens in die letzte Hälfte des Monats October, also schon in die kühle Jahreszeit fällt, und wo demnach das Sauerwerden oder die Essiggährung des Weins auch unter reichlichem Luftzutritte bei der um diese Zeit herrschenden niederen Temperatur nicht zu fürchten ist, dürfte dasselbe jedenfalls die ersprießlichsten Resultate liefern, indem hierdurch eine möglichst vollständige Gährung und Abscheidung des Ferments (Hefe) und auf diese Weise eine größere Haltbarkeit und höhere Güte des Products erzielt würde.

Soviel läßt sich jedoch auf Grund der vielfältigsten Beobachtungen und der unverwerflichsten Zeugnisse heute schon mit Bestimmtheit aussprechen, daß der vollkommene Verschluß der Fässer gleich beim Beginne der Gährung, wie derselbe von einigen Seiten vorgeschlagen wurde und von manchen mit den chemischen Vorgängen im Weine wenig vertrauten Rebenbesitzern mit Hilfe der bekannten Gährröhren leider auch heute noch geübt wird, nur eine höchst ungünstige und schädliche Wirkung auf die Beschaffenheit des Weins hervorbringen muß, indem durch den Ausschluß der Luft und den dadurch bedingten Mangel des Sauerstoffs eben jener vollständige Verlauf der ersten stürmischen Gährung gehindert und die für die Haltbarkeit des Products so wichtige Abscheidung des Ferments verlangsamt wird, was dem Weine häufig sehr nachtheilig sein kann, da die unter diesen Umständen in der Masse des Weins zurückbleibenden Fermenttheilchen nicht nur zersetzend auf den noch vorhandenen Zucker, sondern auch alterirend auf den Alkohol und die das Bouquet bildenden Aetherarten wirken und hierdurch häufig die Ursache von krankhaften Veränderungen des Weines werden.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Stört die Freude der Kinder nicht, — es ist nichts leichter, als einem Kinde Freude zu machen, aber auch leider nichts leichter, als dieselbe zu unterbrechen und nach und nach zu zerstören, denn das Kind hat von den tausend Waffen, die wir Erwachsene in Kunst, Wissenschaft, Erfahrung u. s. w. finden, keine einzige. Es hat nichts als sein kleines, unbeschütztes, nacktes Herz, das wir eben so leicht erheben, als zu Boden schlagen können. Und wenn ihr das bedenkt, so legt euch auch die unendlich ernste Frage vor: Was habt ihr wohl einem Kinde als Ersatz zu bieten für eine verderbte Freude, oder gar für eine, durch euern Irrthum oder Eigensinn entblätterte, gesenkte, verdunkelte und vertrauerte Jugend?

Nicht das große, weite Meer, sondern das Bischen Wasser im Innern des Schiffes bereitet demselben den Untergang! Nicht das über die Welt sich ausbreitende Laster, sondern was davon in den Raum deines Herzens eindringt, stürzt dich in den Abgrund des Verderbens.

Verschiedenes.

Die Berliner Eckensteher können für ihre gewöhnlich träge genug geleisteten Dienste nie ganz befriedigt werden. Ein junger Mann unternahm unlängst den Versuch, er ließ aus einem Quartier zum andern durch solch' ein berühmtes Subject einen Koffer tragen, wozu etwa ein halbes Stündchen Zeit erforderlich war, und reichte dem Eckensteher dafür einen Louisd'or. Der gute Nante betrachtete das Geldstück mit Wohlgefallen, streckte jedoch die Hand aus und sprach: „Ick kann det nicht jleich wechseln lassen, jeben Se mich man noch een Silberjroschen zu'n Kümmel!"

(Abkürzung.) Die besonders im Kaufmannsstande beliebte Abkürzung durch Weglassung des persönlichen Fürworts muß mit Vorsicht gehandhabt werden, sonst kann's geschehen, wie der Satz aus folgendem Absageschreiben: — — „Meine Base in Gengenbach ist gestorben und muß zur Beerdigung; wollen mich deßhalb entschuldigen — — — ꝛc."

(Neue Erinnerungsart.) Herr Streicher: „Das Messer ist gewiß 10 Monat lang nicht geschliffen." Rasirer: „Es ist für Herren, die eben so lang ihr Rasirgeld schulden."

Deutsches Parlament.

Sie werden wohl nur deutsch darin parliren.
Doch, welche Sprache wird dort — Preußen führen?

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 4. Mittwoch, den 9. Januar 1867.

Der Lebenslauf einer schönen Frau.

(Schluß.)

Die zum zweiten Male Wittwe Gewordene hatte sich an ein glänzendes Leben gewöhnt. Es war ihr gelungen, zu zeigen, daß man bei großer Sparsamkeit — großen Luxus treiben könne, und so ließ die Lhanda den gesellschaftlichen Ruf des Hauses in der Straße des Fossés-Montmartre nicht untergehen. Die Marschallin de l'Hopital gab Feste, lud die hervorragendsten Schöngeister in ihr Haus, wie denn auch der berühmte Krüppel, der Dichter oder „Kranke der Königin," Herr Scarron, sich in seinem Rollstuhle zu den literarischen Cirkeln der Lhanda fahren ließ und zu seiner Begleitung eine wunderschöne Dame hatte, die ihm angetraut worden war, deren Geist und Reize Jedermann bewunderte, deren glänzende Zukunft aber Niemand ahnte, als ein prophetischer Maurer, der ihr gesagt hatte: „Gedenken Sie meiner, Madame, wenn Sie einst Königin von Frankreich sein werden." Diese schöne Frau war Franzisca d'Aubigné, jetzt noch Madame Scarron, später die Alles vermögende Marquise von Maintenon. — Molière las in den Sälen des Hotels oft einzelne Bruchstücke seiner neuesten Schöpfungen und Lully erfreute die Hörer durch den Vortrag von Musik, die später in den Räumen des Königspalastes erschallte. — Auf solche Weise mußte die Marschallin de l'Hopital eine Berühmtheit von Paris werden. Jeder Fremde von Bedeutung suchte ihr Haus, und es darf nicht Wunder nehmen daß sich eines Abends, als die Kerzen in den Salons schimmerten, ein fremder Cavalier der schönen Wittwe vorstellen ließ, der sich Herr von Wasa nannte, in Wirklichkeit aber Johann Casimir, der ehemalige König von Polen war, ein Jagellone, der zwar kein Land mehr besaß, dem jedoch der Herrscher Frankreichs ein Asyl gewährte, die Abteien St. Germain des Prés, Evreux und St. Martin verlieh, wodurch der arme Johann wieder einiger Maßen rehabilitirt ward. Ludwig XIV. hatte unter vielen andern ächt königlichen Gewohnheiten auch die angenommen: vertriebenen oder unglücklichen Fürsten am Hofe von Paris eine Freistatt zu eröffnen, was den Kassen viel Erleichterung verschaffte und von den Finanzministern sehr ungern gesehen wurde. — König Johann Casimir war übrigens ein leutseliger Mann. Das Unglück hatte ihn nicht verbissen gemacht. Er bekannte offen: wie eine Krone sein Haupt zu schwer drücke, und da er außerdem durch die Stände Polens eine jährliche Rente von 300,000 Gulden bewilligt erhielt, hatte er abgedankt. Der König von Polen war daher kein mittelloser Mann und — immer ein König.

Er sah die schöne Wittwe des Marschalls mit großem Interesse, besuchte die Festlichkeiten in ihrem Hotel sehr fleißig, und nachdem das so eine Zeit lang fortgegangen war, ließ sich an einem Audienztage der ehemalige Herrscher Polens bei Sr. Majestät von Frankreich in Versailles melden, um die Erlaubniß zur Trauung mit der Marschallin de l'Hopital einzuholen. Anfangs machte König Ludwig ein finsteres Gesicht, doch da er den König so fest entschlossen sah, gab er seine Einwilligung, die er nutzlos verweigert haben würde, denn Johann Casimir blieb zuletzt doch immer selbstständig genug.

Ludwig XIV. fand es, wie er sagte, nur seltsam, daß ein König die Tochter einer Obsthändlerin heirathen wolle. Er hatte noch keine Ahnung, daß er einst Frau von Maintenon

ehelichen werde, die in dem Gefängnisse zu Niort geboren worden war und bei der Ueberfahrt nach Martinique von einem Matrosen in's Meer geworfen werden sollte. Am 4. November 1672 verband Johann Casimir sich ehelich mit Franziska de l'Hopital in der kleinen, durch die Neuerungssucht unsrer Tage zerstörten Hauscapelle des Hotels in der Straße des Fossés-Montmartre. —

Das ist doch ziemlich einem Mährchen gleich. — Von der Obsthändlerin in Grenoble bis zur Gattin eines Königs von Polen — aus der einfachen, bescheidenen Wohnung mit dem Gärtchen davor in die glänzenden, mit Gold und allerlei Zierrathen geschmückten Räume eines prächtigen Hotels versetzt und dennoch immer sanftmüthig, ohne Stolz, ohne Dünkel — das war die schöne Lhanda, deren glanzvolle Laufbahn ein Niesen bestimmt hatte. Der fleißige Secretär Jannin ahnte nicht, als er entrüstet das Häuschen der Mignots verließ, daß sein Entlaufen eine Gattin Johann Casimirs, Königs von Polen, schuf. Wenn sich Jannin nun nicht so arg über das schuldlose Geräusch der reizenden Nase seiner schönen Braut entsetzt hätte? — — Man sage noch: Die Schriftsteller oder Dichter erfinden Dinge, die einiger Maßen unwahrscheinlich sind. Es läßt sich Nichts erdenken, das nicht wirklich sich ereignen könnte. —

Die schöne Lhanda war also „Königin von Polen," zwar ohne Land, aber — sie hatte die Würde mit ihrem Gatten getheilt. Das Schicksal wollte jedoch die interessante Frau nicht lange den Männern gönnen, welche durch ihren Besitz ein großes Glück erlangt zu haben glaubten und wirklich erlangt hatten. König Johann Casimir hatte am 4. November 1672 die schöne Wittwe geehelicht — aber bereits am 16. December desselben Jahres riß ihn der Tod von der Seite der Gattin. Sein ganzer Nachlaß, namentlich bedeutende Juwelenvorräthe gingen in den Besitz der schönen Lhanda über, die sich nun zum dritten Male als Wittwe sah. Sie zählte damals drei und fünfzig Jahre, ohne daß ihre Reize einer merklichen Veränderung unterlegen wären, ja — Viele behaupteten, sie sei schöner als je.

Die Reihe der stillen und öffentlichen Freier ward länger. Man lauerte begierig auf den Entschluß der schönen Frau, und einige Cavaliere, deren Stammschlösser arge Risse zeigten, die mit Noth und Mühe ihre Felder bebauen konnten, um von dem Ertrage einige Monate in Paris zu leben, rüsteten sich bereits, auf die Werbung zu gehen.

Das Vermögen der Wittwe war ungeheuer. Sie hatte gleich nach dem Tode des Marschalls die Grafschaft Ronay an die Prinzessin von Lillebonne verkauft und ein bedeutendes Geld dafür erhalten, außerdem waren ihre Capitalien mächtig angewachsen. Wer wird der Glückliche sein? fragte sich alle Welt, denn die Lhanda zeigte noch eine so beachtenswerthe Schönheit, daß Niemand an ihren Rücktritt aus der Gesellschaft glaubte. Die große Masse irrte sich aber. Die Fenster des Hauses in der Straße des Fossés-Montmartre strahlten nicht mehr von Kerzenglanz, vor dem hohen Thore hielten nicht mehr lange Reihen von Carossen. Still — immer stiller ward es in den großen Räumen. Die schöne Lhanda fuhr selten aus — sie mied die ehemaligen Genossen ihrer Feste. Bald ward es zur Gewißheit, daß sie nicht mehr an eine Verbindung denke, sie mochte entweder nicht wieder von der Stufe heruntersteigen, die sie durch die Heirath mit einem Fürsten erklommen, oder — sie achtete das Andenken desselben zu hoch, um ihm noch einen Nachfolger, sich einen anderen Namen, als den einer Königin von Polen zu geben. Wenn sie von Johann Casimir sprach, pflegte sie stets zu sagen: „Der König, mein Herr."

Als der Sommer gekommen war, bemerkte man, daß die schöne Lhanda sich nicht mehr zeigte. Sie hatte ihr Haus verlassen. Die neugierige Welt erfuhr, wie die einst so gefeierte Frau zu den Nonnen, den Carmeliterinen der Straße du Bouloy gezogen sei. Hier, in der Stille des Klosters, zwischen den frommen und verehrten Schwestern hatte Franziska Mignot — de Portes — de l'Hopital — Königin von Polen ihre bleibende Stätte gefunden. Sie erhielt im Kloster eine freundliche, bequeme Wohnung und siedelte mit ihren frommen Hausgenossen in das neue Gebäude über, welches die Schwestern in der Straße Grenelle erstanden. Hier empfing sie noch oft Besuche ihrer ehemaligen Freundinen und erfreute sich an den Erinnerungen des vergangenen Lebens, der ernsten und der heiteren Stunden desselben.

Einen großen Theil ihres Vermögens vermachte sie ihrer Geburtsstadt, die andere Hälfte dem Kloster. Zahlreiche Legate wurden für weniger glückliche Freunde ausgesetzt. Ein Gegenstand allgemeiner Verehrung, betrauert und bis zu ihrem Tode sorgfältig gepflegt, ist sie am 30. November 1711, neunzig Jahre alt, in den Armen der Nonnen des Klosters der Straße Grenelle gestorben.

Das ist die Geschichte Franziska Mignots, die unter dem Namen der „schönen Lhanda" noch heute in ihrer Vaterstadt Grenoble gekannt und geliebt ist, und ihres nun halb zerstörten Hauses in der Straße des Fossés-Montmartre.

Die neuesten Resultate der Oenologie oder Weinwissenschaft.

(Fortsetzung.)

Je vollständiger daher diese sog. Nachgährung, welche sich bekanntlich oft durch mehrere Jahre hinzieht, vermieden wird, desto mehr gewinnt der Wein an Güte und Haltbarkeit, und es ist daher ein unbestrittener Grundsatz der rationellen Weinfabrikation, daß der Most stets ein um so besseres Product liefert, je vollständiger von vornherein der Hauptgährungsproceß verläuft. Durch Nichts wird jedoch dieser Zweck wirksamer erreicht als durch eine angemessene Lüftung des Mostes, und es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß man durch eine künstliche Zufuhr von Sauerstoff, etwa auf die eben vorgeschlagene Weise durch Einblasen von Luft vermittelst eines geeigneten Blasbalges, das Zurückbleiben von Fermenttheilchen in dem Weine sowie die dadurch bedingte Nachgährung, wenn nicht ganz verhüten, so doch auf ein unschädliches Minimum reduciren würde.

Jedenfalls sollte aber die Gährung nie anders als in unverschlossenen Fässern oder in offenen Bütten stattfinden, welch' letztere alsdann nur mit einem Deckel leicht bedeckt werden, so daß sie der Luft hinreichenden Zutritt gestatten. Auf letztere Art vergähren bekanntlich fast alle französischen Rothweine und auch die hierüber in Deutschland, namentlich von Herrn v. Babo und von dem Kellermeister des Fürsten Metternich zu Johannisberg angestellten Versuche, bei welchen derartige leicht bedeckte Bütten oder mit mehreren Löchern versehene Fässer angewendet wurden, ergaben gleichfalls die vorzüglichsten Resultate, indem die nach diesem Systeme erhaltenen weißen und rothen Weine sich durch ihre Güte sehr wesentlich vor allen übrigen desselben Gewächses auszeichneten.

Einen sprechenden Beweis für den Nutzen des fraglichen Gährverfahrens liefert außerdem auch die bayerische Bierfabrikation, bei welcher man, um eine möglichst rasche und vollständige Abscheidung des Ferments und dadurch eine größere Haltbarkeit des Gebräues zu erzielen, die Bierwürze gleichfalls in weiten, offenen Bottichen bei einer Temperatur von 6—8° vergähren läßt. Ueberhaupt dürften unsere Weinproducenten wohl noch Mancherlei von der modernen wissenschaftlich rationellen Bierbrauerei zu lernen haben.

Hinsichtlich der oben erwähnten und zum vollständigen Luftabschlusse während der Gährung bestimmten Gährapparate können wir daher nur wiederholen, was Liebig schon vor langen Jahren in seinen chemischen Briefen von ihnen sagte, daß dieselben nämlich weiter nichts als eine vollkommen zweck- und nutzlose Erfindung irgend eines müßigen Kopfes sind, die man eben nachahmt, ohne sich weiter Rechenschaft davon zu geben.

Als Hauptvorzug dieser Gährungvorrichtungen wird in der Regel angeführt, daß mit Hilfe derselben sogleich nach Beendigung der Gährung ein fester Verschluß des Fasses bewerkstelligt und so die etwaige schädliche Wirkung der Luft auf den neuen Wein verhütet werde. Es ist allerdings richtig, daß der bereits vergohrene und fertige Wein durch die längere Berührung mit der Luft viel von seiner Güte und seinem Wohlgeschmack einbüßt; doch ist ein solcher Nachtheil in dem vorliegenden Falle schon aus dem Grunde nicht zu fürchten, weil der junge Wein, welcher übrigens wegen seines noch sehr geringen Gehaltes an flüchtigen, ätherischen Bestandtheilen auch an freier Luft kaum merklich verliert, in dem oberen und leeren Theile des Fasses auch noch einige Zeit nach der ersten stürmischen Gährung von einer Atmosphäre von Kohlensäure bedeckt ist, welche ihn wenigstens so lange vor der Einwirkung der äußeren Luft schützt, bis man das Faß durch den Spund verschließen kann. Aber auch zugegeben, daß die bezeichneten Gährvorrichtungen in der angedeuteten Hinsicht

wirklich einem nützlichen Zweck dienten, so ist doch dieser geringfügige Nutzen im Vergleich zu ihrer anderweitigen nachtheiligen Wirkung kaum in Anschlag zu bringen. (Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Der Tod eines Zeitungsschreibers.) Einer der ausgezeichnetsten Notizensammler für Zeitungsblätter von Paris war Mathieu Donzelot. Dem Pariser Schriftsteller Thomas verdanken wir eine Lebensbeschreibung desselben, und das Capitel von seinem Tode ist würdig, den Schluß einer Epopöe zu bilden. Eines Tages, als in Paris zwischen dem Pöbel und der Nationalgarde ein erbitterter Straßenkampf wüthete, stand Donzelot auf dem Platze des Pantheons mitten im Steinhagel und Kugelregen und verzeichnete emsig den Verlauf des Kampfes. Einer seiner Freunde ruft ihm im Vorbeigehen zu: „Was thun Sie denn hier, Unglückseliger? Fliehen Sie, retten Sie sich!" Ohne sonderlich auf den Mahnruf zu achten, zieht Donzelot seine Uhr und verzeichnet von Minute zu Minute die Fortschritte der einen oder der anderen Partei. „Sie wollen nicht von diesem Unglücksplatze fort?" fragt ihn sein Freund von Neuem. — „Gott bewahre!" erwiederte Donzelot, „aber wenn Sie mich verbinden wollen, tragen Sie diesen Zettel in die Redaction „unseres" Blattes und sagen Sie dort, daß ich hier bleibe, um die „Fortsetzung" zu schicken." Eine Stunde später hatte die Verwirrung und das Blutvergießen den Höhepunkt erreicht, die Aufständischen und die bewaffnete Macht waren handgemein geworden, die Nationalgarde feuerte mit Kartätschen. Donzelot wurde von einer Kugel getroffen; ein Arzt eilte herbei. „Sie sind verwundet?" fragte er. „Ja", erwiederte Donzelot, „und wie es scheint, ziemlich schwer, denn ich kann nicht mehr schreiben." — „Jetzt handelt es sich nicht um's Schreiben; lassen Sie sich verbinden!" — „Das hat keine so große Eile, Herr Doctor, Jeder nach seinem Berufe! Der meinige ist, das Ereigniß zu erzählen! Wenn Sie aber Etwas für mich thun wollten, so könnten Sie mich ein wenig ersetzen. Ich bitte Sie, schreiben Sie an den Rand dieser Seite folgendes Postscriptum: „Drei Uhr zwanzig Minuten Nachmittags. In Folge einer von der Artillerie der Nationalgarde abgegebenen Kartätschensalve zählte man unter dem Volke drei Verwundete und einen Todten." — „Ich sehe wohl Verwundete," bemerkte der Arzt, „aber ich sehe keinen Todten!" — „Der Todte," sagte Donzelot, „der bin ich" — und verschied.

(Rothschild.) Nathan Meyer war der dritte und klügste Sohn des alten Amschel Rothschild; er siedelte im 21. Jahre nach England über, speculirte auf eigene Faust und ward später das Haupt des Hauses. Seinen Hauptschlag machte er 1815; seine Spione und Couriere folgten dem Heere auf dem Fuße, der Schlacht von Waterloo wohnte er aber selber bei. Aus einem Versteck in der Nähe des Schlosses von Hougemont folgte er den Schwankungen des 18. Juni mit nicht weniger Spannung, als Wellington und Napoleon; als er aber gegen Abend die Franzosen zurückweichen und Blücher und Wellington sich die Hände schütteln sah, da sagte er zu sich: das Haus Rothschild hat gewonnen! und bestieg ein Pferd, welches den ganzen Tag gesattelt und bereit gestanden hatte. Er ritt die ganze Nacht hindurch und kam früh am Morgen nach Ostende. Die See war so stürmisch, daß kein Bootsmann sich hinaus wagen wollte, zuletzt ließ sich ein Schiffer für 80 Pf. Sterling gewinnen. Am Abend war er in Dover, am 20. Juni in London und an der Börse. Gerüchte der trübsten Art hatten sich hier verbreitet, und Nathan Meyer hütete sich wohl, dieselben zu zerstreuen. Im Alleinbesitz des Geheimnisses, daß Napoleon vernichtet sei und England gesiegt habe, war er mit seinen Agenten eben so eifrig zu kaufen, als alle Andern sich drängten, zu verkaufen. Als am 21. Juni die Börse schloß, da waren die Papierschränke Nathan Meyers übervoll, eine Stunde später traf der Regierungs-Courier mit den Depeschen vom Schlachtfelde ein. Ganz London klang von Siegesjubel, am andern Morgen eröffnete die Börse mit fabelhaften Preisen. Nathan Meyer wurde an einem Tage um mehr als 1 Million Pfund Sterling reicher.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 5. Freitag, den 11. Januar 1867.

Zwei Sylvesternächte.

Du lieber Himmel! wieder ein Jahr vorüber und ich bin noch immer nicht verheirathet! Heut' vor'm Jahr gelobte ich mir, Alles aufzubieten, um einen Mann zu bekommen; — ich habe mein Gelübde gehalten, sparte keine Mühe, mir die Pforten des Ehestandes zu öffnen, und siehe da! ich bin ledig wie zuvor.

Vergebens trug ich neue Kleider, reizende Hütchen, coquete Schleier, enge Handschuhe und noch engere Stiefelchen; — vergebens kaufte ich ein Chignon, üppige Flechten und glänzende Locken; — vergebens verbrachte ich lange Stunden bei meiner Toilette; — Zeit und Geld und Mühe sind verschwendet, 365 Tage abermals vorüber und — ich bin ledig wie zuvor. Und ach! ich habe keine Zeit zu verlieren! ich bin — in Gottesnamen heraus mit der Wahrheit! — 35 Jahre alt, obgleich, wenn ich gerade meinen guten Tag habe, man mich für höchstens 29 hält. Toilettenkünste sind doch auch nicht ohne ihren Werth. Ich bin müde und schläfrig; ein Ball ohne den gewünschten Erfolg ist ein recht ermüdendes Ding. Aber ich will gewiß nicht die Augen schließen, ehe ich mir einen Plan erdacht, einen Mann zu angeln; einen recht guten, sicheren Plan, der nicht fehlschlagen kann, der — der. —

* * *

Was bedeutet das Geräusch? Wohin gehe ich? Wer trägt mich durch die kalte Winterluft? Wie eisig es mich anweht! Wie hell Mond und Sterne funkeln! Ich bin in einem düsteren Zimmer, ein schwarz-behängtes Bett steht in der Ecke; man setzt mich auf einen Stuhl, die Vorhänge werden auseinandergeschlagen, ich sehe einen alten, weißhaarigen Mann, der nur noch schwach athmet. Er liegt im Sterben, sein runzeliges Gesicht ist fahl wie ein Leichentuch, aber aus seinen Augen zuckt mir ein satyrisches Lächeln entgegen.

„Wie," sagt er, „immer noch ledig? Immer noch auf der Vacanzenliste der Ehe? Ich bin das Alte Jahr; als ich vor 365 Tagen geboren wurde, thatest du ein Gelübde, daß du verheirathet sein würdest, ehe ich stürbe. Ich habe nur noch eine Stunde zu leben, und dein Schwur ist unerfüllt. Wie geht das zu? Hast du auch gewiß keine Mühe gespart, dein Ziel zu erreichen?"

Ich will antworten, aber meine Zunge versagt den Dienst; ich will mich bewegen, aber meine Kraft ist dahin.

Das Alte Jahr lacht höhnisch. „Was? Keine Antwort? Keine Entschuldigung? Nun gut, dann muß ich Diejenigen herbeirufen, welche statt deiner sprechen können und es erklären werden, warum dir deine Absicht nicht gelungen ist. Winter! Vater Winter!"

Ein kalter Luftstrom trägt dicke Schneeflocken in's Gemach, und ein kräftiger alter Mann erscheint am Fuße des Bettes. Sein Gewand glitzert von Eiszapfen und gefrorenem Schnee, ein Tannenreis schlingt sich um sein Haupt, und sein eisiger Athem ist in leichten Wolken vor seinem langen Barte sichtbar.

„Sage mir, Freund," spricht das Alte Jahr, mit dem knöchernen Finger auf mich deutend, „was denkst du von dieser Dame? Warum konnte sie während deiner Regierung auf Erden keinen Gatten finden?"

Sogleich antwortet eine schrille Stimme: „Weil sie ihre ganze Aufmerksamkeit der Herstellung des äußeren Scheines widmete und des inneren Werthes vergaß." Und augenblicklich ist der alte eisbedeckte Mann verschwunden, die Schneeflocken hören auf zu

fallen und die Luft ist nicht mehr so kalt. Wieder ertönt ein Spottgelächter von den Lippen des Sterbenden und er ruft laut:

„Frühling! Komm' hierher, du schöne, flüchtige Maid!"

Eine Wolke Staub, vom Luftzug gejagt, fährt durch den Raum, und plötzlich steht ein reizendes Mädchen vor mir; ein lichtgrünes, mit Veilchen und Schneeglöckchen besäetes Gewand umhüllt ihre Glieder; Thränen sind auf ihrer Wange, aber ein Lächeln spielt um den Mund; in der Hand hält sie einen knospenden Weißdornzweig, und ein leichter, aus Regenbogenfarben gewobener Schleier fließt von ihrem Kopfe herab.

„Diese Dame," bemerkte das Alte Jahr, indem es mich spöttisch anschielte, „ist bei dem reifen Alter von 35 Frühlingen angelangt und trägt noch immer den Mädchennamen. Vermagst du ihr, schöne Maid, für die Zukunft einen Rath zu geben, wie sie sich unter die Haube bringen könnte?"

„Es thut nicht immer gut, sich mit falschen Federn zu schmücken," lautete die rasche Antwort. „Eitelkeit, Putzsucht und weltlicher Sinn sind nicht die anziehendsten Eigenschaften in der Welt, ebenso wenig führen sie zum wahren Glück im Ehestande, —" und mit einer anmuthigen Neigung des Hauptes entschwebt das reizende Wesen. Der Luftzug weht nicht mehr, und die Staubwolke hat sich zerstreut.

„Immer schlimmer," murmelte das Alte Jahr. „Kein Wunder, daß es dir nicht gelungen ist, dein Gelübde zu halten. Aber ich darf nicht zögern. Sommer, bist du da?"

Eine Fluth von Sonnenlicht strömte blendend herein; glühende Hitze umgibt mich, ich fühle mich fast ohnmächtig, aber ich kann weder sprechen, noch mich bewegen. Eine Frau im Glanze vollerblühter Schönheit steht am Bette; ihr Kleid ist himmelblau, mit heiteren, süßduftenden Blumenguirlanden verziert; ihr langwallendes goldenes Haar umgibt sie wie ein Schleier, und eine Schaar bunter Schmetterlinge flattert um sie herum.

„Schöner Sommer," fragt mein spöttischer Quäler, „welche Hindernisse stellen sich dem Wunsch dieser Dame entgegen, verheirathet zu werden? Sie harrte so sehnsüchtig und doch so vergebens des Freiers. Ist ihr Loos nicht ein hartes?"

„Ein hartes Loos?" wiederholt der Sommer, „sage lieber eine gerechte Vergeltung, eine natürliche Folge. Wer wäre thöricht genug, eine geschminkte, duftlose, künstliche Blume einer frischen Rose oder keuschen Lilie vorzuziehen? Ist nicht die kleinste echte Perle von größerem Werthe, als der größte falsche Diamant? Wer würde sich einer Frau verbinden wollen, deren Reize nur das Ergebniß einer kunstvollen Toilette sind und deren höchstes Streben es ist, nur immer nach der neuesten Mode gekleidet zu sein? Echte Schönheit ist ja von keinem dauernden Werthe, was soll man denn von erborgter sagen? Du weißt meine Meinung; lebe wohl!"

Und die Frau und der Sonnenschein sind im Nu verschwunden.

„Es bleibt jetzt nur noch Einer zu hören übrig," stöhnt das scheidende Jahr mit schwacher Stimme, „nur noch Einer. Meine Minuten sind gezählt, mein Athem erlischt. Herbst — komm' schnell, sonst ist es zu spät!"

Ich höre ein Rascheln, dürre Blätter umwirbeln mich, und ein Mann mittleren Alters in rothbraunem Gewande, mit einem Korbe im Arm, den köstliche Früchte füllen, steigt vor mir auf.

„Sage mir," ächzt der Sterbende, „warum fand sich während meines Lebens kein Bewerber für die Hand dieser Dame? Sprich schnell — denn bald — bald — werde ich nicht — mehr — sein!"

„Es gibt viele Männer in der Welt," antwortete der Herbst, „welche sich wenig oder gar nicht um Schönheit kümmern und welche freudig ein Mädchen zur Lebensgefährtin wählen würden, das nicht durch äußere Reize blendet, aber ehrlich, treu, liebenswürdig und liebend ist; es gibt auch viele Männer, welche thöricht genug sind, äußere Schönheit über Alles zu stellen und darnach sich die Braut zu suchen; aber sicherlich gibt es nur sehr Wenige, die wissentlich der Gatte eines Wesens werden möchten, das nur immer bemüht war, Das zu scheinen, was es nicht ist, und welches nicht aus zärtlicher Neigung und um der Hoffnung häuslichen Glückes willen zu heirathen wünschte, sondern nur, weil es seiner Eitelkeit schmeichelte, einen Mann gefunden zu haben."

„Wahr, nur zu wahr!“ seufzte das arme Alte Jahr, indem es die brechenden Augen auf mich richtete, „du hörst, was meine getreuen Jahreszeiten gesagt. Nimm den Rath eines Sterbenden an. Wirf alle Täuschungen von dir, schmücke dein Herz, anstatt dein äußeres Wesen. Du hast es vergebens auf einem Wege versucht, glücklich zu werden, versuche es auf dem anderen. Wer — kann sagen — ob der Erfolg — nicht wahr ist? Und nun leb' wohl! — meine Sterbestunde schlägt, — in der nächsten Minute wird mein Nachfolger geboren sein. Leb' wohl — leb' wohl!“

Die zitternden Töne verstummen plötzlich, der laute Schlag der Uhr trifft mein Ohr; das Sterbezimmer des Alten Jahres verschwimmt vor meinem Blick und — ich erwache.

Ich fahre in die Höhe, ich bin verwirrt und voll Angst, ich fürchte immer noch das schwarzbehängte Bett und den sterbenden Greis vor mir zu sehen. Horch! Wieder schlägt eine Uhr, — wie feierlich die Töne klingen! Zwölf!! Das Alte Jahr ist vorüber; ein Neues Jahr hat seinen Lauf begonnen.

Welch' seltsamer Traum, und welchen lebhaften Eindruck er auf meinen Geist gemacht hat! Wäre ich am Ende wirklich zu tadeln gewesen, — hätte mein Benehmen den Vorwurf, den mir die Jahreszeiten gemacht, verdient? Beinahe möchte ich den Versuch machen, mich zu ändern; der Rath war vielleicht so übel nicht; überdies, was habe ich zu verlieren? — So sei es denn! Fort mit weltlicher Eitelkeit, fort mit der Maske! Sei du fortan meine Führerin — W a h r h e i t!

* * *

Wieder ist es Sylvesterabend.

Ich sitze in der traulichen Sophaecke und warte auf — ja wirklich — auf m e i n e n M a n n! Ich bin seit vier Wochen verheirathet und war noch niemals in meinem Leben so glücklich, als ich es jetzt bin. All dieses Glück verdanke ich dem seltsamen Traume der vergangenen Sylvesternacht. Ich glaube jetzt fest an Träume und rathe allen Leuten, es auch zu thun. Es kostete mich anfänglich große Mühe, einen anderen Charakter anzunehmen, oder eigentlich nicht mehr unter einem f a l s c h e n Charakter zu erscheinen. Es war ein wahrhaft heroischer Entschluß, dem jugendlichen Putz, den künstlichen Locken, der Schminke und derartigen Dingen Lebewohl zu sagen, aber ich war zur Ausdauer entschlossen und habe meinen schönsten Lohn gefunden. Ich habe jetzt eine eigene Häuslichkeit, eine angenehme, behagliche, gesicherte Existenz, und was noch mehr und mir das Höchste ist, — einen gütigen, liebevollen Gatten, in dem ich den Inbegriff aller Vollkommenheit erblicke. Von Herzen wünsche ich meinen Mitschwestern das Gleiche — zum sicherlich willkommenen Neujahrsangebinde.

Die neuesten Resultate der Oenologie oder Weinwissenschaft.

(Fortsetzung.)

Wir gelangen nun zu dem Einflusse, welchen der Sauerstoff der Luft auf den bereits vergohrenen Wein und dessen weitere Entwickelung und Reife ausübt. Wie bei dem Moste, so überrascht uns auch hier zunächst die zuerst von Boussingault constatirte bemerkenswerthe Thatsache, daß der Wein niemals freien Sauerstoff, sondern stets nur Stickstoff und Kohlensäure, welche letztere noch von dem Gährungsprocesse herrührt, absorbirt enthält. In der ersten Zeit nach der Gährung besteht das in dem neuen Weine aufgelöste Gas, wie man dies auch ohne chemische Analyse leicht voraussehen konnte, blos aus Kohlensäure, welche demnach bei ihrer stürmischen und massenhaften Entwickelung während der Gährung das vorher in dem Moste aufgelöst gewesene Stickstoffgas wieder verdrängt und ausgetrieben hat, und deren Menge in dieser Periode nach Pasteur's Untersuchungen auf ein Maas nahezu $1\frac{1}{2}$ Maas beträgt. Erst einige Zeit nach der Gährung enthält der neue Wein neben Kohlensäure wieder Stickstoffgas, das demnach offenbar von der Luft herrühren kann, welche während des Lagerns allmählich unter Austritt von Kohlensäure auf dem Wege der sogen. Endosmose durch die Faßwände hindurch eindringt, und es ist hiernach klar, daß der auf diese Weise von dem Weine gleichzeitig mit dem Stickstoffgas absorbirte, aber in demselben nicht mehr vorhandene Sauerstoff, ebenso wie bei dem Moste, in die Masse des Weines

übergegangen und zu einem bleibenden Bestandtheil desselben geworden ist.

Es läßt sich dies experimentell leicht in der Weise darthun, daß man Wein längere Zeit in einer, nicht ganz vollgefüllten, also Luft enthaltenden und vollkommen hermetisch verschlossenen Flasche unter öfterem Umschütteln stehen läßt. Untersucht man hierauf den Inhalt, so findet man weder in der in dem leeren Theile der Flasche enthaltenen Luft, noch in den von dem Weine absorbirten Gasen mehr eine Spur von Sauerstoff, sondern nur Stickstoff und Kohlensäure, und es ist demnach keine andere Annahme möglich, als daß der aus der Luft der Flasche verschwundene Sauerstoff sich mit dem Weine verbunden und dauernd darin fixirt hat.

In Folge dieses steten Bestrebens des Weines, Sauerstoff aufzunehmen, findet sich auch in der Luft des leeren Raumes, welche sich durch die sogen. Zehrung (d. h. die fortwährend durch die Faßwände hindurch stattfindende Verdunstung) nach kürzerer oder längerer Zeit in jedem vollen, wenn auch geschlossenen Fasse erzeugt, gleichfalls niemals Sauerstoff, sondern wiederum nur Kohlensäure und Stickstoff, wodurch man zugleich ein gewisses Maß für die Größe dieser Weinoxydation erhält, da sich nach der Menge des vorgefundenen Stickstoffgases leicht aus der Zusammensetzung der Luft berechnen läßt, wie viel Sauerstoffgas gleichzeitig mit diesem Stickstoff von außen in das Faß und den Wein eingedrungen sein muß. Nach derartigen Messungen von Pasteur bindet der Burgunderwein durch Zehrung in einem Jahre in minimo ungefähr 12—15 Kubikcentimeter Sauerstoff per Liter, so daß demnach ein Liter dieses Weines während der 2—3 Jahre, welche derselbe vor dem Einfüllen in Flaschen in Fässern zubringt, auf diesem Wege zwischen 30 und 45 Kubikcentimeter Sauerstoff aufnimmt.

Da jedoch diese Sauerstoffaufnahme durch die gesammte Oberfläche der Faßwände hindurch stattfindet, so bilden diese Ziffern nur ein sehr geringes Minimum, das man jedenfalls bedeutend erhöhen muß, um die in Wirklichkeit von dem Weine während des Lagerns aufgenommene Sauerstoffmenge zu erhalten.

Wie sich schon a priori aus der verhältnißmäßig sehr bedeutenden Menge des auf diese Weise in den Wein übergehenden Sauerstoffs entnehmen läßt, so bringt dieser mächtigste aller chemischen Agentien im Verlaufe seiner Aufnahme und Bindung auch in der Natur des Weines die wichtigsten Wirkungen und Veränderungen hervor, welche man in der gewöhnlichen Sprache als das Reifwerden oder die Entwickelung des Weines bezeichnet. Indem sich nämlich der Sauerstoff hierbei mit gewissen oxydirbaren Bestandtheilen des jungen Weines verbindet, erlangt derselbe oft diejenigen Eigenschaften, welche ihn als fertigen, reifen Wein charakterisiren.

Der anfangs herbe, rauhe, kaum an Wein erinnernde Geschmack schwindet, der erst übele Geruch macht dem lieblichen Dufte der ätherischen Blume Platz, die Farbe entwickelt sich, und gleichzeitig setzen sich als Product dieser Oxydation verschiedene Niederschläge ab; mit einem Worte, der Traubensaft wird Wein.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Süßholz, ein Medicament, das das schwache Geschlecht einnimmt und das für das starke einnimmt. Um bei der Cur (oder Cour) Erfolg zu haben, muß man es gehörig raspeln.

Dem Vaterlande.

Wie der Gärtner mußt du warten,
Bis der Lenz macht Alles grün,
Bis auch dir in deinem Garten
Deine Blumen wieder blüh'n.

Mag es stürmen, mag es toben —
Trag' das Leiden mit Geduld!
Aller Segen kommt von oben,
Immer neu ist Gottes Huld.

Darum laß dich nicht verdrießen
Deine Plag' und deine Müh'n!
Der den Grashalm lässet sprießen,
Läßt auch deine Blumen blüh'n.

Schloß Corvey, Weihnachten 1866

Hoffmann von Fallersleben.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler Jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 6. Sonntag, den 13. Januar **1867.**

Der erste Schnee.

Schnell, Kinder, kommt! Es fällt der Schnee
In zahllos kleinen Flocken nieder;
Das Auge richtet in die Höh',
Seht, immer neue kommen wieder.

Schon ist die Gegend rings umher
Bedeckt mit weicher, weißer Hülle,
Und immer schickt noch mehr und mehr
Der Himmel aus der Wolken Fülle.

Es ist der Schnee der Erde Kleid,
Zum Schutz des Winters ihr gegeben,
Und jedes Jahr wird es erneut,
Darunter schlummern tausend Leben.

Solch Kleid besitzt kein Menschenkind —
Möcht' wohl auch wenigen gefallen —
Denn all die kleinen Flocken sind
Geformt aus herrlichen Krystallen.

Ist Menschenkunst auch noch so fein,
Solch Kleid kann nimmermehr sie weben —
Seht, die Natur kann das allein,
Und was sie schafft — ist Alles Leben!

Das Geheimniß des Pavillons.

Eine Strandgeschichte von Julius Mühlfeld.

I.

Noch einige Schritte durch den kostbaren, grünen Wald, in dessen Frische mir das Herz aufgegangen war durch all den Staub hindurch, den ein Studiensemester auf dasselbe gehäuft hatte, zwischen dessen alten, breitästigen, himmelanstrebenden Eichen und Buchen, die oben in schöner Symmetrie die blattreichen Aeste ineinanderschlangen, gleich den stolzen Säulen unserer Gothik, ich mich wie in einem Dome befunden hatte, in dessen endlosem Raume der profane Mensch nicht Priester und Verkündiger sein, sondern nur bescheiden lauschen durfte und sich andachtsvoll erheben lassen, wenn die Natur selbst den Ewigen und Unerforschlichen feierte, bald in stiller Messe und wortloser Anbetung, bald in großartig jubelvollem Hochamt, zu dem alle Stimmen sich regten in hoher Begeisterung, zu dem der Weiheduft aus jedem Blatt der hochstrebenden Säulen, wie aus jedem Kelch des niedern Waldblümchens steigt, zu dem die niedergehende Sonne mit einem Strahlen, das unbeschreiblich bleibt, tausend und abertausend Lichter entzündet und eine goldige Opferglut über den Dom breitet, vor welcher der Mensch nur stumm anbeten kann. . . .

Noch einige Schritte durch diesen Wald, in welchem ich einige Stunden solchen Hochgenusses gefeiert hatte, dann öffneten sich die Bäume, und mit dem Blicke auf die offene Weite gewann ich zugleich den auf das offene Meer. Nur wenige tausend Schritte von seinem Ufer entfernt war des Waldes Rand gelegen, und sich leise abdachend, senkte sich der Boden dem Ufer zu, welches ohne besonderes Merkmal sich in dem feinen gelben Sande verlor, über den die sanften Wellen jetzt so fromm und zahm wie spielende Kinder hinrollten. Doch bezeugten die feuchte Spur, die dunkeln Meergrasbüschel, welche umherlagen, der aufgehäufte Flugsand und die Millionen kleiner weißer Muscheln, die, wie mit freigebigen Händen ausgesäet, den Boden bedeckten, recht deutlich, daß nicht immer das furchtbare Element so folgsam und sanft wie heute sein konnte, wo der schräg über seine Endlosigkeit fallende Abendsonnenstrahl es in

fließendes Gold wandelte, sondern in Augenblicken der Aufregung und des wilden Grolles seine entfesselten, sturmgepeitschten Wogen weit über seine jetzige Grenze hinaus und fast bis an des Waldes Rand heraufwälzte.

Wie oft hatte ich nun diesen Anblick des Hervortretens aus dem Walde an dieser Stelle schon genossen, und jedes Mal erfüllte er mich mit neuem Entzücken, mit neuer Bewunderung vor solcher Majestät der Schöpfung. Des Menschen leicht gesättigter und an das Bestehende gewöhnter Sinn findet auch in der schönsten Naturumgebung, die er täglich genießt, bald nichts Außerordentliches mehr. Und jede Gegend, auch selbst die ärmlichste, ist doch der Schöpfungswunder voll! Aber auch ich vergaß derselben leichten Sinns, wie sie mich täglich umgaben, und es bedurfte des neuen veränderten Eindrucks, um mein Entzücken vor den Wundern dieser Welt neu wachzurufen.

Und immer war das noch geschehen, so oft ich mit dem Beginn der Ferien meine gewohnte Wanderschaft zu des Onkels Gute angetreten hatte und an diese Stelle gelangt war. Eine lange Weile stand ich auch heute bewundernd da, mit meinen fast geblendeten Augen die unendliche Herrlichkeit schlürfend, nicht ermessend; dann schlug ich den Strandweg ein, welcher dicht am Waldesrande entlang führte und der mich binnen einer guten Stunde nach Steinitz auf des Onkels Gut bringen mußte.

Des Onkels Gut war meine zweite Heimath, der Onkel mein zweiter Vater geworden. Die Mutter war mir schon sehr zeitig gestorben, so daß ich kaum noch im Stande geblieben, mich ihrer Züge und ihrer Liebe zu erinnern, und auch den Vater verlor ich, während ich mich auf dem Gymnasium für die Universität vorbereitete. Des sterbenden Vaters Wort wies mich an seinen Bruder, der auf dem einsam und abgeschieden am Meeresstrande gelegenen Gute Steinitz selbst sehr einsam und abgeschieden lebte und bisher weder mit Fremden, noch auch kaum mit seinen beiden Geschwistern im Verkehr gestanden hatte. Er galt für einen Sonderling und war es wohl auch, doch einer von denen, die nicht Haß, Groll und Abneigung gegen die Menschen, sondern die wuchtige Hand des Schicksals, welche seinem Leben tiefe Wunden geschlagen haben mochte, und das Verlangen, mit seinem Schmerz und seiner stillen Trauer allein und von anderen Menschen unbeobachtet, ungestört und unbemitleidet zu bleiben, zum Einsiedler gemacht hatte.

Seine Geschwister ließen ihn dabei gewähren. Onkel Anton war eine jener weichen Naturen, die an einem Schmerze ihres Lebens zehren und von ihm verzehrt werden, und die sich endlich so mit ihm zusammen verbinden, daß dieser Schmerz ihr stilles Glück, ihr treuer Freund wird, mit welchem sie geschwisterlich zusammen leben und sterben, ohne jemals wieder nach der Welt Verlangen zu tragen. Der Katholicismus hatte seine Klöster und Eremitagen, in welche sich solche Naturen retten konnten, bei den Protestanten muß sich der Einzelne, wenn es seine Verhältnisse gestatten, seine Klause selber schaffen.

Onkel Anton war natürlich unverheirathet. Ich hatte ihn früher niemals gesehen, und es geschah nicht ohne Herzklopfen, als ich vor fünf Jahren, kaum siebzehnjährig und mit der Trauer um den eben zur Gruft bestatteten Vater im Herzen, zum ersten Male aus dem Walde an das Seegestade trat, von wo aus ich, wie man mir gesagt hatte, in einer Stunde des Onkels Gut erreichen könne. Damals hatte ich wenig oder gar nichts von der Schönheit dieses Blickes bemerkt, der mich heute so hoch entzückte, obgleich ich ihn damals doch zum ersten Male genoß.

Ich sollte zu dem unbekannten Manne, der zwar meines Vaters Bruder, mir aber völlig fremd geblieben war, und dessen ausgesprochener Grundsatz es war, alles Fremde von sich fern zu halten, in das Haus treten und ihn bitten, sich meiner Jugend anzunehmen und mir ein zweiter Vater zu sein. . . . Was würde er mir antworten, wie dem ungebetenen Gaste und störenden Eindringlinge in sein liebes, selbstgeschaffenes Paradies begegnen? — Mein Herz wurde um so schwerer, je näher ich an Steinitz kam, und als ich endlich an ein weites, aus Gußeisen bestehendes Gitter gelangte, das einen Park umschloß, an dessen entgegengesetzter Seite ich ein großes, alterthümliches Herrenhaus mit einem stumpfen Thurm gewahrte, welches man mir als das Schloß beschrieben hatte, da kehrte ich zwar nicht um, wie ich am liebsten gethan hätte, aber ich setzte mich

außerhalb des Gitters auf eine Steinbank, um Alles noch ein Mal mit Ruhe zu überdenken und meinen Muth zu sammeln. Ich gehörte sonst gar nicht zu den verzagten Naturen, aber vor einem Sonderlinge hatte ich bedeutenden Respect, um so eher, weil ich noch keinen kennen gelernt hatte, und noch mehr, weil ich als Bittender zu ihm kam und den unfreundlichen Empfang über Alles fürchtete. Mein sterbender Vater hatte mich gewiß auch nur mit schwerem Herzen zu diesem Onkel gewiesen, als dem einzigen meiner Verwandten, welcher unter Verhältnissen lebte, die ihm gestatteten, Etwas für einen studirenden Neffen zu thun. Alle unsere Verwandten waren arm, wie mein Vater auch, seine einzige Schwester lebte als die Wittwe eines Beamten einige Meilen von uns und erhielt sich und ein Töchterchen kümmerlich von einer Pension. Ihr durfte ich nicht zur Last fallen. Nur Onkel Anton war reich, eine Art Crösus der Familie, ohne daß ich wußte, woher ihm dieser Segen gekommen war; daß er seine Verwandten in Armuth ließ, daß seine einzige Schwester Handarbeiten that, um ihr Einkommen zu verbessern, während er fast wider Willen Schätze aufspeicherte, kam, wie ich später einsah, daher, weil er nichts davon wußte und in seiner Abgeschiedenheit die äußern Verhältnisse Derer übersah, von denen sich noch niemals Jemand bittend an ihn gewendet hatte. (Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Resultate der Oenologie oder Weinwissenschaft.

(Schluß.)

Eine wesentliche Bedingung dieser oxydirenden Wirkung des Sauerstoffs auf den Wein besteht darin, daß dieselbe langsam und allmählich, d. h. in der Weise stattfindet, wie dieselbe durch die hölzernen Faßwände hindurch erfolgt. Die Rolle, welche der Sauerstoff während des Lagerns in der weiteren Entwickelung des Weines spielt, ist hiermit klar ausgesprochen: Was die Gährung begonnen, das vollendet ein langsamer Oxydationsproceß, indem er die Umwandlung des gegohrenen Traubensaftes in Wein vervollständigt und zum Abschlusse bringt.

Der beste, obwohl negative Beweis, daß es wirklich der Sauerstoff ist, welcher diese Umwandlung bewirkt, liegt darin, daß das Reifwerden des Weines nicht oder nur sehr langsam stattfindet, sobald man den Zutritt der Luft und des Sauerstoffes auf irgend eine Weise beschränkt oder verhindert. Bewahrt man z. B. jungen Wein in einer möglichst luftdicht verschlossenen Flasche auf, so behält derselbe sehr lange Zeit seinen jugendlichen Charakter und erlangt unter diesen Umständen fast niemals seine wirkliche vollkommene Reife, weil hier durch die engen Poren der Glaswände hindurch nur ein äußerst langsamer und beschränkter Luftwechsel stattfinden kann.

Die Bedeutung dieser Thatsachen für Theorie und Praxis ist nicht zu verkennen. Dieselben lehren uns nicht nur die durch die Erfahrung mit wirklich bewunderungswürdigem Scharfsinne ermittelte Aufbewahrungs- und Conservirungsmethode des Weines verstehen, sondern sie geben uns auch Mittel an die Hand, durch die mehr oder minder luftige Anlage der Keller, durch geeignete Luftströmungen in denselben, sowie durch die besondere Beschaffenheit der Fässer, namentlich durch den größeren oder geringeren Umfang derselben auf jene Sauerstoffaufnahme und den davon abhängigen Entwickelungsproceß des Weines einen hemmenden oder fördernden Einfluß auszuüben. So ist z. B. das Abfüllen des Weines in Flaschen, wie dasselbe namentlich bei edelen Weinen in einem gewissen Zeitpunkte ihrer Entwickelung stets stattfindet, weiter nichts als ein Mittel, den Wein der ferneren Aufnahme und Einwirkung des Sauerstoffes zu entziehen, das in hölzernen Fässern zu rasche Altwerden zu verhindern und ihn so in einem bestimmten, von den Consumenten gewünschten Stadium seiner Reife gleichsam für längere Zeit festzuhalten.

Auch der merkwürdige, fast geheimnißvolle Einfluß, welchen längere Seereisen auf die Beschaffenheit des Weines ausüben, läßt sich gleichfalls in befriedigender Weise auf dieselbe, aber umgekehrte Wirkung zurückführen. Bekanntlich läßt man Bordeaux- und andere Weine häufig große Seereisen, namentlich nach Indien und zurück, blos in der Absicht machen, denselben die gewünschte richtige Reife zu verleihen. Abgesehen von dem Antheile, welchen die Temperatur südlicher Meere und die Be-

wegung des Schiffes an den dabei vor sich gehenden Veränderungen haben mögen, ist es zweifellos der fortwährende Luftwechsel und die dadurch gesteigerte Sauerstoffaufnahme, welche die bezeichnete Wirkung hervorbringt, und es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß sich jene Seereisen auch durch den Aufenthalt in Kellern ersetzen ließen, welche von beständigen Luftströmungen durchzogen wären. Da sich bei dem in Fässern lagernden Weine die Sauerstoffaufnahme natürlich auch nach der Beschaffenheit jener, namentlich nach ihrem Umfange und der Dicke ihrer Wände richtet, so hat der intelligente Böttcher und Weinbesitzer auch auf dieses Moment sein besonderes Augenmerk zu richten und darnach eine seinen Zwecken entsprechende Wahl zu treffen. Ein kleines Faß besitzt nach geometrischen Grundsätzen im Verhältnisse zu seinem Inhalte einen viel bedeutenderen Umfang und eine ausgedehntere Oberfläche als ein großes Faß, und ersteres nimmt daher vermöge der größeren Berührungsfläche, welche es der Luft darbietet, verhältnißmäßig mehr Sauerstoff auf als letzteres, woraus sich die auch durch die Erfahrung bestätigte Folgerung ergibt, daß junger Wein in kleineren Fässern schneller reift und altert als in großen. Erstere eignen sich daher vorzugsweise in den Fällen, wo man eine rasche Entwickelung und Reife des Weines bezweckt, während letztere da anzuwenden sind, wo man den Wein möglichst lange jung zu erhalten wünscht. Große Fässer, wie man dieselben oft sogar von ungeheueren Dimensionen in bedeutenden Kellern vorfindet, sind daher keineswegs bloßer Luxus oder Kellerzierrath, sondern haben ihre vollkommene, wenn auch bisher wenig verstandene Berechtigung, indem sie im Großen ganz demselben Zwecke dienen, welchen man im Kleinen durch das Einlegen des Weines in Flaschen erreicht.

Ebenso wirken Fässer mit dicken Wänden oder solche, welche in ihrem Innern mit einer Weinsteinkruste bedeckt oder mit einem äußeren Firniß- oder Wasserglasanstriche versehen sind, in Folge des hierdurch erschwerten Luft- und Sauerstoffzutritts jedenfalls anders auf den darin enthaltenen jungen Wein, als Fässer von gewöhnlicher Beschaffenheit, und es erklärt sich vielleicht gerade aus diesem Umstande, warum derartige zur Verminderung der Zehrung und zum Schutze des Holzes angebrachte äußere Faßanstriche sich häufig als unzweckmäßig und sogar als nachtheilig erwiesen haben. Einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Entwickelung des jungen Weines übt endlich der Grad der Lüftung und der Luftcirculation in den Kellern aus, und es wäre daher im Interesse einer richtigen Weinpflege auch diesem Punkte von Seiten der Kellerbesitzer künftig etwas mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, als demselben bisher gewidmet wurde

In unserem nächsten Artikel werden wir den Gährungsproceß, sowie die herrschenden Gährungstheorieen besprechen.

Politischer Wintergarten.

Borussia.

Schlingpflanze mit schwarz-weißer Blüthe; wird mit Blut und Eisen gedüngt und gedeiht besonders im Zündnadelboden, wuchert aber auch gern auf fremdem Boden und hat Schleswig-Holstein und „mehr umschlungen."

Austria.

(Aus dem deutschen Blumengarten ausgerissen) war mit der Borussia verschlungen und ist von dieser arg gezaust und ausgesaugt worden. Ihre Blüthen sind schwarz-gelb, durch die große Hitze im vorigen Sommer aber etwas welk.

Italia unita.

Steht jetzt in voller grün weiß-rother Blüthe und treibt so stark, daß man ihr in Rom Platz macht.

Venezia.

Prachtvolle Blume, die sich hauptsächlich zu Geschenken eignet.

Germania.

Im Sommer mit Blut und Eisen gedüngt und etwas gestutzt, treibt bereits schwarz-weiße, statt der bisherigen schwarz-roth-goldenen Blüthen; dieselben wollen aber noch nicht auf allen Zweigen gedeihen.

Mexiko.

Ist verlockend aus der Ferne, aber stinkend in der Nähe; auch sehr pechhaltig, denn wer sie pflückt, ist — angeschmiert.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 7. Mittwoch, den 16. Januar **1867.**

Das Geheimniß des Pavillons.
Eine Strandgeschichte von Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

Endlich aber hatte ich damals doch vorwärts gemußt. Die Sonne sank tiefer und tauchte ihre Scheibe bereits in die vergoldeten Fluthen, und ich durfte ja doch nicht bei Nacht in das Schloß kommen.

Mit pochendem Herzen trat ich durch die Eisenthür in den Park und ging auf dem Kies entlang dem Schlosse zu, welches ich bald erreichte.

Eine hohe Männergestalt mit sanftem, gutem Gesicht und schon ergrauendem Haar trat eben aus der Thür, als ich vor derselben anlangte.

Mit unsicherer Stimme frug ich nach dem Herrn Anton Bär auf Steinitz.

„Der bin ich selbst," sagte er, mich nicht gerade unfreundlich, aber auch nicht erfreut musternd; „was wünschen Sie von mir, junger Mensch?"

„Ich bin Ihr Neffe", stieß ich eilig hervor und reichte dabei den Brief meines verstorbenen Vaters hin, den ich bereit gehalten hatte.

Er nahm ihn erstaunt und bedächtig, öffnete ihn, nachdem er die Handschrift desselben auf der Adresse genau betrachtet, und las.

Die Veränderung, welche diese Lectüre in seinen Zügen erzeugte, machte mir Muth. Sie wurden erst ernst, betroffen, schmerzlich bewegt, dann weich, immer weicher — eine Thräne hing an seinen Wimpern, als er das Blatt zusammenschlug und aufblickend mit schmerzlichem Ausdruck sagte:

„Todt! mein guter Konrad todt! — Gott schenke ihm Frieden! — Und du bist sein Sohn? Komm her, mein Junge, sei mir willkommen und laß hier deine Heimath sein!"

Er breitete mir die Arme entgegen, und ich warf mich an seine Brust, an die er mich mit Wärme preßte. . . . Das hatte genügt, um unsere Herzen zu vereinigen, und niemals bin ich an dem Vertrauen irre geworden, welches ich so schnell zu dem Onkel gefaßt hatte. . . .

Ich wurde bald gewahr, daß seine strenge Clausur in Steinitz nicht auf Menschenfeindschaft beruhte, sondern daß ein gewiß schweres und erschütterndes Ereigniß seines Lebens ihn in die Einsamkeit getrieben hatte, die er nun nicht wieder mit der Welt vertauschen mochte. Zuweilen glaubte ich es unzweifelhaft zu erkennen, wie sein ganzes Dasein dem Cultus der Erinnerungen geweiht war — in einem kleinen, tempelförmigen Pavillon, der so gebaut war, daß man aus seinen Fenstern einen prachtvollen Blick auf die See hinaus genießen mußte, brachte er viele Stunden einsam zu und durfte dort niemals gestört werden. Als ich des Onkels offen kundgegebene Neigung zu mir vertrauend und von endloser Neugier geplagt, was er in dem Pavillon wohl haben und treiben möge, ihn einmal vorwitzig dort überfallen wollte, mahnte der alte Philipp, das Factotum des Onkels wie des Hauses, der mich recht gern hatte, mit so sorgenvollem Ernst davon ab, daß ich es bleiben ließ; Fragen und Andeutungen aber wich der Onkel eben so freundlich als bestimmt aus, so daß ich mich endlich in mein Geschick, nichts zu erfahren, ergab.

Wenn der Onkel mit mir zusammen war, befand er sich meist in einer stillen Heiterkeit, die mehr aus den klaren blauen Augen, als aus dem immer mildernsten Gesicht sprach, und die mit der ganzen Liebe und gütevollen Art seines Wesens so schön harmonirte. Er frug mich dann nach Dingen aus vergangenen

Tagen und hörte so aufmerksam zu, wenn ich ihm von meinem Vater und unserem Leben und Treiben erzählte. Gelegentlich erzählte ich ihm auch von der Tante und ihrem Kinde, so viel ich aus den Erzählungen meines Vaters von demselben wußte. Daß sie Wittwe geworden sei und ein Töchterchen besitze, hatte sie ihm mitgetheilt; Weiteres aber wußte er nicht über sie, hatte auch nicht darüber nachgedacht und war nicht wenig erschrocken, ja er fuhr förmlich heftig von seinem Sitze empor, als ich ihm erzählte, daß sie von ihrer geringen Pension und feiner Handarbeit kümmerlich ihr Leben friste. So aufgeregt hatte ich den Onkel noch niemals gesehen — mit großen Schritten ging er durch das Gemach, während sich die Erregung in seinen milden Zügen spiegelte — dann zog er plötzlich an dem Glockenzug und rief zugleich mit weittönender Stimme: „Philipp!"

Philipp, der seinen Herrn wie sich selbst kannte, hörte schon aus dem Ruf, daß etwas Besonderes los sein müsse, und als er hastig eintrat und des Onkels Gesicht sah, da wußte er es sicher. Der Onkel ließ ihn auch nicht warten.

„Philipp," sagte er hastig, „höre, was mir der Junge eben sagt: meiner Schwester geht es schlecht, sie muß für Geld arbeiten — oh, oh und ich lebe hier im Ueberfluß und ahne Nichts davon! Philipp, da muß sogleich Abhülfe getroffen werden, hörst du, Philipp, sogleich."

„Sogleich, ja, ja," erwiderte der Alte bedächtig, „der Herr wollen nur befehlen, was ich thun soll."

„Ja, was?" sagte der Onkel betroffen. „Ja, was thun wir denn, — was ist denn da nun gleich zu thun?"

Mir kam, wie ich glaubte, ein glänzender Gedanke.

„Du mußt hinreisen, Onkelchen, mußt selbst kommen und sehen, was nöthig und was nützlich zu thun ist. Das wird das Beste sein."

„Ich —" sagte er langgedehnt und betroffen, „das geht nicht an. . . . Ich hab's, ich hab's," fügte er sogleich lebhaft hinzu, „der Philipp mag sorgen, der Philipp soll hinreisen, soll sehen, was zu thun ist und gründliche Abhülfe treffen."

„Und die Tante mit hierherbringen und die kleine Meta?" frug ich vorlaut und brachte den Onkel dadurch in nicht geringe Verlegenheit.

Nach einigem Ueberlegen sagte er:

„Das wird nicht nöthig sein und wäre vielleicht meiner Schwester nicht einmal lieb, wie es auch meine Lebensgewohnheiten, die dein Aufenthalt hier doch nur für kurze Zeit unterbricht, gänzlich umstoßen würde. Philipp mag sogleich hinreisen und Alles thun, was gut und nöthig ist, um der Tante Dasein sorgenlos zu machen — den alten Onkel aber lasse man still und einsam im Hafen des Friedens, den er sich auserwählt hat. Auch du, mein Sohn, wirst nächstens daran denken müssen, an deine Studien zurückzukehren; zu den Ferienzeiten wirst du im Hafen des alten Onkels immer willkommen sein."

Da hatt' ich durch meinen Vorwitz sogleich mein Theil und wußte, daß der höchst angenehme Aufenthalt in Steinitz bald sein Ende nehmen würde. Nach dem alten, dumpfen Gymnasium in Str. sehnte ich mich nicht gerade — ja wenn es bereits zur Universität hätte gehen sollen, zum freien, lustigen Studentenleben, von dem mein Vater noch in seinen alten Tagen mit Begeisterung gesprochen hatte und das mir als das Ideal aller meiner Wünsche vorschwebte! — aber freilich, um zu diesem zu gelangen, mußte erst der Gymnasial-Cursus vollendet werden, so viel sah ich, obgleich ungern, ein.

Wie in Angst, das nun Alles bald wieder verlieren zu sollen, was mir in kurzer Zeit so lieb geworden war, rannte ich aus dem Schlosse in den Park und an den Meeresstrand. Draußen zogen mit vollgebauschten, in dem Sonnenlicht silberglänzenden Segeln ein paar Schiffe vorüber, bei dem schönen, freundlichen Wetter unbekümmert um die drohenden Felsenklippen, die mein Auge gewahrte, um die zu Sturmeszeiten die Brandung furchtbar tobte und über deren gefährlich hervorspringende Kuppen sich ein Leuchtthurm erhob, der Nachts seine Strahlen viele Meilen weit warnend über das Meer hinauswarf, das gefährliche Vorgebirge andeutend, welches bereits das Grab so vieler, vieler Seefahrer und ihrer Fahrzeuge geworden war. Denn unmöglich war die Rettung für Schiff und Mannschaft, wenn sein Unstern oder die Gewalt des Sturmes sie in das Bereich der hier tobenden Brandung führte. . . .

Das hatte mir der alte Philipp an derselben Stelle, wo ich damals stand, mit Zittern und Graus erzählt, und mit dem Ausdruck des Entsetzens hinzugefügt: „Ich habe es schon verschiedene Male mit ansehen müssen. Wir wohnen hier so wie auf der Wacht, besonders dort vom Pavillon. . . .“ Der Alte hatte damit abgebrochen und war gegangen; als ich dem Onkel ein paar Tage darauf einmal sagte, ich wäre gar nicht erfreut, daß immer so schönes Wetter wäre, ich möchte das Meer gern einmal in einem rechten Sturme sehen, rief dieser mit dem Ausdrucke des Entsetzens: „Herr Gott, höre ihn nicht, er weiß nicht, was er thut!“ und nachher redete er ernstlich zu mir über solchen Vorwitz, Etwas frevelnd zu wünschen, das so furchtbares Unglück herbeiführen könne. „Wer ein Mal,“ fügte er ernst hinzu, „ein Mal die Schrecken einer Schiffbruchsnacht mit angesehen, der kennt kein anderes Gebet, als daß ihn Gott gnädiglich und in alle Ewigkeit vor dem zweiten Male bewahren möge.“ Daran dachte ich, als ich hier stand und überlegte, daß ich nun bald von diesem schönen Stück Erde wieder hinweg in das dunkle Gymnasium zurück sollte, und heimlich regte sich im Innern doch wieder der Wunsch: sähest du nur noch, ehe du gehen müßtest, ein Mal den Sturm — er braucht ja nicht gerade ein Unglück oder einen Schiffbruch zu bringen. Ganz am Ende des Horizonts trieben sich einige dunkle Wolkenstreifen umher — wer wußte, was sie uns bringen würden? . . . Sie brachten keinen Sturm, aber einer von einer anderen Seite, wo ich ihn weder erwartet, noch gewünscht hatte, kam und schlug gerade in das Schloß zu Steinitz.

Der alte Philipp hatte sich nach des Onkels Befehle aufgemacht, um die Tante aufzusuchen. Erwartungsvoll sahen wir seiner Wiederkehr entgegen, und der Onkel wurde sehr ungeduldig, da bis zu seiner Widerkehr mehr Zeit verging, als er sich berechnet hatte. . . . (Fortsetzung folgt.)

Historische Zahlen.

In Frankreich circulirt gegenwärtig eine höchst merkwürdige mystische Zusammenstellung von historischen Zahlen, welche viel Aufsehen macht. Wenn man nämlich die einzelnen Ziffern einiger bedeutungsvollen historischen Jahreszahlen zu der Hauptzahl addirt, so erhält man jedes Mal wieder eine andere merkwürdige Jahreszahl aus der französischen Geschichte, so z. B.:

1789 Anfang der großen Revolution.
1
7
8
9
———
1814 Erste Invasion der Alliirten nach Frankreich und Absetzung Napoleons.
1815 Thronbesteigung der Orleans.
1
8
1
5
———
1830 Verjagung der Orleans.
1830 Thronbesteigung Louis Philipps.
1
8
3
0
———
1842 Tod des Herzogs von Orleans. — Das
1848 Jahr würde nach ähnlicher Berechnung
1
8
4
8
———
auf 1869 als ein merkwürdiges Jahr für Frankreich deuten.

Noch auffallender ist aber das Ergebniß, wenn man die Ziffern des Geburtsjahres der letzten französischen Regenten zu dem Jahre ihres Regierungsantrittes addirt, indem dies jedes Mal das Jahr ihres Todes oder des Endes ihrer Regierung ergibt:

1792 war das Jahr, wo Napoleon I. zuerst sich als Officier auszeichnete.
Geburtsjahr von Napoleon I. { 1
7
6
9
———
1815 Jahr seiner Verbannung nach St. Helena.
1821 starb Napoleon I. Dies wäre also das Jahr des Regierungsantrittes seines Sohnes gewesen.
Geburtsjahr des Königs von Rom. (Nap. II.) { 1
8
1
1
———
1832 Jahr des Todes von Napoleon II.

1830 Regierungsantritt von Louis Philipp.	1830	1830
Geburtsjahr von Louis Philipp: 1, 7, 7, 3	Geburtsjahr der Königin Amalie: 1, 7, 8, 2	Jahr der Vermählung von Louis Philipp: 1, 8, 0, 9
1848	1848	1848

Wenn man nun auch in Beziehung auf Napoleon III. eine ähnliche Zusammenstellung versucht, so findet man:

1852 Regierungsantritt	1852	1852
Geburtsjahr Nap. III.: 1, 8, 0, 8	Geburtsjahr der Kaiserin Eugenie: 1, 8, 2, 6	Jahr der Vermählung von Nap. III.: 1, 8, 5, 3
1869	1869	1869

Und 1869 ist dieselbe Zahl, die wir schon weiter oben, von dem Jahre 1848 ausgehend, als eine merkwürdige Jahreszahl für Frankreich gefunden hatten.

Man sagt, diese Zahlenzusammenstellung sei dem Kaiser Napoleon zu Gesicht gekommen und habe auf ihn, der bekanntlich in hohem Grade Fatalist ist, großen Eindruck gemacht.

Gemeinnütziges.

Als ein sehr wirksames und zugleich unschuldiges Mittel zum Bleichen weißer Wäsche wird im „Hamb. Gewerbeblatt“ folgendes empfohlen: Man vermischt in einem Glase 1 Theil Terpentinöl und 3 Theile starken Spiritus und nimmt davon auf je einen Eimer des letzten Spülwassers, welches die Wäsche passirt, einen Eßlöffel voll. Beim nachherigen Trocknen des Zeuges verwandelt nämlich das Terpentinöl den Sauerstoff der Luft in Ozon, welcher das eigentliche Agens bei jedem Bleichen in der Luft ist. Nach dem Trocknen riecht die Wäsche nicht im Geringsten nach Terpentinöl, wenn dasselbe gereinigt und in vorgeschriebener Menge angewandt wurde.

Verschiedenes.

Zu dem Znaimer Photographen Häusler kam in der vorigen Woche ein Bauer aus der dortigen Gegend mit seinem Sohne, einem achtzehnjährigen Burschen, in's Atelier und verlangte, der Photograph möge seinen zweiten Sohn, der in der Schlacht bei Königgrätz den Tod gefunden hatte, photographiren. Dabei kramte er eine Weile in seiner Rocktasche herum, wodurch der Photograph auf den Glauben kam, der Bauer besitze bereits ein Bild seines Sohnes, das er ihm übergeben wolle, um es auf photographischem Wege vervielfältigen zu lassen. Wie erstaunte aber der Photograph, als der Bauer endlich mit den Worten „jetzt hab' ich's“, ihm statt eines Porträts — den Heimathschein seines Sohnes übergab: „So, do hobns seine ganze Personsbeschreibung, daß Sie ihn gewiß treffen werden“, sprach er dazu, den Photographen fragend in's Gesicht sehend. Als dieser nun dem ehrlichen Landmanne die Unmöglichkeit der Erfüllung seines Verlangens mittheilte, meinte der Letztere: „No, i hob mir's gleich dacht, daß es nit gehen wird, aber mein Bub erzählte, daß er in der Schule gelernt hätte, es ging auch so.“ — Der „Bub“ sollte die Klasse, in welcher er das gehört haben will, jedenfalls repetiren.

Zum Geburtstag des Herrn v. Dreyse,

Erfinder des Zündnadel-Gewehrs.

Dein langes Leben wandtest Du
Zu der Erfindung an,
Wie Andern man am leichtesten
Das Leben kürzen kann.

Am Neujahrstag äußerte der Kaiser Napoleon seine herzlichen Wünsche für die Stabilität der Throne!

Merci! Ich wünsche Sr. Maj. ein Gleiches.

Georg Rex,
Commorant in Wien.

Räthsel.

In dem Röckchen von Glas
Steckt ein Herzchen, das ist naß,
Auf dem Köpfchen so stolz
Trägt's ein Hütchen von Holz.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 8. Freitag, den 18. Januar 1867.

Das Geheimniß des Pavillons.

Eine Strandgeschichte von Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

Es verging ein Tag mehr und noch einer und ein dritter — Philipp kam nicht wieder. Wir vermochten uns keine, wenigstens keine beruhigende Ursache dieser Verzögerung zu denken, und der Onkel machte bereits Miene, mich selbst dem Philipp nachzuschicken, als er plötzlich am vierten Nachmittage mit Extrapost in den Hof fuhr und vor unsern erstaunten Blicken ein blutjunges Mädchen aus dem Wagen hob.

Der Onkel sank vor Schrecken auf seinen Stuhl — ein Blick auf den schwarzen Traueranzug des jungen Mädchens hatte ihm bereits Alles gesagt, was Philipp ein paar Minuten später in fliegender Eile erzählte. Er hatte die Tante auf dem Sterbebette gefunden und ihre letzten Augenblicke durch die Gewißheit versüßen können, daß ihr Kind nach ihrem Tode nicht verwaist sein würde.

Da hatte Philipp nun die kleine Meta mitgebracht, ein hübsches, schüchternes Kind von dreizehn Jahren, blond und blauäugig, sanft und zart — und der Onkel zog sie gerührt an seine Brust und nannte sie, um sie zu ermuthigen, mit zärtlichen Liebesnamen.

So hatte der alte Einsiedler, der sich so beharrlich von Welt und Familie abgeschlossen hatte, mit einem Male zwei Kinder erhalten, zwei Waisen, die auf ihn allein angewiesen waren und für deren Erziehung und Zukunft er verantwortlich wurde.

Ein paar Tage ging das Leben noch ruhig fort; der Onkel und ich blieben um die Wette bemüht, die kleine Cousine aufzuheitern und ihr den neuen Aufenthalt gewöhnt zu machen. Unterdessen hatte aber der Onkel überlegt, daß er weder mich noch die Cousine selbst zu erziehen im Stande sei. Ich sollte auf das Gymnasium zurück, das war schon ausgemacht, der Cousine wegen ließ er den Pastor holen, den einzigen Fremden, mit welchem er zuweilen in Berührung gekommen war.

Dieser schlug eine Mädchenpension vor, in welcher er selbst zwei Töchterchen ausbilden ließ, da er Wittwer war, und der Onkel willigte ein, hocherfreut, daß der Pastor bereit war, die Cousine selbst zu geleiten, was für ihn ja zugleich ein Besuch der eigenen Kinder wurde.

Ich reiste einige Tage nach der Cousine ab und hatte seitdem nur von ihr sprechen hören. Wenn ich als Gymnasiast und später als Student in die Ferien nach Steinitz kam, war Meta niemals anwesend — so waren fünf Jahre vergangen, meine Studienzeit ging zu Ende, und dieses Mal hatte mir der Onkel geschrieben, daß ich Meta antreffen werde, weil ihre Erziehung vollendet sei. . . .

Unter all diesen Erinnerungen war ich immer schauend und bewundernd durch das Gold des Abends am Strande hingegangen — und meine Erwartungen auf die Cousine beflügelten meine Schritte, als ich jetzt endlich den Park von Steinitz und das eiserne Gitterthor desselben nicht mehr allzufern erblicken konnte.

II.

Es ist ein eigenthümliches Ding um einen jungen Mann, der von der Universität aus an eine entfernte Cousine denken kann, um so mehr, wenn er, wie es mir geschehen war, als hoffnungsvoller Gymnasiast ein paar Tage lang die Ehre gehabt hatte, des kleinen, hüb-

schen, aber traurigen und hilfe- wie trostbedürftigen Mädchens Ritter zu sein. Jahre vergehen darauf, er sieht sie nicht wieder, aber die schönen blonden Flechten, das liebliche Gesichtchen, welches so oft bittend zu ihm aufblickte mit schönen und großen blauen Augen, welche damals verweint und in Thränen schwimmend nur hatten ahnen lassen, wie prächtig sie sein könnten, wenn die Heiterkeit aus ihnen strahle, dieses Alles ist ihm in Erinnerung geblieben, und eines gutmüthigen Onkels Briefe, der sich richtig in sein aufblühendes Pflegekind verliebt hat, haben das Ihrige dazu gethan, dem jungen Manne allerlei Bilder von der lieblichen Cousine vorzugaukeln, von denen endlich das schönste und reizvollste unter allen feste Gestalt in ihm gewann. Diese Cousine war allmälig die Beherrscherin meiner Gedanken und liebsten Träume geworden. Mit einem vollen und empfänglichen Herzen für das Schöne und Ideale begeistert, und noch jung genug, noch zu wenig von den Zangen des wirklichen Lebens berührt, um des zarten Blüthenstaubs der jugendlichen Schwärmerei entkleidet zu sein, fand ich im Universitätsleben wenig Genuß außer mir. Ich theilte das Geschick der Meisten, welche, selbst nicht unwerth, dadurch überall mit ihren Hoffnungen für Freundschaft und Liebe scheitern, weil sie in dem Freunde und in der Geliebten voll schöner Begeisterung Ideale suchen, vor denen sie ohne Erröthen und ohne Götzendienst zu treiben, anbeten können — und die näher tretend doch nichts Anderes als gewöhnliche Menschen finden. Wer in der Freundschaft mehr als angenehme Unterhaltung, in der Liebe etwas Höheres als Sinnengenuß sucht und verehrt, wer Manna der Seele, Heiligung lautern Empfindens, einen irdischen Himmel inmitten der irdischen Erbärmlichkeit, allein von ihnen hofft und nach solchen schmachtet — der wird viel unverstanden irren, wenn nicht ein Engel ihn auf seinem Pfad erleuchtend begleitet, und wie er der Welt ein Räthsel, wird er ihr auch bald zum Spotte werden mit seinem Suchen und seinem Sehnen, das sie nicht begreift. . . .

Ich war eine solche Natur und mir war es so ergangen. Wohin ich kam, an wen ich mich vertrauend wandte, hoffend, in dem Entgegenkommenden ein Herz zu begegnen, verhöhnte mich nur zu bald die Wirklichkeit. Wo ich den Freund erhoffte, suchte der Andere nur einen Gesellschafter, vielleicht einen Partner im Scat . . . wo ich Liebe ahnte, wurde nur auf Unterhaltung, die später vielleicht mit einer Partie enden konnte, vorläufig aber auch einen Cavalier für Concert und Promenade, einen Tänzer für die nächsten Winterbälle reflectirt. . . . Was Wunder, daß meine Seele ihr Ideal in der Ferne suchte und mit eifriger Geschäftigkeit in holden Träumereien das liebliche Bild der jungen Cousine, zu welchem der ahnungslose alte Onkel ebenso geschäftig immer neue glänzende Farben trug, zum Ideal sich verklärte.

Und jetzt endlich stand ich nun am Gitterthor zum Park von Steinitz, hinter dem die Cousine weilen würde; nach fünf Jahren sollte ich sie wiedersehen, die wenigstens im letzten dieser Jahre verheißungs- oder verhängnißvoll für mich geworden war — darüber mußte wohl die nächste Stunde des Wiedersehens entscheiden.

Mit einem andern Bangen als damals, beim ersten Male, stand ich heute vor diesem Gitterthor still und blickte mich um, wo, wie damals, die letzten Strahlen der Sonne über den ansteigenden Wald hervorbrachen, an dem Alles flimmerte und glitzerte, wo Schatten sich wunderbar vom Lichte schieden, über das Meer hinausfielen, die ganze endlose Fluth in fließendes Gold verwandelnd. Mit einem andern Pochen meines Herzens als damals öffnete ich das Thor und schritt zögernd über den knirschenden Kies, mich sorgsam umblickend, ob ich nicht irgendwo in einem der vielfach verschlungenen Wege ein lebendes Wesen — vielleicht ein weitschimmerndes Frauengewand gewahrte. . . .

Doch es geschah Nichts von Alledem. Der Park war wie ausgestorben, und auch vor dem Schlosse gewahrte ich Niemanden, in das ich nun unbemerkt eintrat.

Endlich als mein fester, rascher Schritt in der steinernen Vorhalle laut widerhallend ertönte, wurde eine Thür geöffnet und der Kopf des alten Philipp erschien neugierig lauschend durch die Spalte. Als er mich erkannte, heiterte sich sein altes, grünliches Gesicht auf, und eben so herzlich als bieder derb rief er:

„Potz Blitz, unser Junker!" und streckte mir die feste und gebräunte Rechte entgegen.

„Ja, ja!" rief ich heiter wider, „da bin ich schon und, wie es scheint, noch ganz unerwartet; ihr denkt wohl hier gar nicht an mich?"

„O, doch, doch, und wie! Aber der Herr Onkel meinte ja, der Junker Student möchte wohl noch etwa acht Tage lang ausbleiben."

„Prosit, ich noch acht Tage säumen, wenn es nach Steinitz und zur — zum Onkel gehen soll. Nichts da, alter Philipp, da habt ihr euch einmal mit einander stark verrechnet; aber wo ist denn der Onkel?"

„Nun, kommt nur erst herein, Junker, den Onkel wollen wir schon herankriegen, er ist drüben im Pavillon; aber da der Junker Student angekommen ist, so wage ich es schon darauf hin, ihn ein Mal zu stören. Tretet nur ein, macht es Euch bequem und geduldet Euch ein Wenig, ich gehe schon, um den Onkel zu holen."

„Warum nicht gar, Philipp, Ihr mit euren alten Beinen! So müde bin ich nicht, daß ich nicht noch selbst das Stückchen Weges gehen und mir den Onkel selbst holen könnte. Bleibt Ihr nur hier und sorgt für einen Imbiß, aber etwas Ordentliches, Derbes, Philipp, denn solch' ein Studentenmagen kann das vertragen, und Hunger habe ich mitgebracht, um den mich die Wölfe beneiden würden. Also, Philipp, flott daran, daß der Tisch kracht — ich hole unterdeß den Onkel."

(Fortsetzung folgt.)

Wie Jean Paul über Krieg etc. dachte,

darüber entnehmen wir den „Dämmerungen für Deutschland" und insbesondere der „Kriegs-Erklärung gegen den Krieg" (im Jahr 1809) Folgendes:

Seit der Schöpfungsgeschichte treibt dieses wahre perpetuum mobile des Teufels die Vernichtungsgeschichte fort. Der Krieg kommt endlich selber am Kriege um; seine Vervollkommnung wird seine Vernichtung, weil er sich seine Verstärkung abkürzt. Es muß zuletzt nicht wie jetzt statt siebenjähriger siebentägige, sondern statt dreißigjähriger dreißigstündige geben. Die stehenden Heere treiben einander zu gegenseitigen Vergrößerungen so weit hinauf, bis die Staatskörper unter der Strafe Gewehrtragens erliegen und gemeinschaftlich ihre schwere Rüstung ausziehen. . . Auf der kleinen Erde sollte nur Ein Staat liegen — um den häßlichen Widerstreit zwischen Moral und Politik, zwischen Menschenliebe und Landesliebe, zwischen dem England nach Innen und dem nach Außen auszutilgen; — nicht aber eben eine Universalmonarchie sollte sein, weil diese wenigstens die Bürgerkriege zuließe, sondern eine Universalrepublik, weniger von dreizehn vereinigten Provinzen als von einigen Tausenden, oder ein Fürsten- und Staatenbund-Föderativsystem der Kugel. Das Unglück der Erde war bisher, daß Zwei den Krieg beschlossen und Millionen ihn ausführten und ausstanden, indeß es besser, wenn auch nicht gut gewesen wäre, daß Millionen beschlossen hätten, und Zwei gestritten. . . Jetzt wird der Krieg nur wider, nicht für die Menge und fast nur von ihr geführt und erduldet. . . Der Krieg, sagt ihr, entwickelt und enthüllt große Völker und große Menschen, so wie sich bei Regenwetter ferne Gebirge aufdecken. Sonach hätten wir denn lauter große Völker; denn alle rohe kriegten bis in die Bildung hinein. . . Große Völker entstehen nur an großen Menschen; und eine große Idee, eine Gesetzgebung entwickelt die Völker weit höher, als ein Schlachtenjahr; und Preußens Monarchie wurde nicht vom, oder im, sondern hinter dem kurzen Kriege, und trotz demselben von dem langen Frieden gebildet. . . Die Kriege, selber für Freiheit geführt, verloren entweder oder nahmen ein; hingegen der große Gesetzgeber — und es gab deren mehrere, die keine großen Krieger waren, von Moses, Solon, Lykurg, Christus an — befreiet sein Volk, ohne ein anderes anzuketten. . . Nicht der längste Friede an sich macht, wie die Schweiz zeigt, selbstisch zaghaft, weichlich, sondern die Regierungsweise, welche nicht mit feurigen Ideen den scheintodten Staatskörper beseelt und anbrütet. . . Das Stärken der Krieger durch den Krieg ist etwas so Hinfälliges, als das Stärken der — — Wäsche. Was aber verweichlicht und die Festungswerke der Seele schleift, kann Krieg und Friede gleich gut zuschicken, nämlich die Herrschaft des Genusses über die Idee...

Ist's nicht mehr Ehrenmuth, zu sterben ohne Ruhm, als zu leben von Ruhm? — Der rechte Muth ist nicht der an schlechte und gute Völker, an Rekruten und sogar Thiere verschwendete Kriegsmuth und Wundentrotz, sondern der Muth im Frieden, im Hause, vor dem Throne, vor dem langen Unglück. Aber diese Festungswerke eines sokratischen, katonischen, altchristlichen Muthes legen um den Geist nur die Religion, Weisheit und der Charakter an. . . Eine solche Geister-Eiche pflanzt der Friede, der Grundsatz, die Freiheit. . . Der Krieg ist das eigentliche größte Trauerspiel, das die Erde vor Gott und Teufeln aufführt.

Denksprüche.

Es kann bei lauter Sonnenlicht
Das Feld nicht Früchte tragen.
So reift auch Menschenwohlfahrt nicht
Bei lauter guten Tagen.

Spricht Einer schlecht von dir — sei's ihm erlaubt;
Du aber lebe so, daß Keiner es ihm glaubt.

Glücklicher, der gerne äße und hat's nicht,
Als der's hat und mag's nicht.

(**Ein hochwohlgeborner Knabe.**) Man hat Beispiele, daß junge Staatsbürger auf dem Schiffe, in dem Eisenbahnwaggon, auf der Straße, ja sogar im Gerichtssaale das Licht der Welt erblickten; eine Geburt in der Luft dürfte jedoch, so lange die Welt steht, mit Ausnahme des nachstehenden Falles, noch nicht vorgekommen sein. — Der berühmte Luftschiffer Gillot stieg am 9. Juli d. J., einem heiteren, windstillen Tage, mit seinem Riesenballon New-Orleans, welchem er schon so manches Mal sein Leben anvertraut hatte, von der Stadt Boston im Staate Louisiana auf, unter dem Jubel einer unendlichen Volksmenge. Begleitet war Herr Gillot von seiner jungen Gemahlin Mary, einer muthigen Creolin, welche schon mehrmals die gefährlichen Reisen mitgemacht hatte. Bei dieser letzten Auffahrt befand sich dieselbe in interessanten Umständen, jedoch nicht ahnend, daß die Katastrophe so nahe bevorstehend sein könne. Was man nicht erwartet hatte, geschah: in einer Höhe von 21,000 Fuß wurde Frau Gillot Mutter eines gesunden Knäbleins. Man kann sich die tragische Situation des Luftschiffers denken; seine Geistesgegenwart verließ ihn aber auch in diesem, in den Regeln der Aeronautik wohl nicht vorgesehenen Falle keineswegs, sondern er traf sofort die nöthigen Vorbereitungen zur Niederfahrt, welche auch nach Verlauf von $1^1/_2$ Stunden glücklich von Statten ging. Hr. Gillot befand sich mit seinem Ballon und dessen Insassen 22 Meilen (englische) westlich von Boston in einer ziemlich angebauten Gegend, wo ihm die zur Ernte auf einem Felde beschäftigten Arbeiter sehr nützlich waren, indem sie die ausgeworfenen Taue faßten und den durch das entleerte Gas schon zusammengesunkenen Ballon vollends sanft zur Erde geleiteten. Bei einem in der Nähe wohnenden Farmer fand Frau Gillot mit ihrem Luftknaben die freundlichste Aufnahme und liebevollste Pflege und wächst der Junge fröhlich heran zu Freude seiner Eltern. — Als freier amerikanischer Bürger kann derselbe einstens wohl jedem Potentaten gegenüber behaupten, daß er der hochwohlgeborenste Mensch dieser Erde sei.

Der Dichter Friedrich v. **Gemmingen** schrieb für sich eine lateinische Grabschrift, die wir deutsch mittheilen:

„Gegrüßet sei mir, nachbarlich Gebein,
Wessen du bist!
Bekannt ja ist:
Mit Nachbarn wollt' ich stets im Frieden sein."

In das Stammbuch eines Verwandten, der ein Brausekopf war und stets von Freiheit sprach, schrieb Uz:

„Frei willst du sein? So sei's! Doch nicht als Geck und Schreier,
Werd' immer redlicher, so wirst du immer freier!"

Auflösung des Räthsels in Nr 7:
F l a s c h e.

Redaktion, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 9. Sonntag, den 20. Januar **1867.**

Meiner Mutter.

Vom ersten Schlummer bin ich aufgewacht,
Mich trugen heimwärts freundliche Gewalten,
Da seh' ich Dich allein in später Nacht,
Ein guter Geist, noch wach im Hause schalten.

Ruhlos hast Du den ganzen Tag geschafft,
Und nun, da Tag und Arbeit längst zu Ende,
Bringst Du zum Opfer noch die letzte Kraft,
Und unermüdlich regst du Deine Hände.

Kalt ist's im Ofen, doch Du fühlst es nicht,
Was brauchst Du Dich um Deinen Leib zu sorgen?
Dir ist's genug, zu seh'n bei kargem Licht,
Die Arbeit muß ja fertig sein bis morgen!

Die Kinder brauchen's. O, die schlafen süß!
Daß Du noch wachest für sie, keines weiß es,
Dein Alles sind sie ja, Dein Paradies,
Und das ist werth doch jeden Tropfen Schweißes.

D'rum rastlos weiter! Doch — Du endest jetzt,
Willst endlich auch zur späten Ruhe gehen?
Nein — nur genießen, was Dich besser letzt:
Du willst noch ein Mal nach den Lieben sehen!

Welch' süßer Anblick! Wie sie friedlich ruh'n!
Wie sind so frisch und blühend ihre Wangen!
Sie lächeln schlafend — o, sie können's thun,
Vom Arm des Traums und Deiner Lieb' umfangen!

Wie Dir's so wonnig durch die Seele weht,
Wie freudig Deine Pulse rascher klopfen!
Die Lippen murmeln leise ein Gebet,
Und an der Wimper hängt ein Thränentropfen.

Nun einen Kuß noch, einen letzten Blick,
Daß, neugestärkt, die Glieder nicht ermatten,
Und wieder gehst Du an Dein Werk zurück,
Das doppelt rascher jetzt Dir geht von Statten.

Wie fühl' ich doch mit bittersüßem Schmerz
Mir Deine Liebe in der Seele brennen!
O segne Gott Dich, treues Mutterherz,
Das mich gelehrt, mich selber zu erkennen!

Das Geheimniß des Pavillons.

Eine Strandgeschichte von Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

„Junker, Junker, welch' Beginnen! Nun, und doch, versucht es nur, aber thut es mit Vorsicht. Hört mich wohl an, Junker, der Herr Onkel ist gut, ein seelen-, ein herzensguter Mann, aber es gibt eine Stelle in seinem Leben, an welcher er sterblich ist, und diese Stelle liegt in jenem Pavillon. Beachtet meinen Rath, ich meine es gut mit Euch, und seid vorsichtig. Wenn Euch an der Liebe Eures Onkels gelegen ist, so überrascht ihn nicht muthwillig in jenem Pavillon, in den er sich seit zwanzig Jahren selbst aus unserer stillen Einsamkeit noch zurückzieht. Gehet hin und rufet seinen Namen vor dem Pavillon, das Weitere erwartet, aber laßt den Vorwitz gegen einen alten Mann unterwegs, der sich ein stilles Fleckchen ausgesucht hat — zum Gedenken und zum Trauern . . .“

Philipp sagte das wieder mit demselben furchtbaren Ernst, mit dem er mich damals vor fünf Jahren zum ersten Mal vom Vorwitz abgehalten hatte, und derselbe machte dieses Mal noch einen viel tieferen Eindruck auf mich. Ich kannte jetzt den Onkel besser als damals, war vor Allem eher im Stande, nach Dem, was ich von ihm kannte, ihn zu begreifen. Eine schwere Last ruhte auf seinem Herzen, sie hatte den guten, weichen Mann aus der Welt getrieben. Das hatte ich längst erkannt,

aber was war es? — Philipp wußte davon, wenn Philipp sprechen wollte . . . aber er, nein, nein, und Unwürdiges von der alten, treuen Seele verlangen . . . ich ging, langsamer und bedächtiger, als ich erst den Anlauf genommen hatte, bevor mich Philipp's Warnung traf — und von der Cousine wußte ich nun noch nichts — noch ein Mal wandte ich mich um . . . und doch wieder nein — warum scheute ich mich denn auch, den treuen Mann nach ihr zu fragen? — Dieselbe Scheu und wie verschiedenen Ursprungs doch! —

Ich ging und war des treuen Dieners Mahnung eingedenk. Da trat ich schon auf den Platz, dessen Schlußpunkt der erhöht gelegene Pavillon war. Der Boden war hier felsig, und gleich einer Warte stand der Pavillon am äußersten Rande des Abhangs, an den das Meer, wenn es bewegt war, heranspülte und seine Wogen brach. Jetzt, wo es ruhig und fast unbewegt vor mir lag, zog sich unten ein ziemlich breiter, trockener Rand entlang, dessen feiner Flugsand an wohlgepflegte Gärtnerwege erinnerte; aber wenn der Sturm draußen tobte und der Leuchtthurm drüben am Felscap, dessen Kuppel jetzt nur noch von dem scheidenden Abendsonnenlicht strahlende Gluth empfing, vorsorglich seine Warnungssignale zu verdoppeln strebte, um auf meilenweit die durch das Wetter kämpfenden Schiffe von der furchtbaren Gefahr seiner Nähe zu warnen, dann peitschte der Sturm die Wogen auch wohl bis über den Abhang heran, und wie ihr Gischt zornig über den vor dem Pavillon gelegenen Platz spritzte, schlug er auch an die Fenster des Pavillons selbst, als angle er danach, wenigstens dieses schwache Menschenwerk zu vernichten, weil ihm die gottgegründeten Felsen in unbewegtem Hohne widerstanden. . . .

Eine Weile stand ich still und schaute in das Meer hinaus. Von der Stelle aus, an welcher ich gerade stand, wußte ich, daß man die schönste Aussicht dieses ganzen Punktes hatte, außer vom Pavillon aus. Und wieder, während ich so schaute, und das weite Meer, wie ich es immer gesehen, in seiner großartigen Lieblichkeit sich endlos vor den Blicken ausdehnte, — packte mich der frevelhafte Wunsch, es auch einmal in seiner großartigsten Empörung zu erblicken. Der Gedanke daran reizte mich fast fieberhaft: groß und furchtbar mußte es sein, den schwachen Menschen beugte es willenlos und überwältigend darnieder, ihn, der sich so groß, so Herr der Welt dünkte! — Diese menschliche Ohnmacht vor der erhabenen Majestät, die sich im Kampf der Elemente offenbart — dieser selben Elemente, die im Zorn so furchtbar, in ihrer Ruhe so dienstbar sind — sie wollte, sie mußte ich einmal schauen, um meiner Seele die Ueberzeugung, wie klein die menschliche Majestät ist, so recht unmittelbar zu geben. . . .

So in Gedanken versunken und über die Wogen hinausstarrend, rüttelte mich des Onkels Zuruf empor. Derselbe war aus dem Pavillon getreten und sein Blick war dabei sofort auf mich gefallen.

„Alle Teufel, Junge!" rief er kräftig, „was machst du denn hier, wo kommst du denn her?"

„Onkel, guter Onkel!" rief ich, meinen Gedanken schnell entrissen, „ja, da bin ich, ich bin soeben angekommen und wollte dich suchen, — da fesselte mich hier der Blick auf das schöne Meer."

Ueber des Onkels eben noch heitere Stirn flog ein düsterer Schatten, sein Auge blickte so sonderbar, traurig, wie ich es noch niemals gesehen hatte, und langsam erwiderte er:

„Ja, ja, das schöne Meer — das schöne Meer, es liegt so ruhig im Abendlichte da wie ein Kirchhof . . . ein großer Kirchhof, mein Sohn, es liegen so Viele in seinem Schooße, denen Gott Frieden schenken wolle." —

Des Onkels Stimme klang weich, schmerzlich weich dabei und seine Augen blickten tief traurig. Ich wagte nichts zu erwidern, um nicht wider Willen zu verletzen. Er sagte auch nichts mehr — noch einen Blick warf er auf den Pavillon, dessen Thür wie immer fest verschlossen war, und wandte sich dann dem Schlosse zu.

Ich folgte ihm schweigend — als ich den Onkel vom Pavillon abzuholen ging, hatte ich Räthsel zu lösen gehofft, und hatte nun nur noch ein neues Räthsel gefunden, dessen Schlüssel wahrscheinlich auch in diesem Pavillon lag. . . .

Als wir an das Schloß traten, hatte der Onkel seine Aufregung überwunden und wandte sich wieder unbefangen nach mir um. Zum Glück kam ihm auch Philipp in diesem Augenblick zu Hilfe, der die Thüre des großen Parterre-

zimmers öffnete und mit freudestrahlendem Antlitz ausrief:

„Nur hier herein, meine Herren, nur herein, der alte Philipp wird seine Arrangements schon zur allseitigen Zufriedenheit besorgt haben. Gelt, Herr Bär, ist das eine Freude, daß der Junker so unverhofft gekommen ist!"

„Daß dich Der und Jener, alter Seehund, daß du dir den Junker nicht abgewöhnen kannst! Hier ist kein Junker, wollen Nichts mit dem Junker, zum Kukuk das, danken Gott, daß wir keine . . . ah, er hat wenigstens gut aufgetafelt, und du wirst Hunger haben, mein Sohn."

Der Onkel irrte dabei in keiner Weise, sondern es hatte mit beiden seine Richtigkeit, mit dem Hunger wie mit dem Auftafeln. Was Küche und Keller von Steinitz zu liefern vermochten, das hatte Philipp in aller Schnelligkeit herbeigeschafft, und es war wenigstens dazu angethan, um zu beweisen, daß die Oekonomie in der Steinitz'schen Einsiedelei so wenig auf schlechten Füßen stand, als die Kochkunst — vom Weinkeller gar nicht zu reden, dessen Ursprung vor des Onkels Zeit hinaufreichte und der, weil der Onkel selbst wie ein ächter Klausner fast nur Wasser trank, so allmälig sich zum reinsten Cabinet emporgeschwungen hatte. Geizig war der Onkel nicht damit, aber da Niemand nach Steinitz kam und es von der Außenwelt, die übrigens bei der vorspringenden Strandlage desselben gar nicht so ganz nahe anfing, schon längst als außer Existenz angesehen wurde, so fand sich keine Gelegenheit zum Trinken, und ich war denn eine der wenigen Personen, die den alten Philipp dann und wann zu einem Gang in den Weinkeller veranlaßten.

Wir setzten uns zu Tische, wobei Philipp nach alter Gewohnheit mit Theil nahm, und ich konnte, als es mir so außerordentlich mundete, nicht umhin zu bekennen, daß es mir seit meinem letzten Besuch in Steinitz noch niemals wieder so vortrefflich geschmeckt hätte, als heute.

Der Onkel lachte herzlich und ermunterte mich, der Küche von Steinitz Ehre zu machen. Er war nun so jovial und heiter, so liebenswürdig wie in seinen besten Stunden, und kein Schatten erinnerte mehr an die eben vor dem geheimnißvollen Pavillon verlebte Scene und an die ungelösten Räthsel, die meine Gedanken noch immer beschäftigten. Zuweilen eilte wohl mein Auge von dem harmlosen Gesicht des Onkels zu dem eben so harmlosen des alten Philipp hinüber, und die brennende Neugier in mir frug dazu: „Was mag es sein — und wie viel weiß Philipp? —"

Wir blieben lange bei einander sitzen, während die Lampe gemüthlich brannte. Des Onkels Wein mundete mir ausgezeichnet und ich fühlte selbst, wie ich immer mehr angeregt wurde, während der Onkel so gleichmüthig wie vorher aus seiner Pfeife paffte und zuweilen recht herzlich lachte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bleistift, der Glück bringt.

Es sind jetzt ungefähr achtzehn Monate, schreibt ein Pariser Blatt, daß Herr L., der eine bescheidene Anstellung in einem Pariser Bankhause hatte, sich eines Morgens in sein Comptoir begab und an einem Hause vorbeipassirte, an dessen Thüre ein altes Weib Schreibrequisiten verkaufte. „Kaufen Sie mir einen Bleistift ab, guter Herr," rief die alte Frau, „das wird Ihnen Glück bringen." L. hatte wenig Zeit und eilte vorbei, ohne die Bitte der alten Frau zu erfüllen. Aber diese war hartnäckig. „Kaufen Sie ein Bleistift um einen Sou," rief sie, „das wird Ihnen Glück bringen." — „Meinetwegen," sagte L. lachend, nahm den Bleistift und zahlte ihn. — Am nächsten Morgen wiederholte sich die Scene. „Kaufen Sie mir einen Bleistift ab, das wird Ihnen Glück bringen." — „Aber, gute Frau, das wären ja schon zwei Bleistifte und ein doppeltes Glück." „Nehmen Sie nur, man hat nie Glück genug." L. kaufte und ging lachend weiter. Seitdem ging er ein Jahr lang jeden Morgen an der alten Frau vorbei und kaufte ihr täglich einen Bleistift ab. Nur hatte er die Vorsicht, um seinen Schreibtisch nicht zu sehr mit Bleistiften zu überladen, den ihm überreichten Stift stets in die kleine Büchse, welche die Frau auf ihrem Laden stehen hatte, zurückzugeben. — Das Glück aber, das ihm versprochen war, blieb aus, L. blieb ein Commis mit sehr bescheidenem Gehalte. Eines Morgens fand er die alte

Frau nicht an ihrem Platze, er frug nach ihr, aber Niemand kannte ihre Wohnung. Der junge Mann bedauerte das Verschwinden seiner Bleistiftfrau, die ihm jeden Morgen so herzlich Glück wünschte; endlich vergaß er sie. Da bekommt er dieser Tage ein Schreiben von einem Notar, in dem ihm angezeigt wird, daß die Wittwe M. Z., ambulante Schreibrequisiten-Verkäuferin, gestorben sei und ihn zum Universal-Erben eingesetzt habe. Die Erbschaft bestand in einem Landhause, mehreren Weingärten und 73,000 Francs in baarem Gelde. „Ich stehe am Rande des Grabes," heißt es im Testamente, „und habe weder Verwandte noch Freunde. Herr L., wohnhaft in Paris, Straße . . N . ., der mir ein ganzes Jahr täglich einen Sou schenkte, und dem ich immer versprach, daß ihm dieses Almosen Glück bringen werde, soll mein Erbe sein. Ich habe mir seine Adresse verschafft und ernenne ihn hiermit zum Universal-Erben." — L. bleibt Buchhalter, hat aber seine bescheidene Wohnung dieser Tage mit einer besseren vertauscht. Während des Ausräumens aus der Wohnung fiel ein Gegenstand aus seiner Schublade zu Boden. Er sieht nach und findet einen Bleistift. Es war der erste Bleistift, den ihm die alte Frau vor 18 Monaten verkauft hatte. Er hat ihn unter einen Glassturz gelegt und wird ihn bis an sein Lebensende aufbewahren.

Lebensphilosophie.

Aus unserm Herzen
Wächst, was wir sä'n, uns wieder zu:
Da pflanzt die Wahrheit ihre Ruh';
Da fühlt die Thorheit ihre Schmerzen;
Da sä't das Laster seine Pein.
O! da verblühet jeder Morgen,
Den leere Abende bereu'n;
Da hüllt die Tugend sich verborgen
In ihre stille Pflanzung ein,
Die ihr kein Erdensturm verwehet.

Des Lebens Straße
Geht überall auf wildem Feuerstrom,
Der, unten glühend, wogend noch, nur oben
Mit einer leichten Rinde sich bezog.
Drum laß uns leisen Trittes drüber wallen
Und nicht verschulden des Gewölbes Bruch,
Daß wir dem Flammentode nicht verfallen.
Ach! Selbstverschuldung ist der schwerste Fluch.

Verschiedenes.

(Kaiser-Worte.) Als man den Kaiser Sigismund fragte, wen er fähig halte zum Regieren? gab derselbe zur Antwort: „Denjenigen, welchen das gute Glück nicht stolz und böse Zeit nicht verzagt macht."

Auf die Frage, die man dem Kaiser Friedrich III. vorlegte: welche unter seinen Räthen er am vorzüglichsten liebe? erwiederte der Kaiser: „Diejenigen, so Gott den Herrn mehr fürchten als mich."

Neueste Wiener Schnadahupfl'n.

Im Schatz is ka Knopf
Und im Kopf'l ka Hirn,
Und da werden die Wiener
Die G'duld bald verlier'n.

Es gab nur a Kaiserstadt,
's gab nur a Wien;
Jetzt werd'n einen Kaiser
Wir seh'n in Berlin.

Was nutzt mich der Mantel,
Wann er nit is g'rollt?
Und was nutzt mich der Staatsschatz,
Fehlt Silb'r ihm und Gold?

Kein Gold fällt, wenn der Larisch
Auf'n Kopf sich auch stellt,
Und zwanzig Million'n
Is a Heidenstück Geld.

Wie klinget das Silber?
Döß woiß ma nit hier,
Es ward schon all's Silberg'räth
Halt zu Papier.

Uns bleibt nix als Pumpen,
Das G'schäft bringt's so mit —
Wer's später zurückzahlt — —
Döß woiß Kaner nit.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 10. Mittwoch, den 23. Januar 1867.

Das Geheimniß des Pavillons.

Eine Strandgeschichte von Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

Jetzt endlich gewann ich Muth genug, nach der Cousine zu fragen. Ich that es so unbefangen als möglich, mit abgewandtem Gesicht, weil ich den Verrath meiner Augen fürchtete; und dennoch that ich es nur mit Angst, als ob die beiden alten Leute nothwendigerweise das ungestüme Pochen meines Herzens vernehmen müßten. . . .

„Ach, die Meta", sagte der Onkel mit einem mir ganz unerträglichen Gleichmuth, „ja, die ist noch nicht angekommen. Ich hoffe aber, sie langt in dieser Woche auch noch zu Steinitz an, und zerbreche mir schon jetzt den Kopf darüber, was wir alten Leute mit dem jungen, jedenfalls sehr hochgebildeten und verwöhnten Mädchen anfangen wollen."

„Aber Onkel", rief ich lachend, „rechnest du mich denn auch bereits zu den alten Leuten? Ich dächte doch —"

„Ja so du, ja, das ist wahr, für den ersten Augenblick wärest du da, mit dir wird sie sich wohl verstehen, denn ihr seid nun Beide Kinder der neuen Zeit, die von uns alten Knacksen, Gott sei gedankt, nichts mehr wissen mag, wie wir nichts von ihr. Und später, da wird sich schon die Sache finden, lange wird Meta nicht bei uns aushalten, bekommt dann vielleicht bald Lust zum Heirathen — schön ist das Kind wie ein Engel, da wird es an Freiern schon nicht fehlen."

Mir schoß bei solchen Worten das Blut zu Kopfe und ich mochte wohl ein ziemlich unglückseliges Gesicht dazu gemacht haben — der alte Philipp wenigstens blinzelte gar seltsam mit den Augen, als ob er nach berechtigter Weise alter Factoten auch hier schon wieder Alles wisse. Der Onkel aber blieb ganz unbefangen und guter Laune — mir aber gab wahrscheinlich die freundliche Weinlaune den Muth, ihm zu erwidern:

„Wer weiß Onkel, vielleicht wäre ich der beste Freier für die Cousine."

Der Onkel sah mich groß an. In seinen Augen funkelte so Etwas auf, als ob er lachen wollte, doch die feste Kühnheit meines Blickes schien ihn davon abzubringen. So nahm er die Pfeife aus dem Munde, und mich noch immer mit verwundertem Blicke musternd, sagte er mit langsamem Tonfall:

„Du . . . Junge . . . du sie heirathen? — Bah, du kennst sie ja gar nicht einmal."

„Doch Onkel, doch, ich habe sie als Kind gesehen, und wenn sie nun nur halb so schön geworden ist, als deine Briefe sie mir stets geschildert haben, so bin ich jetzt bereits sterblich in sie verliebt."

Jetzt lachte er aber doch, jedoch es klang nicht ganz natürlich, daß er so einfach die Sache heiter nehmen wollte, und er rief dem still staunenden Philipp zu:

„Höre, Philipp, du hast's vernommen, was sagst du denn dazu, der Junge die Meta heirathen! — Hahaha, verzeih', mein Sohn, das kommt mir so schnurrig vor, gelt, Philipp, wie lange ist's her, daß der Junge so als ein rechter Knirps nach Steinitz kam und jetzt heirathen . . ."

Philipp aber blieb sehr ernsthaft und machte nur so ein bedeutungsvolles Gesicht, als ob ihm ja das doch Alles längst keine Neuigkeit mehr wäre, als ob das Alles so habe kommen müssen. . . .

Ich aber sagte beinahe empfindlich:

„Nun, Onkel, Meta war doch um dieselbe

Zeit ein wahres kleines Würmchen gegen mich, das ich nöthigenfalls hätte auf den Armen tragen können — wenn du denn für sie an das Heirathen denkst, so dächte ich doch, wäre es bei mir auch keine Sünde."

„Na, wir werden ja sehen, Philipp, wir werden etwas Schönes erleben, wenn das Mädchen kommt — ich fürchte, da werden wir bald Platz machen und uns eine neue Klause suchen müssen."

Philipp aber schmunzelte so seltsam dazu, als ob er für sein Theil sagen wolle: „I nun, muß es denn auch gerade eine Klause sein; es ist ja so ganz hübsch, da das Leben einmal wieder über unsere Hofmauern hereinblickt ..."

Der Onkel beachtete solche stumme Sprache nicht. Er war aufgestanden und sagte, die Pfeife ausklopfend:

„Ich denke, wir gehen zur Ruhe; es ist spät geworden und wir halten hier noch immer an der guten alten Sitte: Früh zu Bett und früh heraus. Die Morgen werden zwar schon etwas kühl, sind aber noch wunderschön."

Wir erhoben uns auch und Philipp sagte: „Ich werde den Junker in sein Zimmer führen."

„Daß dich Der und Jener mit deinem Junker!" brummte der Onkel. „Nun, gute Nacht, mein Sohn, sieh zu, ob es sich noch gut schlafen läßt in Steinitz." ...

Er schüttelte mir herzlich die Hand und wir gingen, Philipp mit dem Lichte voran.

„Philipp," sagte ich halbwegs, „wie steht es, ist die Cousine wirklich so schön, wie der Onkel sie beschreibt? Redet, alter Freund."

„Wie schön sie ist, Junker, das ist nicht zu beschreiben und nicht, wie engelsgut. Wenn sie in Steinitz ist, so sind die guten Engel bei uns eingekehrt und Alles scheint freundlicher und schöner zu sein. Ich habe nur ein Wesen gekannt, welches ihr ähnelte — doch ist es schon lange gestorben. Das war aber auch so schön, so gut und so ernst und fest von Charakter, gar nicht wie andere Frauenspersonen."

„So, so, Philipp, das muß ja ein ganzer Engel sein, diese kleine Cousine Meta!" sagte ich staunend über so reiches Lob.

„Ihr werdet ja selbst sehen, Junker, ob sie es ist .... gute Nacht!"

III.

Einige Tage vergingen mir in Steinitz in gewohnter Weise schnell und heiter. Der Onkel war stets in herziger, meist launiger Stimmung. Er schien wahrhaft erfreut, durch meine Anwesenheit die Einsamkeit seiner Klausnerei unterbrochen zu sehen, und offenbarer als jemals wurde mir die ganze herzinnige Tiefe seines edlen Gemüthes und daß er mich so recht innerlich und ächt, aber ohne jeden äußeren Prunk lieb hatte. Manche schöne Stunde verlebte ich mit ihm zusammen und er schien dabei jede Seltsamkeit, jeden Einsiedlergedanken vergessen zu haben, da er nicht nur über die Außenwelt und fremde Menschen unbefangen, ja oft interessevoll mitredete, sondern auch seine Wege in den Pavillon, die zu Zeiten meiner früheren Aufenthalte in Steinitz ziemlich regelmäßig zu erfolgen pflegten, gänzlich vergessen zu haben schien.

Doch ich lebte nicht nur in der Umzäumung von Steinitz, sondern tummelte mich auch draußen umher. Das Meer und die nahen Waldungen bildeten meine Vergnügungsorte; während ich auf jenem allein oder in Begleitung eines fahrkundigen Menschen aus der Oekonomie im flinken Boot die Wogen durchmaß und den ganzen unbeschreiblichen Zauber des treulosen, aber nur zu verlockend schönen Elementes genoß, streifte ich in den prächtigen Waldungen mit Büchse und Jagdtasche umher und jagte das selten gestörte Wild, welches sich, weil es eben meist ungestört blieb, in reicher Fülle vorfand, aus seiner sichern Ruhe auf — dann und wann mit gutgezieltem Treffer ein flüchtiges Stück erlegend, das der etwas mürrischen Köchin, weil es eben nicht oft in ihr Bereich gelangte, stets ein freundlicheres Schmunzeln entlockte, als man im gewöhnlichen Treiben wochenlang von ihr zu sehen bekam. Sie war eben auch in der Einsamkeit von Steinitz alt geworden und hatte sich, wie den Verkehr mit Menschen, auch jede sichtbare Gefühlsäußerung abgewöhnt. Ich amüsirte mich daher, weil ich sie so kannte, jedes Mal nicht wenig, wenn ihr ein prächtiges Häschen oder gar ein stattlicher Rehbock so ungewohnt freundliche Pantomimen abgewonnen....

Die Woche ging zu Ende. Von der Cousine wurde täglich gesprochen, und that ich nicht

so that der Onkel ihrer sicher Erwähnung und daß sie wohl an dem Tage kommen könne.... Aber der Tag verging dann immer und die Cousine kam nicht. Der Onkel selbst wurde darob ungeduldig, wenn er es sich auch nicht mochte merken lassen — und plötzlich eines Nachmittages war er gleich nach Tisch verschwunden und, wie mir Philipp auf meine Frage sagte, in den Pavillon gegangen, den er seit meiner Ankunft nicht wieder betreten hatte. (Fortsetzung folgt.)

Die Seekrankheit.

Worin besteht sie? und wie wird sie behandelt? Wer einmal eine Seereise mitgemacht hat, wird sich daran erinnern, daß beim Besteigen des Schiffes als Hauptgegenstand der Unterhaltung die Seekrankheit figurirt. Jeder weiß einen Rath, ein Mittel. Solche Unterhaltung spinnt sich einige Zeit fort, die verschiedenen Mittel werden gläubig verschluckt, während da und dort Einer sich drückt — um Kotzebue's Elende zu unterliegen. Dahin führen nämlich die meisten innerlich verschluckten Mittel! Schon der Umstand, daß man so viele Mittel gegen diese Eine Krankheit empfiehlt, ist verdächtig für Denjenigen, welcher die Sache nüchtern beurtheilt.

Die Seekrankheit befällt die Meisten, welche eine Seereise machen, jedoch nicht in dem gleichen Grade; die Einen sind in ein paar Stunden absolvirt, Andere dagegen liegen im Bett, so lange die Seereise dauert, und werden erst wieder gesund, wenn sie ans Land steigen. Wenn die Krankheit auch gerade nicht gefährlich oder nachtheilig ist, so ist sie doch immerhin ein qualvoller eckelhafter Zustand, ein Katzenjammer sonder Gleichen.

Ein gewisser Dr. John Chapman gibt in der Med. Times, Sptbr. 3. 10, eine Beschreibung der Seekrankheit, die wir hier deßhalb mitzutheilen uns angetrieben fühlen, weil dort eine recht plausible Behandlungsweise angegeben ist, welche von jedem Auswanderer leicht ausgeführt werden kann. —

Dr. Chapman hält die Seekrankheit für eine Blutüberfüllung des Rückenmarks und zwar namentlich jener Abschnitte des Rückenmarks, aus welchen Nerven zum Magen und zu den beim Erbrechen betheiligten Muskeln abgehen.

In Folge dessen sei auch die Temperatur der Rückenwirbelsäule bei den Seekranken regelmäßig erhöht. Von diesem Standpunkte ausgehend, sagt Dr. Chapman, daß die Behandlung der Seekrankheit ihr Hauptaugenmerk dahin zu richten habe, diese Blutüberfüllung im Rückenmark, mit welcher eben die erhöhte Temperatur in Verbindung stehe, zur Norm herabzudrücken. Dies geschieht, wenn der Patient Säckchen von Kautschuk, welche mit Eisstückchen gefüllt sind, kurz vor Abgang des Schiffes über das Rückgrat hinabhängt. Dr. Chapman hat dies Mittel in vielen Fällen erprobt, und gefunden, daß, sowie der Eissack die rechte Stelle des Rückgrats abzukühlen anfängt, die Beschwerden der Seekrankheit verschwinden. Der Eissack muß so lange getragen werden, als die ganze See-Reise dauert, und man muß deßhalb für lange See-Reisen einen in Sägespäne gut verpackten Eisvorrath mitnehmen. Dies ist leicht ausführbar, weil man ja in jeder größeren Stadt, namentlich in Hamburg oder Bremen, überall Eis kaufen kann. Ebenso kann man dort auch einen Kautschuck-Sack bekommen. —

Denksprüche.

Das Leben ist ein wunderlich Geflecht,
Und dunkel ist der Stern, den ihr bewohnt,
D'rum ist es räthlich, daß ihr Staubbewohner
Oft euern Blick von euerm Staube wendet,
Um nach des Himmels Klarheit ihn zu richten.
Dann wird der Mensch ja klar auch mit sich selbst;
Er sieht den Frieden, und der Lebensfrieden
Geht wieder hell in seinem Busen auf.
So wird er kräftig, ringt sich durch die Nacht,
Erkennet, daß gerecht der Ew'ge richte,
Und naht, wenn langsam auch, dem wahren Lichte.

Schön und milde glänzt
Der Lieb' und Hoffnung und des Glaubens Schein
Im lautern Quell der frommen Kinderwelt.
Ach! daß so oft der Jahre rauher Tritt
Des stillen Börnleins klaren Spiegel trübt!

Folg' dem Gefühl des Schicklichen und Rechten!
Die Klugheit ist das einz'ge Gut des Schlechten.

Verschiedenes.

Am vergangenen Leopoldstage hat sich in Klosterneuburg folgende artige Geschichte abgespielt: Der trotz seines ziemlich hohen Alters und trotz seines bedeutenden Vermögens unverehelichte Wiener Fabriks- und Hausbesitzer Leopold M. machte am 15. vor. Mts., an seinem Namenstage, mit mehreren Freunden mit seinem „Zeugl" eine Landparthie nach Klosterneuburg, wie er dies an diesem Tage seit 30 Jahren zu thun gewohnt ist. Herr M., ein „flotter Wiener" in des Wortes verwegenster Bedeutung, nahm mit seiner Gesellschaft im Klosterkeller sofort einen Tisch in Beschlag und tractirte seine, nebenbei bemerkt, durchwegs jungen „Freunderln" in der exquisitesten Weise. Als die Stimmung dieser „angeheiterten" Gesellschaft bereits einen gewissen Höhegrad erreicht hatte, kam ein noch junger Soldat mit einem eingebundenen Arme in den Klosterkeller und suchte vergeblich an den Nachbartischen ein Plätzchen, um bei einer Flasche echten „Klosterneuburger" seinen Namenstag zu feiern. Kaum hatte der „flotte Wiener" bemerkt, daß der verwundete Soldat einen Platz suche und keinen finde, als er ihm auch schon von Weitem zurief: „He da, Landsmann, da zu uns her; da ist noch Platz; wir drucken und rucken uns halt a bisl zusammen; das Drucken sind wir ja schon g'wöhnt!" Der Soldat, ein hübscher Mann, nahm sofort an dem Tische Platz und machte auch von der liebenswürdigen Einladung des Bestgebers, von seinem Weine zu trinken, in ungezwungener Weise Gebrauch. Man wurde bald sehr „fidel", und als Hr. M. erfuhr, daß der Soldat auch Leopold heiße, ließ er sogleich eine Extra-Bouteille „Prälatenwein" auftischen. Nun wurde der verwundete Krieger aufgefordert, seine Lebensgeschichte und seine Kriegsabenteuer zu erzählen, welcher Aufforderung derselbe gerne und mit großem Freimuthe nachkam. Nachdem er erzählt hatte, wie er bei Nachod verwundet worden, kam er auf seine Kinderjahre zu sprechen, sagte, daß er eine elternlose Waise sei, daß er seinen Vater, wie so viele „Findelkinder," gar nicht kenne, und bemerkte schließlich auch, daß seine Mutter, welche in größter Armuth gelebt hatte und im vorigen Jahre gestorben ist, Anna N. . . . . . geheißen habe. Dieses Wort wirkte wie ein elektrischer Schlag auf unseren „flotten Wiener." — Er stand auf, fing heftig zu schluchzen an, umarmte den jungen Krieger und nannte ihn seinen — Sohn. Bei dem Nachhausefahren war die Gesellschaft durch einen glücklichen Soldaten vermehrt, der nun der einzige Erbe des reichen Herrn Leopold M. werden wird.

Der Gemahlin eines Finanzbeamten machte eine Deputation einen Besuch. Die Herren drückten ihr Erstaunen über das blühende Aussehen der Dame aus, und einer derselben, ein förmliches enfant terrible mit grauen Haaren, fragte die Frau: „Darf ich bitten, meine Gnädige, wie alt sind Sie?" — „Neunundzwanzig," hauchte die Frau. — „Darf ich bitten, meine Gnädige, kennen Sie Piquet?" — „O ja!" — „Nun, Sie wissen, da zählt man auch: 29 . . . 60, u. s. w."

Aus dem Gerichtssaale einer Stadt erfahren wir folgende Geschichte: Der Präsident befahl dem Gerichtsdiener während einer Verhandlung, die Zeugen vorzuführen. „Es befindet sich keiner derselben im Vorzimmer. Nur ein Taubstummer ist zugegen." — „Ganz recht," sagte der Präsident, „führen Sie ihn nur herein. Er wird nicht als Zeuge vernommen, er soll blos zuhören."

Sir Walter Raleigh hatte zuerst den Tabak mit aus Amerika nach Europa gebracht und rauchte, wenn er glaubte, er sei allein. Eines Tages trat sein Bedienter in sein Zimmer, da er noch die Pfeife im Mund hatte. Als der Bediente Wolken und Rauch sah, lief er hinaus, holte einen Topf mit Wasser, goß ihn seinem Herrn über den Kopf und rief: „Hilfe! Hilfe! Sir Raleigh hat so viel studirt, daß sein Mund ganz im Feuer steht."

(Tischregel.) Wer seine Mahlzeit mit wahrhaftem Genuß zu sich nehmen will, bemühe sich, immer bei heiterer Laune zu sein, denn ein Zorniger weiß nicht, ob er gesottenen Kohl oder gekochte Regenschirme ißt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 11. Freitag, den 25. Januar 1867.

Das Geheimniß des Pavillons.

Eine Strandgeschichte von Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

Ich konnte es mir leicht denken, daß die Ungeduld, vielleicht auch Unruhe über Meta's Ausbleiben ihn in die Einsamkeit seines Tempels der Erinnerungen getrieben hatten — ich wußte nun auch nichts Besseres anzufangen, als fortzugehen, und that dies mit Büchse und Jagdtasche, um das Jagdglück heute zu versuchen — zugleich aber auch mit dem bestimmten Entschluß, am andern Morgen mich selbst auf die Reise zu machen und nach Meta's Verbleiben auszuschauen.

Ich trieb mich im Walde herum, bis die Sonne sank und es dunkelte. Fast ging es mir wie dem Onkel selbst, nur daß ich mich im weiten Wald und nicht im einsamen Pavillon befand. Ich schritt langsam und nachdenklich umher, in mich versunken, ohne eigentlich selbst zu denken — in einem jener Zustände, die man ganz passend mit „brütend" bezeichnet. Ich dachte nicht und bemerkte nichts von dem Wechsel und der Schönheit meiner Umgebung; sonst so entzückt von jedem Naturgenuß, sah ich es heute gar nicht, wenn ich durch eine Lichtung schritt, und der Gegenhang der Waldungen, die sich immer mehr goldig färbten, von der Sonne bestrahlt in wahrhaft wunderbarer Pracht vor mir ausgebreitet lag. Kaum daß ich einmal aufschaute, wenn ein keckes Eichhörnchen, welches mich erst verwundert angesehen, sobald ich nun ganz nahe kam, mit wahrer Windesschnelle durch das gefallene Laub raschelte und sich blitzgleich am nächsten großen Buchen- oder Eichenbaum emporschwang. Nach der Büchse griff ich während des ganzen Nachmittags nicht, und als ich endlich von der Dunkelheit überrascht nach Hause zurückging und, durch diesen Entschluß ernüchtert, mir überlegte, was ich denn eigentlich angefangen habe, mußte ich mir gestehen, daß ich mich in diesem Zustande geistiger Passivität still innerlich doch nur mit Meta beschäftigt hatte, deren Bild mir, wie ich es mir ausgedacht hatte, im Spiegel des Herzens eingedrungen war. Fast war ich nun unwirsch darüber, in dieser nie erscheinenden Cousine bereits eine Tyrannin besitzen zu sollen, ehe ich sie noch wirklich gesehen hatte — und so kam ich nicht ganz gut gelaunt nach Hause und eilte mit hallenden Schritten durch das Vorhaus in das große Parterrezimmer, in welchem ich den Onkel zu finden hoffte.

Ich hatte mich nicht getäuscht, wurde aber nicht wenig überrascht.

Genau wie an dem Abend, als ich gekommen war, stand der Tisch gedeckt; der Onkel und Philipp saßen mit strahlenden Gesichtern, als hätten sie dem vor ihnen stehenden Weine schon in bedenklicher Weise zugesprochen, an ihren Plätzen, auf dem meinigen aber saß eine Frauengestalt, die sich ein wenig zum Onkel vorgebeugt hatte, so daß der Lichtschimmer der Lampe über ihre reichen blonden Weilenscheitel fiel, an denen ich die Cousine sogleich wieder erkannte, wenn ich überhaupt noch hätte zweifeln können, daß ein weiblicher Gast in Steinitz Jemand anders hätte sein können.

Mein lautes „guten Abend" that erst meine Anwesenheit kund; der Onkel und Philipp blickten freudig auf, die Cousine erhob sich und wandte sich nach mir um.

„Ah, die Cousine", sprach ich, weiter ihr näher tretend und ihr die Hand entgegenstreckend, „sind Sie endlich angekommen — so herzlich willkom-

men in Steinitz, wir haben Sie mit Sehnsucht erwartet."

Sie legte langsam, aber ohne Scheu ihre Hand in diejenige, welche ich ihr bot, und blickte mich mit ihren blauen Augen herzlich an, während doch ihre schönen Züge Nichts von einer ernsten Ruhe verloren, die für ein so junges Mädchen fast seltsam erschien. Mit melodischer Stimme sagte sie:

„Wir haben es uns eben überlegt, daß es ein Irrthum von dem guten Onkel war, mich um eine Woche zeitiger zu erwarten, als der Ordnung nach mein Kommen möglich und auch bestimmt worden war. Sie konnten mich aber doch wenigstens erwarten, während ich Sie ganz unerwartet finde — ich hatte keine Ahnung, Sie dies Mal hier anzutreffen, und würde mich doch gern schon vorher auf das Wiederbegegnen mit Ihnen gefreut haben."

„Wirklich, Cousine, so erinnerten Sie sich also meiner noch?"

„Halten Sie mich für undankbar?" frug sie schnell.

„Ich würde das ohne Spur eines rechtfertigenden Grundes thun — aber woher mir diese Frage?"

„Oder halten Sie mich für gedächtnißschwach?" —

„Ich begreife Sie nicht, Cousine, — ich habe natürlich dazu eben so wenig nur das Atom eines vernünftigen Grundes . . . ."

„Nun, dann war Ihre Frage überflüssig — dann mußten Sie wissen, daß ich Sie nicht vergessen hatte, daß ich Ihrer gedachte!" . . .

Sie sagte das mit einem beinahe strengen Ernst, mit einer Ruhe und Bestimmtheit, die etwas Imponirendes hatten — und ich empfand das vollkommen, sah in diesen ersten Begrüßungsreden bereits ein, daß ich es hier mit einem Mädchen zu thun hatte, das nicht unter den gewohnten Hausschatz zimperlicher und verbildeter Backfische zu zählen war, die es höchstens dazu bringen, Voß' pluie de perles zu klimpern, ein Schubert'sches Lied zu singen und für Oscar von Redwitz schmachtlappige Poesien zu schwärmen . . . die aber vor jedem ersten Gespräch — mag es den Ernst der Wissenschaft oder der Zeit berühren — prüde die Augen niederschlagen, als ob dadurch ihre hausbackene Unschuld verletzt würde. . . . Unschuld ist natürlich dumm und stumm für die pulsirende Wirklichkeit, diesen Baum der Erkenntniß, an dem sie lauter verbotene Früchte wähnen, sie, die doch klüger sein und handeln wollen, als ihre Ahnin Eva es gethan. . . .

Diese liebenswürdige Backfischgeneration, welche mit ihrer angebildeten Unschuld und Empfindsamkeit einen Himmel profaniren kann, hatte ich nur zu viel kennen und verabscheuen gelernt. Die Universitätsstadt besaß mehr als hinlänglichen Reichthum daran, und mein Herr Professor, bei dem ich einquartiert war, hatte sich in einem Paar Töchterchen selbst ein Paar solcher Gäuschen ächtester Spezies erzogen oder vielmehr in der Pension erziehen lassen, die meist eine Pflanzstätte der Unnatur und Gefühlsverdrehung zu sein pflegt. . . . Ich hatte daher in dieser Hinsicht in ruhigen Stunden der Ueberlegung zuweilen für die Cousine auch gefürchtet und fand mich nun gleich im ersten Augenblick so angenehm enttäuscht.

Ich hatte ihr auf ihre letzte bestimmte Schlußfolgerung nicht geantwortet — sie fuhr nach kurzer Pause herzlicher fort:

„Ich war zwar vor fünf Jahren noch ein Kind, aber ein unglückliches, von dem herbsten Schmerze, den das Leben bringt, erschüttertes Kind. Meine Mutter war gestorben. . . . Solche Zeiten reifen auch das Kind, und wie sie ihm den herbsten Stachel des Schmerzes in das Herz drücken, machen sie dasselbe auch für jede Berührung empfänglicher und verständnißfähiger. Von dem Sarge der Mutter hinweggenommen, kam ich damals voll unbeschreiblicher Gefühle hierher. Der Schmerz vermochte mich nicht noch tiefer zu beugen, als ich es damals war — und wer mir damals mit Liebe entgegentrat, der ist meinem ganzen Leben ein Engel geworden. Der Onkel weiß das, Sie, Cousin, wissen jetzt auch, weßhalb ich nicht anders konnte als auch Ihrer oftmals und herzlich gedenken. . . ."

Sie sagte das wieder so klar und unbefangen, so ganz wie selbstverständlich, daß ein junges Mädchen auch solches ohne Scheu sagen und bekennen dürfe, daß ich, sonst nicht linkisch, sondern burschikos léger, völlig in Verlegenheit kam und froh war, als sie sich wieder an ihren Platz setzte, so mir ebenfalls Gelegenheit zum Platznehmen bot, wobei sich durch des Onkels Intervention ein allgemeines Gespräch entwickelte.

Dieses Mädchen und ihre Weise, sich zu geben und zu reden, mußte erst studirt werden, das fühlte ich wohl: — so sehr ist die sogenannte Gesellschaft in ihren angelernten Formen und Convenienz befangen, daß sie sich vor der ungekünstelten Natürlichkeit nicht sofort zu benehmen versteht. Ich wurde vor Meta verlegen und erinnerte mich daran, wie oft ich gesehen, daß Andere vor freilich auch andern Naturkindern aus den Alpen und vor ihrer ungeschminkten Harmlosigkeit sich höchstens zum Plumpen oder Gemeinen zu finden vermochten. . . .

Der Abend gab mir noch zu mancherlei Betrachtungen Raum und Gelegenheit. Die Unterhaltung drehte sich um alles Mögliche — bald Persönliches, bald Allgemeines; Meta sprach überall mit, war überall kein Fremdling, und wann sie redete und urtheilte, geschah es ernst, ruhig und klar. Keine Gedankensprünge, keine unlogischen Folgerungen, die zwischen jungen Damen und Herren oft den Unterhaltungsstoff hergeben müssen, wobei der galante Herr, um der Unterhaltung willen, mit der Lanze daneben trifft und sich schließlich für süßen Lohn besiegen läßt; bei Meta war davon Nichts vorhanden, ich konnte mit ihr nicht anders als ernst und bestimmt verkehren, weil sie zur Galanterie keine Einladung bot. . . .

Seltsam bewegt schied ich spät von ihr und begab mich zur Ruh. Ich fand sie lange nicht. Meta stand vor mir, immer vor mir in ihrer ganzen zauberischen Wirklichkeit. Jetzt hatte ich sie selbst — mein langgehegtes und geliebtes Traumbild war verflogen, erblaßt — die Wirklichkeit hatte es übertroffen.

Ich mußte endlich am offenen Fenster Nachtluft schöpfen — mein Athem ging schwer und mein Herz schlug laut . . . wie ein Mahner oder Bittsteller. (Fortsetzung folgt.)

Die falschen Haare.

In Europa war es der heilige Ludwig, der zuerst seine natürlichen Haare, die ihm in Palästina ausgegangen, durch falsche ersetzte. Die „Europa“ erzählt: „Wegen dieser bewundernswerthen Eingebung ist ihm auch die Ehre erwiesen worden, der Schutzpatron der Perrückenmacher aller Nationen zu werden. Als die Königin Bianca den unglücklichen heiligen Fürsten kahlköpfig wiedersah, verdroß sie das wohl, aber sie war gar nicht in Verlegenheit, wie der angerichtete Schaden wieder gut zu machen sei. Sie ergriff eine Scheere und schnitt ohne Weiteres jedem der Herren am Hofe, dessen Haare denen ihres Sohnes ähnlich waren, eine Locke ab. Mit ihrer großen mütterlichen Liebe, die noch mächtig von einem starken Instinkt weiblicher Kokett=rie, die aus allen Ländern und allen Zeiten stammt, unterstützt wurde, nähte sie diese entlehnten Haare eines an das andere und machte daraus für den König eine wundervolle Perrücke, die leider nicht aufbewahrt ist. Heutzutage sind die Frauen aus der Gesellschaft, die sich mit ihren eigenen Haaren begnügen, noch seltener, als diejenigen, deren Zähne in ihrem eigenen Zahnfleisch geboren und groß geworden sind. Der Handel mit Haaren ist daher auch jetzt so verbreitet und bekannt, wie der mit Indigo und Kaffee. In Dänemark und mehr noch in Schweden, wo die Bäuerinen meist arm sind, sieht man seit einigen Jahren eine Zahl geheimnißvoller Agenten erscheinen, welche mit einem Waarenballen versehen, sich in die Hütten einführen, wenn die Männer ausgegangen sind. Sie haben mit den einfachen, dürftigen Bäuerinen beredte Unterhaltungen, in Folge deren die Frauen ihre Haare lösen und in reichen Wellen um ihre Schultern fallen lassen. Der geheimnißvolle Agent lächelt bei diesem Anblick, bewegt leise in seinen ungeduldigen Fingern eine scharfe Scheere, bietet der Producentin zwei indische Taschentücher für die Ernte und schneidet dieselbe dann mit Eifer ab. Die so zu sagen noch lebendigen Haare werden dann mit andern in einen Sack von Leinwand gesteckt, der das gemeinsame Grab der köstlichsten Reize wird, womit die Natur das Weib beschenkt hat. Ist der Sack voll, wird er zu den Händlern en gros gebracht, welche die Haare sortiren und durch 6 oder 7 Operationen nach und nach appretiren. So also erscheinen später diese Haare, die für die einfache und dürftige Tochter des Feldes verloren sind, blonder, feiner, glänzender als je, wieder auf einem unfruchtbaren Kopfe, wie man den reichen und frischen Rasen fruchtbarer Ländereien auf trockenen oder ausgesogenen Boden verpflanzt. Wie

viele verliebte Blicke werden auf diese Chignons im Exil, wie viele verstohlene heiße Küsse werden in der Verwirrung einer süßen Aufregung auf diese geborgten Flechten gedrückt, die erstaunt sind über ein so plötzliches, unverhofftes Glück! Wer hat sie je bemerkt, als sie noch ihr natürliches Leben führten, vernachlässigt und unbekannt mit sich selbst, am Orte ihrer Geburt? Ach, wahrhaftig, man könnte ein Buch schreiben, das zugleich die Geschichte einer Bäuerin und die Abenteuer einer Frau aus der großen Welt enthalten und den pikanten Titel führen würde: „Geschichte eines Kopfes ohne Haare und eines Packets Haare ohne Kopf." Es gibt Haare für jeden Gebrauch, für alle Arten von Koketten, von allen Nuancen und Längen. Die kurzen Haare von 30—40 Centimeter Länge werden in einem Kessel gekocht und auf kleine hölzerne Rollen gewickelt. Man nimmt sie dann aus dem Kessel heraus, um sie in einem mäßig erhitzten Ofen trocknen zu lassen. Nach dieser doppelten Operation behalten sie ihre Wellenlinie und zieren als natürlich gekräuselte Haare die Trotzköpfchen, um welche alle Herzen wie Schmetterlinge um das Licht fliegen. Die wohlhabenden Koketten verschmähen die gesottenen und gekräuselten Haare, die gewöhnlich aus heißen Ländern kommen, und ziehen die langen, glatten vor, die ein Product des Nordens sind. Es gibt Flechten, welche 150 Meter lang sind und nicht weniger als 500 Francs kosten, aber dafür auch den Neid all' der Rivalinen erregen, die leider keine solche Summen für ihren Kopf verwenden können. Aber wenn es schon in unseren Tagen theuer ist, schöne Haare haben zu wollen, so scheint es in Zukunft damit noch schlimmer bestellt. Schon verschmähen die Bäuerinen, sich scheeren zu lassen und dafür wollene Tücher zu nehmen. Sie wollen in baarem Gelde bezahlt sein, während die jungen Bauern sich erlauben, scheel zu sehen, wenn es sich darum handelt, ein Mädchen „mit kurzer Seide" zu heirathen, wie sie zierlicher Weise diejenigen nennen, deren Haare abgeschnitten sind. Was soll aber dann aus den eleganten Damen aller Länder werden, die durch ihre sociale Stellung die Herzen zum Zeitvertreib erobern, wenn jene häßlichen und unverschämten Bäuerinen künftig ihre Haare für sich selbst und für Die behalten wollen, die sie einmal heirathen werden? Wir hoffen jedoch, daß noch lange nicht dieser Fall eintrete, und daß die bescheidenen Landmädchen den Damen der Stadt erlauben, diesen üppigen Haarwuchs zu besitzen, mit welchem sie sich so herrlich zu schmücken wissen, und der so viele Briefchen an Chloris und so heiße Leidenschaften unter den Verehrern der schönen Natur veranlaßt hat."

Bitte.

Es fiel zur Erde nieder,
Von hoher Himmelshöh',
Wie weiches Schwanengefieder,
Bei Nacht ein tiefer Schnee.

Und hat aus Frühlingsträumen
Manch Vöglein aufgeweckt,
Das in des Waldes Bäumen
Zu sorglos sich versteckt.

Wie nun am hellen Morgen
Den Schnee die Vöglein schau'n —
Sie flogen ohne Sorgen
Zum Menschen voll Vertrau'n.

So streuet doch, ihr Städter,
In Gärten, Hof und Haus
Und auf die Fensterbretter
Den Vöglein Futter aus.

Sie geben's reichlich wieder!
Nach kurzem Zeitenlauf —
Dann geh'n viel tausend Lieder
Aus jedem Körnlein auf

Räthsel.

Mein Erstes ist ein kecker Wicht,
Du kennst ihn wohl, doch liebst ihn nicht.
Mein Zweites ist ein Reitersmann,
Den man für Geld bewundern kann.
Mein Ganzes liegt im welschen Land
Und ist als Stadt dir wohlbekannt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jün. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 12. Sonntag, den 27. Januar **1867.**

Mein Wecker.

Nicht Räderuhr, nicht Schlagwerk und Gewicht,
Selbst Morgenglock' und Haushahn brauch' ich nicht,
Auch weder einen Knecht noch eine Magd,
Die mich allmorgendlich zu wecken zagt.

Denn einen Wecker hab' ich nebenan,
Der es weit besser, als sie Alle kann;
Er zupft mich nicht an Zehe, Nas' und Haar,
Vom Herzen aus weckt er mich wunderbar.

Der kleine Wecker aber ist mein — Kind,
Der weckt mich zuverläßig und geschwind.
Ein Laut, ein Schrei, — so ist es mir genug:
Weiß Gott! er kennt den rechten Glockenzug!

Dann spring' ich hin zu ihm und seh' mit Lust
Sein liebes Lächeln nach der Mutterbrust.
Und frommer Wünsche wird mein Herz so voll,
Wie es am Morgen eben werden soll.

Und weckt er oft mich etwas früher auch,
Als es vordem gewesen mein Gebrauch,
Ich bin gleichwohl der Erste nicht empor:
Die Muttersorge kam mir stets zuvor.

Und sollt' ich manch Mal auch der Erste sein,
Wie wäre dieses Opfer doch so klein!
Für's Lamm erwacht der Hirt im Dämmerlicht:
Und ich — ich sollte für mein Kind es nicht?

J. G. Seidl.

Das Geheimniß des Pavillons.

Eine Strandgeschichte von Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

IV.

Mit der Cousine kam ein neuer, frischer und erfreulicher Geist nach Steinitz — ein Geist, der so lange Jahre hindurch in demselben nicht oder doch nur in sehr untergeordneten, einflußlosen Verhältnissen geherscht hatte: der Geist des wohlthuenden weiblichen Wirkens und Waltens.

Meta sollte jetzt in Steinitz ihre Heimath finden — aber die Heimath für ein ganz neues Element mußte sie sich erst schaffen. Ebenso energisch als in praktischer Weise geschah dies — nur wenige Tage, und sie war wirklich in Steinitz daheim und hatte ganz unbemerkt und unbehindert die Zügel des Haushalts ergriffen, wobei zu des Onkels und Philipp's endlosem Erstaunen mancher bisher als heilig geachtete Zopf in der Hausordnung so geräuschlos dem neuen Regimente zum Opfer fiel, daß er erst durch das Hervortreten der neuen, immer praktisch durchdachten Einrichtung, die Meta an seiner Stelle getroffen hatte, vermißt wurde.

Der Onkel sah das Alles mit stillem Verwundern und konnte die Behaglichkeit des Neuen nicht verkennen, aber auch die Unbehaglichkeit nicht überwinden, an Dem gerüttelt zu sehen, was in seinem Sinne die Zeit geheiligt hatte und an dem, so lange der alte Klausner lebte, Nichts mehr hatte geändert werden sollen. Erst war es ihm wirkliches Bedürfniß gewesen, allein zu sein, später war es ihm Princip geworden — bei Meta's Walten fürchtete er für sein Princip, ohne doch gegen das ihm an das Herz gewachsene Mädchen einen andern Widerstand als den des stummen Beruhigtseins zu versuchen. Aber Meta bemerkte das nicht oder wollte es nicht verstehen. Das Bewußtsein, mit den Pflichten der Hausfrau auch deren Rechte zu übernehmen, setzte sie mit derselben ernsten Ruhe und Sicherheit, welche sie bei jeder Handlung auszeichneten, in Scene, ohne Das jemals auszusprechen oder Etwas zu

fordern. Mit der harmlosen Miene des sich von selbst Verstehens nahm sie Alles in Angriff, und weil es stets praktisch geschah und nie Etwas mißglückte, fehlte die Handhabe zum Widerstand.

Meta's Thätigkeit war von einem eigenen poetischen Zauber umflossen; ihr geräuschloses Walten erregte einen feenhaften Eindruck. Wie mit Geisterhänden schnell, ohne Lärmen und geschickt geschah Alles, was sie angriff, und wir Alle gewöhnten uns bald so daran, daß wir die frühere Zeit nicht mehr hätten zurückdenken mögen. Der Onkel fühlte sich allerdings durch das Neue etwas gepreßt — aber in den Pavillon war er doch nicht wieder gegangen, seitdem Meta da war, und Das bildete das Zeichen, daß seine innerste Stimmung keine Störung erfahren hatte.

Der alte Philipp zeigte sich am vergnügtesten. Er war wohl eigentlich nicht zum Einsiedler geboren und hatte Gelegenheiten, einmal aus Steinitz heraus und in die Welt zurückzukommen, nie verschmäht. Welches Vergnügen, da es nun aussah, als wollte die Welt wieder nach Steinitz kommen, das ja auch nicht als Kloster gebaut worden war, ja von dem sogar manche recht weltliche und lustige Sage verlautete.

„Gelt", sagte er eines Tages sehr vergnügt zu mir, „Herr Bär sieht jetzt ganz anders aus, und ich glaube, wenn Gäste von draußen kämen und Besuch machen wollten zu Steinitz, ich brauchte das Thor nicht zu verschließen."

„Nun, nun", sagte ich, „nur nicht galoppiren, guter Philipp, so weit sind wir denn doch noch nicht. Lassen wir unsern guten Engel weiter walten, der wird es schon wohl machen."

„Ja, Junker, das weiß Gott, unser guter Engel ist das Fräulein und ganz Steinitz hängt ihr in Liebe und Verehrung an. Sogar die alte Dore hat es ihr vergeben, daß sie ihr das Regiment und die Schlüssel abgenommen hat, und betet mit, wenn Alle für sie beten."

Ich kann nicht beschreiben, was in solchen Augenblicken, bei solchem ungeschminkten Entzücken mein Herz empfand, wenn es so Alles, was es selbst fühlte und mit tausend Schlägen in die Welt hinauspochte, in warme, schlichte Worte übersetzt fand.

Diese Reise nach Steinitz war mein Verhängniß geworden — ich liebte die Cousine, die mein langverehrtes Ideal noch verklärte und in Wirklichkeit Schöneres gab, als ich im kühnsten Traume zu hoffen gewagt . . . liebte sie bis zur Raserei und doch mit dem klaren Bewußtsein, daß ihre Liebe mich zum Gott erheben, ihre Gleichgiltigkeit mich vernichten würde. Mit ihrem Bild im Herzen ohne sie zu leben, konnte nur ein wüster Verzweiflungskampf, um jeden Preis zu vergessen, werden.

So stand es mit mir und so ging ich umher, so lebte und verkehrte ich mit ihr. Dem Onkel war sie bald ganz unentbehrlich, und an den kühn geäußerten Plan, daß sie sich bald verheirathen und die Einsiedelei von Steinitz nicht lange stören würde, wurde augenscheinlich von ihm nicht wieder gedacht.

Bei der Thätigkeit der Cousine fand ich nur selten Augenblicke des Alleinseins und Einzelgesprächs mit ihr. Stets geschah es dann auch nur flüchtig. Sie blieb stets so liebenswürdig und herzlich gegen mich, wie am ersten Abend — aber auch wie gegen jeden Andern. Das beunruhigte mich unbeschreiblich, aber vergeblich suchte ich ein längeres Alleinsein mit ihr zu ermöglichen; sie vermied dasselbe nicht, aber sie widmete sich, sobald sie vom Hausgeschäft zur leichten Handarbeit griff, mit treuer Sorge dem Onkel, dessen zeitweiligen Trübsinn, der mit dem Pavillon in Verbindung stand, sie auch kannte und durch ihr Bemühen verhindern zu wollen schien. Bei dem Onkel war sie so immer für das Allgemeine zu haben — und meine speciellen Wünsche mußten sich bescheiden, bis endlich ein günstiger Augenblick erschien.

Der Onkel bot ihn uns. Die Tage waren bisher schön gewesen, doch eines Mittags schien es sich ändern zu wollen. Dunkle Wolken streiften am Horizonte umher, das Meer schien dunkler gefärbt als sonst, als schicke es sich an, ein finsteres Gesicht zu machen, und die Möven flatterten unter lautem Gekreisch ängstlich hin und wieder.

„Endlich", dachte ich, wir waren eben vom Tisch aufgestanden, durch das Fenster hinausblickend, „endlich werde ich also einen Sturm erleben und die See einmal in ihrer Furchtbarkeit kennen lernen, die ich in ihrer Lieblichkeit so oft bewundert habe." . . .

Während ich so schaute und stille Betrach-

tungen anstellte, gewahrte ich den Onkel plötzlich unten, der mit eiligen Schritten dem Parkende zueilte, in welchem der Pavillon stand. Was ich sogleich fürchtete, bestätigte sich, er kam nicht zurück, er war in den Pavillon gegangen.

Ich theilte es der Cousine und Philipp mit. Meta schien durch die Nachricht beunruhigt, Philipp, der es gewahr wurde, sagte beschwichtigend:

„Heute ist es nicht zur Besorgniß — es ist das nahende Wetter . . .“

Er brach ab und ging, als hätte er schon mehr gesagt, als er wollte. Ich schüttelte den Kopf dazu und wunderte mich über dieses räthselhafte Geheimniß bei dem sonst so kindlich offenen Onkel.

Aus dem Wetter wurde nichts. Die Sonne besiegte und verjagte das Wolkengesindel, und ihre Strahlen erhellten sofort das düstere Aussehen der Natur, die nun zur Entschädigung doppelt prächtig glänzte.

Da Meta heute keine Pflichten gegen den Onkel hatte, wollte sie im Park promeniren und nahm dazu eine Häkelarbeit mit, die sie in einem offenen Körbchen am Arme trug. Ueber ihr helles Kleid warf sie eine Mantille und schützte das Gesicht mit einem breitkrämpigen Strohhut.

Meine Begleitung nahm sie mit ihrer gewohnten ernsten Freundlichkeit an.

„So können auch wir uns einmal mit einander ausplaudern,“ sagte sie harmlos, und wir gingen nebeneinander her durch die Kieswege des Parkes.

Mit dem Ausplandern ging es nun freilich nicht so leicht, denn nur um zu plaudern, gleichgiltig über Dies und Das, war mir das Herz zu voll, und ihr dieses zu enthüllen, ihrem Blick die Schau in die Welt meiner Gefühle, die nur sie und immer nur sie empfanden, in meine ganze maßlose Leidenschaft zu gestatten, konnte ich nicht wagen. Sie war und blieb so ruhig und unbefangen, nicht ein Wort, nicht ein Blick verrieth mehr als die herzliche Freundschaft, welche sie vom ersten Augenblicke an gezeigt — und ob mich das auch nahe der Verzweiflung brachte, ich mußte doch die Gluth des eigenen Innern zähmen, wollte ich sie nicht mit derselben erschrecken und vielleicht Alles verderben.

So blieb die Unterhaltung anfänglich ziemlich spärlich. Meta arbeitete im langsamen Gehen an ihrem Häkelzeug, ich ließ mein Auge dem Fluge der Möven folgen, die sich noch nicht wieder beruhigt hatten.

Langsam wandelnd kamen wir auf dem Platz vor dem Pavillon an, auf welchem ich am Tage meiner Ankunft gestanden und in die See hinausgeblickt hatte. Man hatte eben von hier aus, außer vom Pavillon, den besten Ueberblick. Meta warf einen scheuen Blick auf den Pavillon, in welchem sich Nichts regte. Die nach dem Lande führenden Fenster waren wie immer mit den grünen Jalousien geschlossen, diejenigen, welche auf die See führten, konnte man auch nur von dort aus sehen . . . an ihnen stand vielleicht der Onkel und blickte hinaus wie wir. (Fortsetzung folgt.)

Ein origineller Brief.

Ein Maler aus Thüringen, jetzt in New-York ansässig, dessen in Stade, Hannover, bei einer Herrschaft als Haushälterin und Gesellschafterin fungirende Geliebte sich in einem höchst originellen Briefe von ihm verabschiedet hatte, hielt unter solchen Umständen sein Leben für eine unerträgliche Last und versuchte, dasselbe am Abend des 24. December, in der Wohnung seines Brodherrn, durch einen Schnitt quer über den Hals abzukürzen. Er wurde sofort in das Krankenhaus geschafft. Der obenerwähnte, in der Tasche des Unglücklichen gefundene Brief lautete in Sinn, Styl und Orthographie buchstäblich wie folgt:

„Lieber Carl!

Ich glaubte Dir zu lieben, erstens weil Du ein Künstler bist, und zweitens weil Du den Namen trägst von dem gefürchteten Mann, welchem ich mir immer wünschte mit dem vernichtenden Blick können zu lernen. Aber es ist nischt,. Du bist Künstler nicht, denn Du mahlst nichts aus der Fandasi, nichts orjinelles, sondern nach einem Vorbild und das ist keine Kunst nicht. Und zweitens bist Du auch der Carl nicht, vor dem eine Amalie wie ich schwärmen kann. Wie einst Göte seinen Heinrich zurief, rufe ich Dir zu Carl mich graut vor Dir. Nun weist Du Alles, wir

beide passen nicht zu ein ander, ich hochgebildet und Du prosaisch. Wer mir besitzen will, muß mich durch seinen Geist und Herz anziehen. Aber das war nicht bei Dir der Fall, darum wahr auch ich immer so kalt gegen Dir. Kein Mensch kann ja gegen seine Gefühle. Du dauerst mir denn Du bist gut. Aber was ist mir ohne Poesi. Das 4 fußige Thier ist auch gut, gut sind alle die nicht schlecht sind. Ein gebildetes Mädchen mit einem gebildeten Herzen verlangt mehr. Ein guter Mann sagt zu allem ja, Herr Gott, was muß das für eine langweilige Ehe werden ohne einen Oponenten. Du bist mich auch ein gar zu gutes Schaf, ich liebe bei die Männer nicht die Sanftmut, mein Carl muß bei dem kleinsten Widerspruch rasen, mit die Füße trapsen, mit die Zäne knirschen und ausrufen, fahre hin, männliche Gelassenheit, verwildere sanftmutiges Lamm zum Tieger. Ich bin ein ordentliches Mädchen, hab ein gutes Herz mit einen rechtschaffenen Hintergrund. Ich glaubte Dir lieben zu können, aber es geht wahrhaftig nicht. Uebrigens tröste Dir, ich werde keinen andern Mann angehören, denn ich habe noch keinen gefunden, der mir besser versteht wie Du. Noch hat mich kein Herz entgegen geschlagen. Deine Amalia weint über die Liebe leeren Männerherzen. Sowie ich mir meinen Gegenstand gemalt, kannst Du gar nicht malen, wenn Du auch ein Raffael wärst. Vergib mich, fluche nicht meinen Andenken ich kann nicht anders so war mir Gotte helfe. Was zusammen gehört, muß nicht zusammen. Jetzt leb wohl mein gewesener Carl, und denk mit des Schicksals mächten, ist kein ewiger Bund zu flechten, und der mir einst mal bekömmt wird mich auch nicht ewig besitzen! Deine Dir ergebene Amalia."

Gemeinnütziges.

(Weißes Pelzwerk zu waschen.) Man kocht gute weiße Hausseife in Wasser und gießt die Brühe durch ein Tuch. In der lauwarmen (ja nicht heißen) Brühe wäscht man weißes Pelzwerk ohne Reiben, blos durch sanftes Drücken und Eintauchen, und wiederholt dies einige Mal mit frischer Seifenbrühe und zuletzt mit reinem Fluß- oder Regenwasser. Man trocknet das Pelzwerk an der Luft, bestreut es mit Puder (Stärkenmehl) und kämmt es. Zuletzt klopft man es mit einem weichen Riemen aus.

Denksprüche.

Ein Vater soll zu Gott an jedem Tage beten:
Herr, lehre mich, dein Amt beim Kinde recht vertreten.

Man würze, wie man will, mit Widerspruch die Rede,
Wird Würze nur nicht Kost und Widerspruch nicht Fehde.

Sei gut und laß von dir die Menschen Böses sagen;
Wer eigne Schuld nicht trägt, kann leichter fremde tragen.

Und wenn ich auf der Welt das Gute nirgends fände,
Ich glaubt' an's Gute doch, weil ich's in mir empfände.

Verschiedenes.

„Der verfochtene Krieg." Unter dieser Ueberschrift bringt die „Reichsztg." nachstehendes Gedicht, das Friedrich v. Logan vor ungefähr 220 Jahren als Kanzleirath des Herzogs zu Liegnitz und Brieg schrieb:

„Mars braucht keinen Advokaten
Zur Verfechtung seiner Thaten.
Keinem hat er was genommen,
Bei dem nichts war zu bekommen,
Keinen hat er schlau bestohlen,
Denn er nahm es unverholen.
Keinen hat er je geschlagen,
Der sich ließ beizeiten jagen!
Was er von der Straße klaubet,
Ist gefunden, nicht geraubet.
Haus, Hof, Scheun' und Keller leeren,
Heißt ein wenig Brod begehren.
Stadt, Land, Mensch und Vieh vernichten,
Heißt des Herren Dienst verrichten.
Ludern, Saufen, Spielen, Fluchen,
Heißt dem Muth Erfrischung suchen.
Endlich dann zum Teufel fahren,
Heißt den Engeln Müh' ersparen."

Auflösung des Räthsels in Nr. 7:
Florenz.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 13. Mittwoch, den 30. Januar **1867.**

Der Königsbraut.

Ein Tag, gefeit und wunderbar,
Drückt Dir den Myrthenkranz in's Haar,
Und wärst Du keines Herzogs Kind,
Und wär's kein König, der Dich minnt,
Der Tag erfüllte Deine Brust
Voll keuschen Glücks, voll Liebeslust:
Das Schönste, was die Erde schaut,
Ist ja das Glück der jungen Braut!

Doch Du bist keine schlichte Maid,
Du strahlst in hoher Herrlichkeit,
Der zart'ste Sproß aus edlem Haus,
Dich wählt Dein Herr und König aus,
Er, den Selbst holde Jugend schmückt,
Er ist durch Deinen Reiz beglückt,
Weiht Dir Sein Herz, mit Seiner Hand
Die Krone Dir im Heimathland!

Heil Ihm! Heil Dir, Du schöne Braut!
Der Bayern Hort ist Euch vertraut.
O! daß der Himmel geben möcht',
Daß Euch entsproß' ein Kern-Geschlecht,
Das in ererbter Majestät
Mit Schwert und Schild in Deutschland steht —
Der Leu so muthig wie der Aar,
Heil Dir! Heil Dir! Du holdes Paar!

Das Geheimniß des Pavillons.

Eine Strandgeschichte von Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

Der Frieden war völlig wiedergekehrt, und der blaue Himmel mit seinen leichten Federwölkchen wie das Sonnenlicht spiegelten sich in dem sich leise kräuselnden Wellenbette. Drüben lag der Leuchtthurm, dessen Kuppel jetzt noch frei war von dem warnenden Lichtschein, und draußen, fast am Ende des Gesichtskreises, gewahrte man einen Punkt, fast nicht größer als ein Vogel — ein Schiff mit vollen Segeln war es, das, im weiten Bogen an dem gefahrvollen Felscap vorüber, wahrscheinlich einem südöstlich gelegenen Hafen zusteuerte.

„Da liegt das Meer nun wieder so friedlich, als ob es ein frommes Kind wäre", sagte ich nach längerem gemeinschaftlichem Umblick.

„Aber in diesem Frieden seine höchste Majestät kundthuend", entgegnete Meta.

„Und doch", sagte ich, „sehne ich mich seit Jahren, seitdem ich das Meer zum ersten Male gesehen habe, darnach, es ein Mal in der Majestät des Zornes, in der ganzen Wuth entfesselter Leidenschaften zu sehen. Der Anblick muß furchtbar, aber wunderbar schön sein."

„Ich glaube, Sie irren, Vetter. Ich habe das Meer in seinem höchsten Zorn gesehen. Furchtbar war es, ja, doch nicht schön, auch nicht majestätisch. Entfesselte Leidenschaften geben keine Majestät. Die Majestät ist etwas Erhabenes, jedes Wüthen aber, mag es der Mensch, mag es die Natur begehen, hat etwas Niedriges." . . .

„Und dennoch möchte ich es sehen, der Anblick muß etwas Ueberwältigendes haben, und ich liebe das Meer so sehr, daß ich es auch in jeder Phase seines Daseins beobachtet haben möchte."

„Sie lieben das Meer, — ich habe es auch geliebt, Vetter, bis ich es in der Wuth des Orkanes sah. Von dieser selben Stelle aus blickte ich in die empörte Masse hinaus, die zum Himmel aufbäumte, während dessen Wolken bis herniederreichten und sich verschlangen mit den häuserhohen Wogen. Ich stand hier auf dieser Stelle und mußte Anstrengungen machen, mich bei der Gewalt des Sturmes aufrecht zu erhalten. Seitdem fürchte ich das Meer, aber

liebe es nicht mehr, — wie ich auch einen Menschen nicht mehr würde lieben können, hätte ich einmal die thierische Wildheit in ihm entfesselt und seinen Willen und Verstand unter ihre Macht gebeugt gesehen."

Ich schwieg darauf — das war so schön, so ächt weiblich gedacht, daß ich Nichts darauf entgegnen mochte. Nach einer Weile sagte sie wieder:

„Sehen Sie das Schiff, Vetter, sein Curs führt es an unserm Cap vorüber, das der Schrecken der Seefahrer ist. In seiner Nähe wird ihnen jede drohende Wolke zum Schrecken, weil sie die wilden Zerstörungsmächte entfesseln kann. Sie sahen die Wolken, welche die Nähe eines Unwetters anzudeuten schienen, ungern weiter ziehen, dort drüben waren es vielleicht Hunderte sorgerfüllter Herzen, die darum beteten und die jetzt dankerfüllt zum Himmel blicken, weil die Gefahr vorüber ist. Ich finde den Wunsch nicht unbegreiflich, die Schrecken der Natur zu beobachten — wie viele Tausende wallfahren nicht nach Italien, wenn einer der Vulkane zu speien beginnt und auf Meilen weit das Land in Aengsten bringt — aber ich möchte solchen Wunsch doch nicht hegen, dessen Erfüllen mir eine kurze Augenweide, Tausenden aber Elend und Vernichtung bringt. Ich würde mich dabei wie jenes Weib verachten müssen, welches den frevelhaften Wunsch aussprach, Rom brennen zu sehen — nur gut, daß Gott gegenüber den tausend Wünschen und Begierden der Weltbewohner nicht Nero, sondern der Allweise und Allgütige ist."

Sie sprach das so ruhig, einfach, ohne Spur von Prätension — so nur ihrem aus dem Innern strömenden Empfinden Worte leihend, daß ich vor ihr hätte niedersinken und ausrufen mögen: „O holder Engel du, kannst du nicht mein Engel sein — ich bin nichts ohne dich, mit dir der Glücklichste der Sterblichen und erhaben über dem Kleinlichen der Erde! . . ."

Wir schickten uns endlich zum Weitergehen an. Meta warf noch einen langen Blick auf den Pavillon. Ich folgte demselben mit den Augen und sagte:

„Ja, wer das Geheimniß dieses Pavillons ergründen könnte!"

„Das ist es nicht", erwiderte Meta, „nicht Neugier, sondern Sorge um den Onkel bewegt mich. Dingen nachforschen, die der Andere geheim halten will, ist nicht edel, aber daß der gute, offene Onkel, der uns ja nur immer glücklich sehen und glücklich machen möchte, uns Etwas so sorgsam verbirgt, zu dem er sich selbst in seinen trüben Stunden als zu Verwandten flüchtet, läßt mich ahnen, daß es etwas tief Trauriges sein muß, und das bekümmert mich. Der Onkel ist so gut, daß er glücklich zu sein verdient. Nein, kennen möchte ich das Geheimniß nicht, aber ihn ablenken davon, ihn immer in jener schönen Heiterkeit erhalten, die ihn nicht hinzieht zu dem einsamen Platze seiner Trauer, das möchte ich vollbringen können. Ich habe das immer versucht, und dieses Mal war es mir bisher so gut gelungen; bis heute — Philipp mag wohl Recht haben, daß das Wetter schuld daran war, als er uns plötzlich fast wie in Flucht verließ."

Wir kehrten allmälig heim — der Onkel kam, als die Sonne sank, ebenfalls, ernst, doch nicht auffallend trüb gestimmt. Er nahm am gemeinschaftlichen Abendessen Theil, und Meta bemühte sich, ihn durch liebevolle Aufmerksamkeit für die Gegenwart zurückzugewinnen.

Der andere Morgen war von besonderer Schönheit, kühl, aber bei der schon etwas empfindlichen Morgenluft reinen Himmels und voll köstlichen Sonnenscheins. Wir hatten das Frühstück mit einander im großen Parterrezimmer genommen, und während Meta sich nach demselben in die Wirthschaft begab und die Hände voller Geschäfte hatte, blieben der Onkel und ich im Zimmer zurück. Er war wieder vollkommen guten Humors und ließ die Pfeife tüchtig qualmen, was bei ihm stets ein günstiges Zeichen war. Er saß am Fenster, blickte zuweilen einmal hinaus, blickte wieder zu mir hinüber, der ich unruhig das große Gemach durchmaß, und paffte ruhig weiter. Endlich sagte er mit leisem Spott:

„Du simulirst ja recht eifrig, mein Junge, du überrechnest dir wohl, wenn deine Ferien zu Ende sind und du nach der Universität zurückkehren darfst?"

Das war es gerade, woran ich aber in umgekehrter Weise gedacht hatte, und gereizt auffahrend entgegnete ich:

„Bin ich dir wieder zu lange hier? Ich merke schon, du möchtest mich gern wieder fort haben — nun, ich kann ja gehen, auch ohne daß die Ferien zu Ende sind."

„Hu, hu, Sprudelkopf, wer denkt denn daran, dich fortbeißen zu wollen! Ich glaubte nur, weil du so eifrig simulirtest — du rechnetest aus, wie bald du dein Studium vollendet haben würdest — um dann heirathen zu können."

„Ich, Onkel, was willst du denn damit?" frug ich erstaunt und bangend zugleich, wo er hinaus wollen möge.

„Du sprachest ja doch neulich davon — nun als Student kannst du doch nicht heirathen."

„Ja, das stimmt, Onkelchen, das würde sich wohl nicht gut ausnehmen — eine Frau Studentin . . . es hat aber auch noch keine Eile damit."

„So, nun neulich erschien es fast umgekehrt."

„Möglich, doch zum Heirathen gehört ja mehr — lassen wir das."

„Mehr — ja das ist richtig, eine gute Versorgung, nun wenn du ausstudirt hast, wird sie ja nicht fehlen."

„Ach, das ist es ja nicht, etwas ganz Anderes fehlt mir."

„Geld für die erste Einrichtung vielleicht, mein Junge? — Wofür bist du denn mein Sohn?" —

„Nein doch, Onkel, etwas ganz Besonderes, das Nöthigste, Wichtigste, Unentbehrlichste beim Heirathen — ein Weib, das mich liebt."

(Fortsetzung folgt.

Der kaiserlich französische Eisenbahnzug

besteht aus 11 Wagen, nämlich einem Packwagen, einem Dienstwagen, der Küche, dem Speisesaal, der Terrasse, dem Salon, dem Schlafwagen, einem zweiten Dienstwagen, einem zweiten Packwagen und endlich zwei Wagen für die Personen, welche, ohne zum persönlichen Dienste des Kaisers zu gehören, das Recht haben, denselben auf der Reise zu begleiten.

Alle diese Wagen sind durch fliegende Brücken untereinander verbunden, die ziemlich breit und bequem über den Kuppelungen überschreitbar und von hohen Geländern umgeben sind. Die Pack- und Dienstwagen sind sehr bequem und praktisch eingerichtet, so daß die verschiedenen Functionen des zahlreichen kaiserlichen Dienstpersonals mit der größten Ordnung und Regelmäßigkeit ausgeübt werden können.

Die Küche ist mit zwei Oefen zur Bereitung des Kaffee's versehen. Am unteren Ende der Küche ist ein ziemlich großer Raum freigelassen, in welchem zwölf Lakaien auf bequemen, lederbezogenen Sitzen Platz nehmen können; in diesem Raume sind außerdem noch Etagèren und Credenztische angebracht, auf welche sehr wohl assortirte Weinvorräthe, sowie alles nöthige Glaswerk und Tafelgeschirr symmetrisch geordnet aufgestellt sind.

Der Speisesaal verdient seiner reizenden Möbel und seiner meisterhaft gearbeiteten Holzschnitzereien wegen besondere Erwähnung. Früher waren in diesem Raume nur ein Tisch, sechs Stühle und vier Lehnsessel von grünem Saffian aufgestellt, der Kaiser aber hatte die Möbel zu schwer und unbequem gefunden; sie sind durch Rohrstühle ersetzt worden, die sehr leicht sind und ganz wunderzierliche Formen haben. Die Tafel ist lang, etwas schmal und mit tiefen Einschnitten versehen, damit die Flaschen, Gläser und Teller dem immerwährenden Schütteln und Rütteln des Wagens widerstehen können. Längs der Wände ziehen sich meisterhaft gearbeitete Holzschnitzereien hin, die mythologische Motive darstellen und in symmetrischer Wiederkehr von der kaiserlichen Namenschiffre überragt werden.

Unmittelbar an den Speisesaal schließt sich die Terrasse an; diese Terrasse, die man wohl bezeichnender einen offenen Balconwagen nennen möchte, ist ein wahres Meisterstück von Eisenarbeit. Das Geländer, welches sie umschließt, besteht aus vergoldetem stählernem Laubwerk mit Arabesken und hat allein hunderttausend Francs gekostet. Diese Terrasse ist von einem leichten Verdecke überragt; längs desselben ziehen sich an vergoldeten Stangen rothseidene Damastvorhänge hin; hier nehmen bei schönem Wetter die hohen Reisenden den Kaffee ein. Von dieser Terrasse aus nimmt der Kaiser auch in den Ortschaften, wo er den Wagen nicht verlassen will, die Huldigungen der Bevölkerungen entgegen, hört die officiellen Anreden an und erwidert dieselben 2c.

Von der Terrasse tritt man in den Salon, der sehr reich und prächtig möblirt ist: Gobelintapeten, persische Teppiche, Roccoccomöbel, — man meint, das ganze Zimmer sei aus einem Bilde der Zeit Ludwigs XIV. geschnitten. Ein kleines Vorzimmer und ein noch kleineres Toilettecabinet, ein wahres Schmuckkästchen von

einem Boudoir, schließen sich an den Salon an; für dieses kleine reizende Boudoir hat der Kaiser eine ganz besondere Vorliebe, er zieht sich während der Reise oft ganz allein dahin zurück und überläßt sich der Lectüre oder der Ruhe.

Der darauffolgende Schlafwaggon besteht aus 3 Schlafzimmern: für den Kaiser, die Kaiserin und den kaiserlichen Prinzen; sie sind prächtig in reichen Seidenstoffen austapeziert, das der Kaiserin himmelblau, das des Kaisers dunkelroth, des kaiserlichen Prinzen lila; alle Toilettegeräthe sind von Silber, die Betten von Palisanderholz mit Spitzenvorhängen; das Ganze sehr reich und sehr bequem.

Landwirthschaftliches.

Da der Durchfall der Ferkel eine Hauptursache ist, daß der Reingewinn, welchen die Ferkelzucht abzuwerfen vermag, noch allerwärts sehr geschmälert wird, so ist es für Manchen von Werth, ein Verfahren kennen zu lernen, das die „Neue landw. Zeitung" mittheilt. Danach geschieht die Ernährung der Ferkel nach dem Absetzen am Zweckmäßigsten durch saure Milch, welcher auf 12 Quart ein Zusatz von 2 bis 6 Loth Tischlerleim gegeben wird. Der Leim wird in heißem Wasser aufgelöst und noch dünnflüssig unter Umrühren der sauren Milch zugesetzt, wodurch diese zu ganz kleinen verdaulichen Partikelchen gerinnt. Die so zubereitete Milch bekommt den Ferkeln sehr gut, da schon 2 Loth Leimzusatz den Eintritt des gefährlichen Durchfalls verhindert, eine größere Menge aber bis zu 6 Loth den vorhandenen Durchfall sicher beseitigt. Verfasser hat vor Anordnung dieses Mittels gewöhnlich $2/3$ der Ferkel an Diarrhö verloren, was jetzt nicht mehr der Fall ist. Als ferneres Futter setzt man der sauren Milch anfangs wenig, allmälig immer mehr Weizenkleie zu, gibt nebenher Gerste- und Haferkörner, und später das Futter der erwachsenen Schweine.

Lebensphilosophie.

Das Gold nur nenne ächt und gut,
Das sich bewährt in Feuersgluth;
Die Tugend nur sei ächt gepriesen,
Die in der Probe sich bewiesen.

Dr. Franklin sagt: „Wenn ein Mensch seine Börse in den Kopf leert, kann sie ihm Niemand nehmen. Eine Capital-Anlage in Wissenschaft zahlt immer die besten Interessen."

Verschiedenes.

(Nicht modern, aber gut.) „Spricht Ihre Frau französisch?" — „Nein, aber sie kocht gut." — „Spielt sie Clavier?" — „Auch nicht, aber sie wäscht und bügelt!" — „Geht sie in Concerte?" — „Nein, sie hat keine Zeit, da sie die Wäsche ausbessert!" — „Besucht sie das Theater?" — „Aeußerst selten, ihr Abend gehört den Kindern!" — „Aber um Gottes willen, wie konnten Sie eine solche Person heirathen?" — „Weil ich jährlich keine tausend Gulden zum Hinauswerfen habe!" — „Und sind Sie glücklich?" — „Das muß wohl sein — denn diese Frage ist mir noch nicht in den Sinn gekommen."

Hofmeister (zum Zögling, auf einer Landpartie): „Also sehen Sie, lieber Richard, was Sie hier an Bäumen sehen, sind alles Coniferen!" — Holzknecht: „Wos moant der glasaugete Mocskrabbler? Koani Föhren? Wos warn's denn? Ebba Zwetschgenbam?"

Räthsel.

Ich weiß eine friedliche Pflanze; —
Poetisch und zarter benamst,
Wird's dennoch ein giftiges Ganze,
Wenn's böslich zu machen du kannst.
Dann hat's Dr. Luther in seinen Noten
Verpönt zu den heiligen zehn Geboten.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 14. Freitag, den 1. Februar 1867.

Sonett.
An den protestantischen Verein.

Wann endet, Wahrheit, Gotteskind, dein Leiden,
Wann forderst du nicht mehr Gebet und Wache
Von den Getreuen deiner heil'gen Sache,
Die deinen Dienst als Ehrenamt bekleiden?

Wann wird sich der fatale Zwist entscheiden,
Wer Leben trinkt: ob wer am klaren Bache
Vernunft — ob wer an trüber Lache
Der Dogmen — und ob Zweifler echte Heiden?

Ist Geistesfreiheit Ideal der Weisen —
Dem Kastengeist ist sie ein Ungeheuer,
Das er noch gern bekämpft' mit Schwert und Feuer.

D'rum ist der ungeweihte Club zu preisen,
Der geistigwehrhaft macht in allen Kreisen —
Ihr Männer an der Haardt, der Ruhm ist Euer! —
Aus dem Westrich

Das Geheimniß des Pavillons.
Eine Strandgeschichte von Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

„Ach so . . ." sagte der Onkel mit großem Erstaunen und nahm die Pfeife aus dem Munde. Ich begriff gar nicht, was er heute vorhatte, Gespräche, deren Themate er sonst ängstlich mied, selbst aufzubringen, und mir wurde ganz Angst vor der weiteren Entwicklung . . . wenn er etwa Meta's Namen nennen könnte, vielleicht selbst nun den Wunsch äußern möchte, Das zur Thatsache werden zu sehen, was meines Herzens höchster — aber hoffnungsarmer Wunsch war — da unterbrach uns Meta selbst durch ihren Eintritt und nahm eine Arbeit, um vorläufig im Zimmer zu bleiben.

Nun wurde das Gespräch wieder unbefangen — ich aber dachte mit pochendem Herzen daran, daß wirklich der Termin meiner Abreise nahe sei, und wenn ich sie ansah, die mit ruhig heiterem Gesicht dem Onkel gegenüber am Fenster saß, die schönen blauen Augen zuweilen liebevoll auf diesen richtend — diese schönen Augen, aus denen auch ich so gern hätte lesen mögen, was ich zu hoffen hätte — da wurde mir so weh und mild durcheinander — ich hätte weinen und zugleich rasen mögen, — wie ich aber die Trennung von ihr sollte ertragen können, das begriff ich nicht. . . .

In eine, vielleicht weil Jeder einzeln dachte, unwillkürlich entstandene Pause hinein rief plötzlich der Onkel:

„Sieh so, ein weißer Sperling zu Steinitz, der Postbote kommt, was mag der bringen?"

„Einen Brief an Fräulein Meta Cammerath — aus Kopenhagen," sagte der eintretende Bote.

„Aus Kopenhagen!" rief der Onkel verwundert. „Was mag das sein? Nun, nimm nur, mein Kind, schau zu, was es ist, ich bin doch neugierig, wer aus Kopenhagen an dich schreiben mag."

Meta entfaltete das Schreiben und blickte zuerst nach der Unterschrift.

„Dein treuer Onkel August Cammerath!" rief sie freudig. „Onkel, der Brief ist von meines guten Vaters verschollenem Bruder, den wir Alle längst für gestorben hielten. O, welche Freude, daß er noch am Leben ist und seiner Nichte gedenkt!"

Sie las nun eifrig und in fast fliegender Eile. Später erzählte sie:

„Der Onkel ist von einer zwanzigjährigen Seereise zurückgekommen, ist alt geworden und kränklich, befindet sich aber in guten Verhältnissen. Er hat sich in Kopenhagen wegen Krankheit niederlassen müssen, die ihn am Weiterreisen gehindert hat, und hat sich von dort aus nach meinen Eltern erkundigt. Es ist ihm geantwortet worden, wie sie gestorben und daß ich hier bei dir sei, Onkel. Nun fragt er bei mir nach den Eltern und nach mir und bittet mich, ihm schnelle Nachricht zu geben. Ich darf doch, Onkel, nicht wahr?"

„Freilich, freilich, liebes Kind, antworte ja sogleich. Da er so liebevoll sich erkundigt, muß er auch sogleich eine Antwort haben. Zwanzig Jahre fern — das ist just so lange, als ich in Steinitz bin."

Meta ging, um zu schreiben — ich ging ebenfalls — an den Strand, in den Wald. . . .

Ein paar Tage darauf reiste ich ab zur Universität, um meine Studien zu beenden.

„Viel Glück!" rief der Onkel; Meta reichte mit der gleichen Herzlichkeit wie immer mir die Hand, aber ich versuchte umsonst, aus ihren Augen zu lesen, ob in mir mehr als blos ein Vetter von ihr Abschied nähme.

V.

Es gibt Menschen, die von der Schöpfung dazu bestimmt sind, nur selten der Gegenwart leben zu können. Nur in Augenblicken, wo dieselbe mit überwältigendem Ergreifen auf sie einstürmt, hat sie ihr heiliges Recht an ihnen — aber in dem von nichts Ungewöhnlichem gestörten Kreislauf des Daseins liegt ihre Gegenwart in den packenden Zangen der Vergangenheit.

Das Erinnern muß den mangelnden Fond des Augenblicks für das dürstende Gemüth ersetzen; an Erinnerungen Hangen und Bangen füllt das Seelenleben aus, das am Staube der Gegenwart auszutrocknen fürchtet und in der Vergangenheit doch auch nicht Befriedigung findet, weil Schatten vor dem warmen Pulsschlag des Lebens in Nichts zerfließen — die Vergangenheit, das Erinnern nur gemischtes Empfinden, einen Schatten vom früheren Glück, jedoch den wirklichen Schmerz über sein Vergangensein zu bieten vermögen, der um so schneidender und bitterer ist, um so süßer der Gegenstand des Erinnerns.

Ich gehöre auch zu diesen Menschen, und mein nächstes, letztes Studien-Semester auf der Universität war ein fortwährendes Gepacktsein von der Zange der Vergangenheit — ein Bann unter die Erinnerungen von Steinitz.

Mit Meta's Bilde tief im Herzen und dem mir unterwegs juristisch klar gewordenen Bewußtsein, daß mein Leben ein leeres, weißes Blatt sei, für das nur Meta die rechte Schrift besaß und das leer und unbeschrieben bleiben würde, wenn sie es verschmähte, langte ich in der Universitätsstadt an und kam in meine alte Wohnung, die ich seit dem Beginn meiner Studienzeit bewohnt und nur für die jeweiligen Ferienreisen verlassen hatte. Dieselbe war mir, wenn ich dann zurückkehrte, immer neu und doppelt angenehm erschienen, wenn ich mit Behagen in die gewohnte Gemüthlichkeit zurücklehnen konnte; aber dies Mal erschien sie mir ganz fremd und unheimlich, und ich vermochte den Gedanken nicht zu fassen, daß ich mich zwischen diesen vier kahlen Wänden und den alten, aber bequemen Möbeln früher hatte so glücklich fühlen können. Fremd und fröstelnd sah ich mich um — es war Alles so wie früher, ja das mußte ich gestehen — so mußte ich mich denn wohl selbst verändert haben — und dafür konnten weder meine alte Wohnung, noch meine gutmüthige Wirthin, eine einzelnstehende Wittwe, Etwas, die mich mit mütterlicher Aufmerksamkeit behandelte und jetzt halb verwundert, halb empfindlich war, mich anders als gewöhnlich und nicht mit der alten frohen Herzlichkeit zu Hause eintreffen zu sehen.

Mir konnte das nicht verborgen bleiben, aber ich bemühte mich vergeblich, den alten Ton wiederzufinden — die Stimmung der Seele fehlte, weil überall, wohin ich kam und blickte, mir Meta's Himmelsaugen, die meine Sonne des Lebens geworden, und der silberne Klang ihrer schönen Stimme fehlten. Sie hatten mich in Steinitz verwöhnt, sie waren schuld daran, daß mir nun in den alten Verhältnissen Alles leer und nichtssagend erschien.

Auch das Studium bereitete mir dabei keinen Trost. Ueber die Blätter der großen und wichtigen Werke, welche ich mir vornahm, hinaus eilten die Gedanken zum Strande hinauf, nach Steinitz, und ruhten nicht eher

als bis sie traumversunken in Meta's große blaue Augen blickten.

So verging Woche auf Woche, ohne daß eine davon eine Aenderung brachte. Der für mein nächstkünftiges Geschick entscheiden sollende Moment rückte immer näher und brachte immer noch neue, immer noch mehr Arbeit, wenn ich, wie ich mir vorgenommen hatte, mit Anstand bestehen und eine anerkennende Censur erlangen wollte. Das wollte und mußte ich. Und dieser Ehrgeiz war auch schon eine Frucht meiner Liebe, die, was mir früher gleichgültiger gewesen wäre, nicht nur das Bestehen, sondern ehrenvolles Bestehen des Examens zur unabweisbaren Forderung machte.

Wie hätte ich sonst vor Meta erscheinen wollen? Als Dutzendmensch solchem außerordentlichen Wesen nahen, nein, wenn ich ihr nahte und um ihre Liebe warb, so sollte es mit dem erhebenden Bewußtsein geschehen, ein Mensch zu sein, den man um seines geistigen Werthes willen einer Auszeichnung würdig erachtet hatte.

Blos ein Herz, das liebt, würde mir selbst für die Dauer nicht genügen können, wie durfte ich es von Meta erwarten? Wenn mit der fliehenden Jugend die stürmische Leidenschaft in das Bett ruhiger, herzinniger Freundschaft lenkt, so sucht dieselbe ihre gemeinschaftliche Stütze in dem gegenseitigen innern Werth, und schlimmer und schmerzlicher als frühes Entsagen ist das Erkennen, wenn aus der bestrickenden Gluth der Herzen nur todte Schlacken verbrannter Vergänglichkeit statt des geläuterten Metalls unvergänglichen Werths im Schachte der Seelen zurückbleiben.

Ich empfing mehrmals Briefe aus Steinitz, in denen der Onkel mit Freuden auf die baldige Vollendung meiner Studien hinwies und die Hoffnung aussprach, daß ich nachdem einige Zeit in Steinitz zubringen würde. Ueber Meta schrieb er weniger als früher, da sie noch in der Pension lebte und auch nur zum Besuch nach Steinitz kam — meist nur kurze Grüße oder ein Scherzwort ohne tiefere Bedeutung an den Vetter. Um mich nicht vorzeitig zu verrathen, mußte ich mich in meinen Antworten zu einem ähnlich kühlen Tone zwingen, und meine Sehnsucht und mein Unbefriedigtsein wurden dadurch nicht verbessert.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pariser Roman.

Französische Blätter erzählen folgenden interessanten Roman, für dessen Wahrheit sie sich verbürgen: Im Mai 1865 bewarben sich zwei junge Freunde, M. de Z., ein reicher Brasilianer, und Graf X., einer der vermögendsten Grundbesitzer des südlichen Frankreichs, um die Hand des Fräuleins X., der einzigen Tochter eines deutschen Bankiers, der in Paris seinen bleibenden Aufenthalt genommen hatte. Der Graf siegte über seinen Nebenbuhler, der die Niederlage ruhig zu ertragen schien. Man erzählte, er habe sich getröstet — dem war aber nicht so. Im Grunde seines Herzens fühlte der Brasilianer seine Leidenschaft mächtig wachsen. Sechs Wochen nach vollzogener Heirath empfing der Graf einen Brief seines früheren Nebenbuhlers. In diesem Briefe meldete Herr v. Z., daß sein Vermögen bedroht, er vielleicht schon ruinirt sei. „Ich muß in mein Vaterland zurück, um dem gänzlichen Ruin vorzubeugen", schrieb er, „und hätte noch eine Bitte an Sie. Wollen Sie wohl den Ueberbringer dieses Schreibens, einen vortrefflichen Diener, in Ihre Dienste nehmen? Der Mann ist ausgezeichnet in seinem Fache, und ich fürchte, daß ich nicht mehr in der Lage sein werde, ihn für die Dienste, die er mir geleistet hat, zu belohnen." Der Graf konnte seinem Freunde diese letzte Bitte nicht abschlagen und nahm den Menschen trotz des Widerwillens seiner Frau, der das Gesicht Josephs — so hieß der Mann — Entsetzen einflößte, in seine Dienste auf. Josephs Gesicht war fast vollständig von Brandwunden überzogen; Wange, Stirn, Kopf zeigten die Spuren eines Unfalles, der ihm beim Kaffeekochen durch eine Spiritusflamme zugestoßen war. Hr. v. X. ernannte ihn zum Haushofmeister, seine Intelligenz und seine guten Manieren erwarben ihm die Achtung seiner Herrschaft, während er sich gleichzeitig den Haß seiner Untergebenen zuzog, mit denen er durchaus nicht gemeinschaftliche Sache machen wollte. Er lebte stets allein, am Abend zog er sich in sein Zimmer zurück und blieb gewöhnlich bis nach Mitternacht wach. Sein Benehmen reizte die Neugiede der Bedienten. Sie überwachten ihn unaufhörlich und constatirten, daß er oft weine. Mehr als ein Jahr war so verflossen, als im Monate December

Madame v. X. von einer Tochter entbunden wurde. Am nächsten Morgen war Joseph nicht zu sehen, man ging in sein Zimmer und fand ihn — aufgehängt. Der Graf ward sogleich von dem Selbstmorde in Kenntniß gesetzt, er eilte herbei und fand seinen Haushofmeister — als Leiche. In den Taschen des Selbstmörders entdeckte man Banknoten und Cheks im Betrage von 12 Millionen, ein Testament und einen Brief. Das Testament bestimmte, daß das gesammte Vermögen dem neugeborenen Mädchen zufalle — in dem Briefe erklärte Joseph, der Niemand Anderer war, als der Brasilianer, der frühere Nebenbuhler des Grafen, daß er nie aufgehört habe, Die zu lieben, die ihn verschmäht — daß er sich selbst das Gesicht verbrannt habe, um nicht wiedererkannt zu werden. „Ich wollte," schließt der Brief, „in Ihrer und Emma's Nähe leben, aber Ihr Glück quälte mich, ich bin lebenssatt — verzeihen Sie mir und leben Sie glücklich. — Eduard v. Z."

Landwirthschaftliches

(Kräftige Rebwürzlinge zu erzielen.) Vor einiger Zeit machten wir uns, so schreibt das badische landw. Wochenblatt, das Vergnügen, den bekannten „Wasseracker", ein landwirthschaftliches Anwesen des Prof. H. Bender in Weinheim, zu besuchen, das sich durch die reiche Mannigfaltigkeit des Sehenswerthen auszeichnet und in so hohem Grade das Angenehme mit dem Nützlichen verbindet. Als wir an eine ziemlich ausgedehnte Rebschule kamen, mußten wir unwillkürlich ausrufen: „Das sind schöne zweijährige Würzlinge." Prof. Bender aber setzte uns noch mehr in Erstaunen, als er nachwies, daß es nur einjährige Rebwürzlinge waren, die Triebe von mehreren Fuß, bis zu 3½ Fuß gebildet hatten. Dieser kräftige Trieb, wie wir ihn seither nur bei dreijährigen Wurzelreben so gleichmäßig stark gesehen hatten, wurde dadurch erzielt, daß bei dem Einlegen der Blindreben in den gut gerotteten Boden Kalignano und Holzasche als Dünger verwendet wurden. Da die Asche des Rebholzes 30% Kali und 37% Kalk enthält, muß die Düngung mit Stoffen, welche diese Bestandtheile in reichem Maße enthalten, von guter Wirkung sein.

Denksprüche.

— Und der Mensch hat seine Grenzen,
Grenzen, über die hinaus
Sich sein Muth im Staube windet,
Seiner Klugheit Aug' erblindet,
Seine Kraft wie Binsen bricht,
Und sein Inn'res zagend spricht:
— Bis hieher, und weiter nicht!

Manches fürwahr ist noch zu verbessern in menschlichen Dingen,
Fange mit dir nur an, bess're vor Allem dich selbst.

Verschiedenes.

„Sie sollten Ihre Maschinen mit Dampf treiben," sagte ein Kunstverständiger bei Besichtigung einer Fabrik zum Inhaber derselben, „es würde nicht so kostspielig sein, als dies jetzt mit Pferden der Fall ist, und überdies selbe viel schneller in Gang gesetzt werden." „Gerade das Gegentheil," unterbrach ihn der anwesende Pferdeknecht; „dies beweiset unser Schimmel; seitdem dieser den Dampf hat, will er gar nicht mehr gehen."

(Zur Weltgeschichte.) Lehrerin: „Weißt du auch, Amanda, wer Karl der Große war?" — Amanda: „Ja wohl, Karl der Große war der Schirmherr der Kirche." — Lehrerin: „Sag' einmal, Lina, was ist ein Schirmherr?" — Lina: „Ein Parapluiemacher!"

(Im Tarok-Club.) Erster Bürger: Wer spielt einen Tarok mit? Zweiter Bürger: Tarok spiel' ich nicht, wenn's aber einen Schafkopf brauchen, dann rufen's mich nur!

Auflösung des Räthsels in Nro. 13:
Löwenmaul. — Leumund.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 15. Sonntag, den 3. Februar **1867.**

An meine liebe Vaterstadt Neustadt a. d. Haardt.

Stark pocht mein Herz bei dem Gedanken
An dich, du Vaterstadt, so traut,
Und siehe, meiner Seele Schwanken
Sind tiefe Schmerzen anvertraut.
Die Sehnsucht ist's nach heim'schem Heerde,
Wo ich des Lebens Frühling fand,
Die Sehnsucht nach dem Bischen Erde,
Dem Fleck, wo meine Wiege stand.

Du liebe Stadt, wo Fleiß der Hände
Noch goldnen Boden mit sich bringt,
Wo fern der Unterschied der Stände,
Wo Wohlfahrt blüht und Eintracht winkt;
Du Stadt, wo freier Sinn sich reget,
Wo Schönes und wo Edles sprießt,
Wo Wissenschaft und Kunst gepfleget:
Du Vaterstadt sei mir gegrüßt!

Heil dir! — Wie oft in meinem Geiste
Weil' ich bei dir, und sinne nach,
Und wünsche, was das Glück verheißte,
Daß stets sich's offenbaren mag.
Das Beste nur sei dir beschieden,
Was uns das Glück verschrieben hat,
Und Segen blüh' aus deinem Frieden,
Du liebe traute Vaterstadt!

Eberbach a. Neckar, 26. Januar 1867.
Ludwig Deines.

Das Geheimniß des Pavillons.

Eine Strandgeschichte von Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

Hier mußte und wollte ich mich dem ernsten Studium widmen, dessen ernste Prüfungsstunde immer näher trat — dort lebte meine Seele in Steinitz: wie zwischen Thür und Angel — die Nothwendigkeit, der Gegenwart mit vollen Kräften anzugehören, anerkennend und doch unwiderstehlich gepackt von den Zangen der Vergangenheit, gebannt, über die Pandekten hinaus in das verlockende Buch der Erinnerung zu schauen: so trieb ich vorwärts mit der Zeit, die in süßen Träumen auf Windesflügeln enteilte, während sie in der juristischen Wirklichkeit sich endlos langsam vorwärtsschleppte . . .

Und endlich kam der ernste Tag der Hauptprüfung. Ich hatte dem Onkel davon nach Steinitz Anzeige gemacht und im Tone des Scherzes hinzugefügt, daß er mit Meta für mich beten solle.

Ich vermochte in der letzten Nacht kein Auge zu schließen. Die Aufregung hielt mich munter und ein Heer von Gedanken und Vorstellungen schwirrte mit den stillen Geistern der Nacht durch meinen brennenden Kopf. Draußen schien der Mond. Ich sah sein Licht durch eine Spalte des Vorhanges langsam hereindringen und wie suchend sich immer mehr meinem Lager zuwenden, bis der schmale Streifen mich endlich fand und mir gerade in das Gesicht blickte.

Ich dachte nach, wer wohl jetzt in stiller Nacht dem zudringlichen und neugierigen Gesellen geheimen Auftrag gegeben haben möge, nach mir auszuschauen und zu erkunden, ob ich meinem Examentage den Schlaf des Gerechten ruhig entgegenschlummere. . . .

Ob es Meta war? —

Ich lächelte bitter. . . . Meta, sie würde mit derselben kühlen Ruhe, mit der sie mir beim Abschied Adieu gewünscht, ihr Lager aufgesucht haben und unbekümmert dem Morgen entgegenschlummern, ohne sich um mich, ohne

sich um den Mond zu kümmern, der ja nur der Freund der Verliebten und stets bereit ist, für solche allerlei Thaten und Botendienste zu thun, zu denen er bei seiner nächtlichen Strolcherei vollkommen Zeit und Gelegenheit hat. Meta schlummerte süß in Steinitz dem Morgen entgegen und hatte vor Schlafengehen sicher mit gewohnter Verständigkeit die Wirthschaftsgeschäfte überdacht, nicht aber an mich und die Wichtigkeit des Tages, der mir bevorstand. . . .

So sagte ich mir in der nächtlichen Erregung beinahe fiebernd mit einer gewissen großartigen Ueberlegenheit — und war nicht wenig erzürnt, als aus dem Innersten des Herzens die heimliche Frage gleich einer züngelnden Schlange kroch: Und wenn du nun doch irrtest, wenn sie deiner doch gedächte, wenn sie nicht ruhig dem Morgen entgegenschlummerte, sondern in Besorgniß um dich wachte und dem dienstfertigen Monde ihre Grüße, ihre Segenswünsche für dich anvertraute, daß er hingehen und sie in stiller Nacht über den Schlummernden breiten solle um ihn zu feien und ihn stark und sicher zu machen für den kommenden Tag? . . .

Elende Schlange, was zischelst du da, mich zu bethören! Lächerliches Gaukelspiel hirnverbrannter Eitelkeit, alberne Ausgeburten einer Phantasie, die auch nie müde wird, thörichte Phantome zu gebären! —

Mit einem schnellen Griff riß ich den Vorhang auf, daß nun das Mondlicht voll in das Zimmer fiel, mir gerade in das Gesicht. . . .

„Komm herein, du alter Geselle“, rief ich laut und höhnend, daß es gar schauerlich für mich selbst in der stillen Nacht klang; „komm herein, alter Geselle, und predige mir einmal Vernunft. Bist zwar selbst selten nüchtern, jedoch versuche einmal, ob du einen Thoren ernüchtern kannst.“ . . .

Und voll und groß sah ich ihm in das leuchtende Gesicht.

Wovor erschrack ich denn so jäh? Furchtbar, durch und durch erschütternd, doch nicht wie vor einem Gespenst, nicht zum Entsetzen — nein, ich begriff es selbst nicht, mehr freudig, süß, hoffnungsreich. . . . Waren denn das nicht Meta's Züge, die mir aus des Mondes lichter Klarheit in einer Lieblichkeit und Schönheit entgegenstrahlten, die mein Herz hoch aufwallen machten im freudigen Entzücken? — Ja, ja, sie waren es, sie waren es, und wie geblendet barg ich den Kopf in den Kissen.

Ich mußte lange so gelegen und das süße Gefühl dieser Erscheinung nachempfunden haben, denn als ich endlich aufblickte, war der Mond von meinem Fenster verschwunden und weiter geeilt auf seiner nächtlichen Bahn. Aber das süße Entzücken des Herzens war mir geblieben, und frohbewegt stand ich am Morgen auf, mich zu dem wichtigen Werke würdig vorzubereiten.

Meine Wirthin hatte mir eben den Kaffee gebracht, da erschien auch schon der Postbote und gab einen Brief aus Steinitz für mich ab.

Der Brief war vom Onkel in seiner kurzen, derben Manier.

„Mein lieber Neffe! Wenn du diesen Brief erhältst, wird wohl dein Examen gerade vorbei sein. Es soll dir unsere Glückwünsche zu dem glücklichen Bestehen desselben bringen. Wenn Alles vorüber ist, so komm doch nach Steinitz. Ich bin jetzt so aus der Gewohnheit des Alleinseins, daß ich fürchte, mir fehlt Etwas, wenn Meta fort ist. Du erinnerst dich doch des Onkels derselben in Kopenhagen? Er hat öfters geschrieben, dann wurde er krank und es schrieb sein Adoptivsohn. Er ist gefährlicher krank geworden und möchte Meta noch ein Mal sehen. Der Adoptivsohn, ein prächtiger junger Kerl, ein geborener Franzose, den eigenthümliche Schicksale an den alten Cammerath geknüpft haben, kam selbst, um Meta darum zu bitten, die den Wunsch des wahrscheinlich Sterbenden erfüllen will. Ich billige das auch nur, denn ich würde es ihr auch sehr übel nehmen, wenn ich einmal sterbend nach ihr verlangte und sie wollte nicht kommen. Cammerath ist ihres Vaters Bruder und ihr Onkel wie ich; so ist es erklärlich, daß er sich nach der Nichte sehnt, wie daß auch sie ihn kennen lerne, womöglich seine Leidensstunden versüßen will. Meta will mit dem Cousin, der auch ihr sehr zu gefallen scheint, morgen abreisen, Philipp soll sie begleiten. Ich fürchte, meine schönen Tage sind vorüber, denn wenn sie wiederkehrt, wird sie wohl als Braut des Adoptiv-Cousins kommen. . . .“

Ich hatte genug — mir schwindelte, und das Blatt fiel mir aus der Hand. Welche Wetterschläge, und nicht nach, noch vor dem

Examen! Solch' ein kranker Onkel in Dänemark, ein französischer Cousin, Seereise mit diesem — Aufmerksamkeit, Galanterie, Zärtlichkeit, Verlöbniß . . . ach, wer weiß was noch Alles, ich begriff es nicht mehr, ich war unfähig weiter zu denken.

Ich las den Brief weiter. Es hieß darin noch, daß, da also Meta und auch Philipp auf unbestimmte Zeit sich von Steinitz entfernen würden, der Onkel es um so lieber sehen würde, wenn ich sobald als möglich ankäme, um dort von den Anstrengungen der Studien auszuruhen. „Schade", lautete es am Schlusse, „daß du den liebenswürdigen Emile nicht mehr kennen lernen konntest, der mir ausnehmend gefallen hat; doch denke ich, dir wird dieses Vergnügen noch später bevorstehen, da ich fest daran glaube, er und Meta werden ein Paar und gewiß ein schönes und glückliches Paar. . . ."

Das schrieb der alte Mann mit einer Ruhe und Naivität, die mir keinen Zweifel daran übrig ließ, daß er von meiner Neigung zu Meta, welche der alte Philipp wohl bemerkt hatte, keine Ahnung bekommen, daß also die des Franzosen und wahrscheinlich auch von Meta's Seite in ziemlich offenkundiger Weise hervorgetreten sein mußte, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Denn hätte der alte, liebevolle Mann eine Ahnung davon gehabt, daß in Meta's Liebe und Besitz auch mein ganzes Lebensglück läge, so würde er nicht so geschrieben, nicht so offen seine eigene Freude dargelegt haben, denn absichtlich zu quälen vermochte der gute Alte nicht. So wurde es mir allmälig zur unumstößlichen Gewißheit: Emile und Meta hatten so gut als wie verlobt Steinitz verlassen, um in Kopenhagen den Segen und das Vermögen des sterbenden Onkels zu erhalten — und ich würde in Zukunft entweder Steinitz zu meiden oder ein seliges Glück daselbst mitanzusehen haben, das mein Herz zerfleischte — während mein Leben wie ein Kirchhof mit Kreuzen und Steinen, welche die Stelle bezeichneten, wo ich die Scherben meiner Hoffnung und meines Glückes eingescharrt hatte, vor mir lag. . . .

Und so, mit diesem Bewußtsein sollte ich mich nun im schwarzen Frack und mit der schneeigen Binde — und vor allen Dingen gesammelten Geistes im den Examinirsaal begeben.

„O, du Mond, glattgesichtiger Hallunke, schau du noch ein Mal mit deinen Truggesichtern durch die Spalten der Gardine, die Verwünschungen eines gebrochenen Herzens sollen dich wie Gespenster jagen, vor denen du dich eilig hinter Wolken flüchtest!"

Ich machte und bestand das Examen mit erster Censur — und mir den Muth der Verzweiflung erzwingend, beschloß ich andern Tags nach Steinitz abzureisen. (Fortsetzung folgt.)

Landtagsskizzen.

Unter dieser Rubrik bringt der „Corresp. v. u. f. Deutschland" eine Reihe von interessanten, auf den Landtag bezüglichen Mittheilungen, denen wir folgende Auszüge entnehmen:

„Die Sitzungen beginnen in der Regel um 9 Uhr Morgens, und einige Minuten nach dieser Stunde erscheinen — gewöhnlich aus der Thüre tretend, welche vom Saale in das Zeitungs-Lesezimmer führt — die ersten Abgeordneten. Bald bilden sich Gruppen in dem leeren Raume des Hufeisens oder um die Sitze einzelner Deputirten, und in ihnen werden — neben manchem leise gesponnenen Privatgespräch — oft laut und heftig genug die Fragen des Tages abgehandelt. Da wird mancher Zweifelnde noch aufzuklären, mancher Wankende noch zu gewinnen versucht, da streben die geschlossenen Parteien noch, sich zu verständigen, da werden im letzten Moment noch Compromisse geschlossen. Da werden auch, wenn der Gegenstand der Sitzung nicht so wichtig ist oder wenn politische Neuigkeiten von auswärts ihn überragen, diese letzteren mitgetheilt und discutirt, und hier und da dringt zu dem Ohr des Lauschenden eine Aeußerung, die Licht gibt auch in der Richtung, welche der Spechende innerhalb der Kammer verfolgt. Dazwischen winden sich die Pedelle der Kammer hindurch. Sie bringen Briefe, welche für die Herren im Hause abgegeben worden, rufen den Einen hinaus, holen den Andern herbei, sind die „Figaro da und dort." Auch der eine oder der andere Minister ist nun gekommen, hat erst die Papiere nachgesehen, welche auf dem versteckten grünen Tische aufgeschichtet liegen, und das große rothsafianene Portefeuille entleert,

das durch einen Diener vorher gebracht worden war. Die gute alte Zeit, da die Staatsregierung noch in Gala und mit dem Degen an der Seite im Ständesaal erschien, ja, da es möglich war, daß der nämliche Herr, der im Civilrock als Präsident die Sitzung eröffnete, nach einer Weile den Vorsitz abgab, verschwand und alsbald in Uniform als Staatsminister wieder auftauchte, diese Zeit ist zwar längst dahin: heute hat der Präsident und hat der Minister jeder für sich einen ganzen Mann zu stellen; aber im schwarzen Frack erscheinen die Minister auch heute noch, was gegenüber den nonchalanten Anzügen der Deputirten in Ueberrock oder Joppen einigermaßen zu denken gibt.*) Bei dieser Gelegenheit, vor Beginn einer Sitzung, zeigt sich übrigens, daß die Excellenzen im Privatverkehr gar nicht so schroff und auch gar nicht so angefeindet sind, als dies gemäß den vorhergegangenen oder folgenden Debatten manchmal scheinen möchte, denn alsbald sieht man sie in der freundlichsten Begrüßung und in jovialem Gespräch befangen mit Mitgliedern der entschiedenen Opposition. Endlich, die erste halbe Stunde ist gewöhnlich verronnen, kommt auch der Präsident der Kammer; er bringt die Einläufe mit, die er inzwischen in seinem Separat-Bureau eröffnet und gesichtet, und nach einigen eiligen Grüßen an Den und Jenen und nach Empfang dieser und anderer Meldungen tritt er vor seinen Stuhl und ruft mit gehobener Stimme: „Meine Herren, ich eröffne die Sitzung!“ Augenblicklich verstummen alle Gespräche, trennen sich die Gruppen, und Alle eilen auf die ihnen zugehörigen Plätze.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Minister-Uniform in der Kammer wurde zuerst im Jahr 1848 abgelegt — auf eine von der Kammer mit sympathischer Zustimmung aufgenommene Andeutung des damaligen Justizministers Heinz.

Gemeinnütziges.

(Rothweinflecke aus Wäsche zu entfernen.) Man reibt die Flecke trocken mit einem Stück Rindertalg von beiden Seiten gehörig ein, darauf nochmals mit grüner Seife und legt sie zum Einweichen in Wasser. Nach 1—2 Tagen wird man die Flecke ganz leicht auswaschen können, selbst wenn sie Monate alt sind. Eine Rasenbleiche nimmt ihnen auch den letzten Schimmer.

Verschiedenes.

(Ein unerwartetes Weihnachts-Geschenk.) Ein armer Arbeiter in der Acker-Straße in Berlin hatte seinem kleinen Sohne auch eine Papierfahne beschert. Beim Spielen mit derselben in dem engen Stübchen stieß das Kind gegen einen alten Kupferstich, daß derselbe herabfiel und Glas und Rahmen zerbrachen. Es war dies der einzige Schmuck des Zimmers und obenein ein Erbstück von den Eltern des Arbeiters. Die Zertrümmerung des Bildes brachte den Mann so in Zorn, daß er mit dem Fahnenstock den Rücken des Sohnes tüchtig bearbeitete. Nachdem dies Geschäft beendigt war, nahm er die an der Erde liegenden Ueberreste des Bildes auf; wie groß aber war seine Ueberraschung, als er zwischen dem Kupferstich und der Pappe mehrere Kassenanweisungen zum Betrage von 50 Thalern vorfand. Wohl hatte er von seinen Eltern gehört, daß diese für Zeiten der Noth noch ein paar Thaler an einem sichern Orte aufbewahrt hätten, doch nach ihrem Tode trotz allen Suchens diesen Ort nicht auffinden können. Das weinende Kind wurde alsbald mit einem Pfefferkuchen und einer in Aussicht gestellten neuen Fahne beruhigt, während der alte Kupferstich zum Glaser wanderte, um wieder hinter Glas und Rahmen zu kommen.

Ein Fürst fragte seinen Minister: „Kennen Sie den eigentlichen Zweck, zu welchem die Völker auf der Welt sind?“ —

„— zu dienen,“ war die zweideutige, von einem tiefen Bückling begleitete Antwort.

(Verkehrte Anwendung.) Eine Frau beklagte sich, daß ihr Gatte versucht habe, sie zu morden. „Wie machte er es denn?“ fragte der Richter. — „Er warf mir Hufelands Buch: ‚Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern,‘ an den Kopf.“

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 16. Mittwoch, den 6. Februar 1867.

Das Geheimniß des Pavillons.

Eine Strandgeschichte von Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

VI.

Mit dem Muthe der Verzweiflung hatte ich mich auf die Reise gemacht, aber durchaus nicht in rosiger Stimmung. Ich war der einzige Passagier des sich langsam vorwärts schleppenden Postwagens und wurde erst auf mich und meine Stimmung, die sich wohl auch auf dem Gesichte ausprägen mochte, aufmerksam, als ich die vorsichtige Art und das ängstliche Gesicht bemerkte, mit denen der Postillon auf jeder neuen Station, die wir zurücklegten, die Wagenthür öffnete und zu mir hereinblickte. Er schien der Ueberzeugung zu sein, daß er einen Verzweifelnden führe, der nichts Geringeres vorhabe, als sich in seinem Postwagen das Lebenslicht auszublasen, und er war sicher, während er auf dem Bocke saß und die Pferde antrieb, jeden Augenblick darauf gefaßt, den verdächtigen Knall einer Pistole zu vernehmen. War dann glücklich und ohne gewaltsame Unterbrechung die neue Station erreicht, so überzeugte er sich unter Aengsten davon, daß nicht eine andere stille Todesart mich während der Fahrt umfangen und daß ich noch ebenso ruhig und schmollend in meiner Ecke saß. . . .

Freundliche Gedanken waren es nicht, die mich umfingen. Das Bewußtsein, Meta verloren zu haben, sie als eines Andern Braut und diesen liebend denken zu sollen, erfüllte mich mit einer Erbitterung, die eben so groß war und hartnäckig blieb, als sie, wenn sich auch Alles, wie ich fürchtete, verhielt, ungerechtfertigt und grundlos war. Meta hatte mir niemals ein Recht auf verwegene Hoffnungen gegeben, war mir nie anders als freundschaftlich begegnet, ohne jemals durch einen wärmeren Gesichtsausdruck Grund gegeben zu haben, ihr jetzt zu zürnen oder gar mit ihr rechten zu dürfen, daß sie einen Andern liebe, einen Andern mir vorzöge. Ist die Liebe doch eine freie Gottheit, die das Füllhorn ihrer Gaben frei und eigensinnig spendet, ohne zu wählen oder zu erwägen — über Würde und Verdienst, über fremdes Wünschen oder Hoffen. . . .

Das sagte ich mir Alles selbst ganz offen, aber gerade diese Selbsterkenntniß vermehrte meine innere Erbitterung noch, statt sie zu verjagen: gerade daß Alles so ganz in Ordnung sich befand und sich nirgends ein Grund zu einem irgend wie berechtigten Vorwurf ergab, nährte sie und öffnete der stillen Raserei wüthender Eifersucht die Schleußen, wo das Motiv zum Schatten nur eines berechtigten Vorwurfs das Bereitsein, sich zum erhabenen Verachten aufzuschwingen, gefunden haben würde.

Als ich Steinitz bald erreicht hatte und den Postwagen verließ, um auf dem gewohnten Wege durch den Wald und am Strande entlang die letzte Strecke zu Fuß zurückzulegen, fing ich an zu bereuen, daß ich überhaupt dem Wunsche des Onkels gefolgt und nicht in der Universitätsstadt geblieben war, wo ich auch noch so mancherlei Ernstes zu thun gehabt und mich jedenfalls besser befunden hätte, als in Steinitz, wo Alles nur dazu geeignet sein würde, mich zu reizen und meine stille Erbitterung zu nähren.

Was wollte ich denn eigentlich in Steinitz? Was würde ich daselbst finden?

Das seiner Sonne beraubte einsame und langweilige Strandnest und einen entzückten Onkel, der mir mit dicken Farben den Preis-

gesang auf meinen glücklichen Nebenbuhler vortragen würde, ohne zu ahnen, daß er mein Herz damit zerfleische.

Nichts da, noch war es Zeit, mich davor zu bewahren, noch Zeit zur Umkehr. Die Post, welche mich hergebracht, trug mich auch Abends wieder zurück; ehe Mitternacht herankam, rollte sie wieder mit mir in das Thor der Universitätsstadt ein, und ich konnte in meinem Stübchen, bei meinen Büchern und Arbeiten, den ersehnten Schmollwinkel finden, in dem mich wenigstens Niemand stören und mit Absicht oder unabsichtlich verhöhnen durfte....

Schon hatte ich den Schritt gewandt, um diese Absicht auszuführen, als ich mich wieder besann. War denn das nicht Feigheit und Undank zugleich, wenn ich jetzt umkehrte und Steinitz vermied?

Wäre ich wirklich nicht stark und Mann genug, Herr meines rebellischen Herzens zu werden, und sollte ich um der Thorheit desselben willen und diese bestärkend den Wunsch des alten, guten Onkels, meines treuen Wohlthäters, der sich meines Glückes ebenso lebhaft und aufrichtig freuen würde, wie des Glückes Meta's, das mit dem meinigen nun einmal nicht ein gemeinsames sein sollte, unerfüllt lassen? — Derselbe war augenblicklich völlig vereinsamt und erwartete mich, wie er mir geschrieben hatte, mit Sehnsucht. Und ich wollte den alten, guten Mann vergeblich warten lassen? Pfui, welch' feiger Undank! Nichts da, vorwärts nach Steinitz! —

Und entschlossen schlug ich den prächtigen Waldweg wieder ein. Ueber mir rauschte es in dem knospenden Grün der Buchen und Eichen, durch das die Sonne verklärend brach und freundliche Lichtstreifen auf meinen Pfad breitete, muntere Finken zwitscherten in den Zweigen und die zahlreichen Eichhörnchen trieben ihr lustiges Spiel um mich, hüpften pfeilgeschwind über den Weg und in die Baumkronen hinauf, wo sie Männchen machten und mit ihren klugen Augen freundlich herunterschauten oder muthwillig Baumknospen brachen, um einen naschenden Biß hineinzuthun und sie dann neckend dem neugierigen Wanderer zuzuwerfen.

Ich sah das Alles freilich mehr wie im Traume, ohne den Genuß dabei zu empfinden, den mir sonst dieser Waldweg bereitet hatte; auch am Strande entlang ging ich theilnahmlos, und doch war der Sonnenniedergang so schön als nur jemals, Sonne und Wasser dufteten gleichsam ineinander: eine riesige Angel aus flammendem Golde schien das Meer mit goldenen Ketten an dem Weltauge zu hangen, vor dessen himmlischem Glanze seine Herrlichkeit doch immer wieder nur ein Abglanz blieb....

Endlich erreichte ich den Steinitzer Park, schritt durch das Thor und schnell den Weg zum Schloß hinunter, in das ich sogleich eintrat. Aber vergeblich suchte ich in den Zimmern nach einem Menschen. Alles war in gewohnter Weise offen, aber Alles leer. Wo man sonst nicht sechs Schritte hätte gehen dürfen, ohne dem alten Weißkopf Philipp zu begegnen, suchte und rief ich jetzt vergeblich nach einer Menschenseele.

Endlich nahm ich meine Zuflucht zur Tischglocke und läutete dieselbe so energisch, daß es die alte Köchin aus den nach Landessitte kellerhaft gelegenen Küchenräumen heraufschreckte, die nicht wenig erstaunt war, mich zu sehen und so ganz allein in dem ganzen Gebäude.

„Ei du meine Güte!“ rief sie, und ihr hochrothes Gesicht, welches von der breiten Krause einer Haube umrahmt wurde, die bei jeder hastigen Bewegung vom Luftzug gehoben oder gesenkt wurde, färbte sich vor Verwunderung noch röther; „wo kommen Sie denn her, junger Herr, und so allein, — kein Mensch im Schlosse, Sie zu empfangen! Ei, ist das doch eine Wirthschaft, seit der alte Philipp mit dem Fräulein fort ist, und der Herr macht es auch nicht besser, läßt Thür und Thor offen und ist auf und davon.“

„Wo ist mein Onkel denn, Dorette?“ frug ich sie.

„Ei! weiß ich es denn, junger Herr! Sehen Sie mich denn nicht erstaunt genug, Alles leer zu finden? Mir hat der Herr Onkel nichts gesagt, als er fortging — und es hätte hier wer weiß was geschehen können, ohne daß Jemand davon sah und hörte. Denn ich komme ungerufen nicht herauf; seit das Fräulein die ganze Wirthschaft selbst in die Hand genommen, ist es mir in meiner Höhle unten noch ein Mal so wohl als sonst, und ich wünsche nur, daß sie bald wiederkehrt, denn die jungen Dinger, die Hausmädchen, sind

nicht sehr zuverlässig und fort wie der Wind, sobald sie nicht überwacht werden. Denen gefällt es drüben in der Oekonomie besser, wo es junge Bursche gibt. Freilich, wenn die Herrschaften erst aus Kopenhagen zurück sind, dann wird es hier auch wohl anders werden; wenn es junge, schmucke Kutscher und Bediente hier gibt, dann stellt sich das junge Volk auch lieber bei uns ein, als jetzt. . . ."

„Was denn für Herrschaften?" unterbrach ich diesen, wie es schien, unerschöpflichen Redestrom. „Wer wird Kutscher und Bediente mehr gebrauchen als bisher? Fräulein Meta?"

„Ei freilich, nun das Fräulein wohl nicht, aber sie wird auch wohl gar nicht als Fräulein wiederkommen — sehen Sie, junger Herr, ich denke mir so, sie wollen den Onkel als ein fertiges Paar überraschen."

„Wer denn, wie so denn?" frug ich ganz entsetzt vor aufsteigenden Ahnungen.

„Ja," meinte die Alte, „wir Frauen machen in solchen Dingen so eigene Beobachtungen, und was zehn Männer nicht sehen, bemerken wir auf einen Blick. Der junge Herr ist —"

„Welcher junge Herr?"

„Nun der Herr Emile, der Cousin von Fräulein Meta, der sie nach Kopenhagen abgeholt hat, ist sterblich in die Cousine verliebt, und das ist ein Herr, das ist ein Herr! den hätten Sie sehen sollen, dunkel und mit großen feurigen Augen und einem Gesicht, das, wenn es lächelte, wie zum Küssen geschaffen war. Ich habe in meiner Jugend nicht ein Mal nach den jungen Herren ausgeschaut und bin jetzt längst über solche Zeiten hinaus, aber den Herrn Emile zu sehen, das war eine Freude, die auch ein altes Herz wieder hätte jung machen können."

„Schon gut," entgegnete ich durchaus nicht erbaut, „doch wo mag der Onkel sein?"

„Weiß nicht, junger Herr!"

„Vielleicht im Pavillon drüben?"

„Wohl möglich," entgegnete sie mit einer gewissen Scheu.

„Was ist das nur mit diesem Pavillon, Dorette? Sie sind ja so lange in Steinitz als der Onkel selbst, was hat es mit dem Pavillon für eine Bewandtniß, der uns um des Onkels willen so viel Kummer verursacht?"

„Gott bewahre, junger Herr, ich weiß Nichts, rein gar Nichts davon, ich habe mich um Geheimnisse nie gekümmert. Philipp, ja Philipp wird wohl mehr davon wissen — ich bin niemals hinüber gekommen."

„So, und Sie meinen sicher, daß Meta des Herrn Emile Frau werden wird?"

„Sicher wie das Amen im Vaterunser. Sie hätten das Pärchen nur miteinander und den Herrn Onkel dazu sehen sollen, wie vergnügt und glücklich Alle waren — o, es war eine wahre Lust, das so mit anzusehen, wie die Freude wieder einkehrte in das verwaiste Haus und den alten Mann, der so lange getrauert und mit Gott und der Welt gegrollt hat, auch mit umfaßte."

(Fortsetzung folgt.)

Landtagsskizzen

(Fortsetzung.)

Früher hat man bei Beginn jedes Landtags die Sitze an die Abgeordneten ausgeloost, aber man hat seit dem Eintreten der neuen Geschäftsordnung von 1851 und eines regeren politischen Lebens dies bleiben lassen und daran gewiß sehr wohl gethan. Jetzt wählen sich die Herren ihren Platz und ihre Nachbarschaft nach freiem Belieben, und dieser Modus ist unzweifelhaft in jeder Hinsicht der bessere. Doch würde man sich sehr täuschen, wenn man die sonst üblichen Bezeichnungen der „Rechten", „Linken", des „Centrums" auf unsere Kammer stricte anwenden, oder wenn man die Beisammensitzenden jedes Mal für Gesinnungsgenossen halten wollte. So sitzen z. B. die beiden Brüder Barth allerdings auf den Extremen der Bänke einander gegenüber; aber Marquard Barth aus Kaufbeuren, der Nestor der Opposition, neben dem Münchener Bürgermeister Steinsdorf auf der äußersten Rechten, und Carl Barth aus Augsburg, der Conservative, neben dem Erlanger Professor Hofmann auf der äußersten Linken. Eine nicht geringe Anzahl hat gar keinen ordentlichen Sitz im Saale genommen; sie stehen zerstreut an den Eingangsthüren oder gehen ab und zu; Prof. Edel, wenn er sich niederläßt, pflegt sich auf die Stufen zu hocken, die zum Präsidentenstuhle führen, wogegen ein anderer Würzburger, Dr. Ruland, seine catonische Tugend auch in Aeußerlichkeiten zeigend, zur festgesetzten Stunde seinen Platz

in der Mitte der rechten Seite einnimmt und nicht mehr verläßt, bis die Sitzung beendet ist.

Den Anfang der Geschäfte bildet jedes Mal die Vorlesung des Protocolls über die vorangegangene Sitzung durch einen der Secretäre, eine Formalität, welcher wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird; dann erstattet der Präsident Bericht über Personalien, über den Einlauf, über den Fortgang der Arbeiten in den Ausschüssen. Professor Dr. Pözl, der seit Graf Hegnenberg's Abtreten den Präsidentenstuhl einnimmt, ist ein hochgewachsener Mann, breitschulterig, von wenig Beweglichkeit. Der Ausdruck seines Gesichts wäre der einer vollkommenen Sicherheit und Abgeschlossenheit, wenn nicht das Auge so überaus mild und freundlich blickte. Die Stimme ist tief und klanglos, die Worte fließen nicht, sondern werden mit Bedacht gesprochen, die Sprache ist nicht ganz frei von dem Dialect des Oberpfälzers. Ein begeisterter und hinreißender Redner ist Pözl niemals gewesen, aber die Kraft, welche in seiner strengen Logik ruht, und die Gewissenhaftigkeit, welche aus ihm spricht, sichern ihm den Erfolg. Es erregt ein eigenthümlich Gefühl, heute auf die Anstrengungen zurückzublicken, welche unsere Staatsmänner früher gemacht haben für das Recht von Sachen, die im vorigen Jahre durch die Gewalt eine andere Lösung gefunden, wenn man jetzt des vielgepriesenen Gutachtens gedenkt, das Frhr. v. d. Pfordten in Sachen Schleswig-Holsteins dem Bundestag erstattete, oder des herrlichen Referats, welches Pözl 1861 in der bayerischen Kammer über die kurhessische Verfassungsfrage ausarbeitete. Sie sind verloren beide, die Rechte der Herzogthümer und die Verfassung Kurhessens, das sollte aber nicht hindern, daß man des Strebens und Ringens dafür eingedenk bleibe. Pözl ist schon 1848 in der Paulskirche gesessen, dennoch dürfte jene kurhessische Verhandlung der Glanzpunkt seines parlamentarischen Lebens sein. Damals hat nicht nur sein Rechtssinn und seine Gelehrsamkeit, sondern auch sein schlichtes Wort ihm viele Herzen gewonnen, und vielleicht war es damals, daß er die Ehre der Präsidentenwürde sich errang."

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Treffliches Dungmittel für Obstbäume.) Man mischt ein Pfund Vitriolöl (Schwefelsäure) mit 30—35 Maß Regenwasser und begießt mit diesem gesäuerten Wasser die Wurzeln der Obstbäume. Dieses äußerst wohlfeile und viel erprobte Mittel vertreibt alle Insekten und dünkt die Wurzelgegend nachhaltig.

Lebensphilosophie.

Hoffnung ist eine Biene, welche aus jedem Gegenstande Honig saugt und ihn zum süßen Genuß in's menschliche Herz trägt. Die Hoffnung ist ein Hauch, der die Thränen von mattgeweinten Augen weht; ein Leitstern, der den Sterblichen durch die Pfade des Lebens führt; ein Lichtstrahl in der Nacht der Bedrängniß; eine Mutter der Waisen, ein Labequell dem Lebensmüden, eine Streitgefährtin im Todeskampf. Was wäre der Mensch ohne Hoffnung!

Wirf, du Erdensohn, deinen Anker nicht in die Tiefe des Erdenschlammes, sondern in die Höhe des Himmelblaues, und dein Schifflein wird fest ankern im Sturm.

Verschiedenes.

„Herr Oberlieutenant Bärenschlag, Sie haben gehört, daß mich Herr Lieutenant Kühn einen dummen Jungen geheißen hat." — Oberlieutenant Bärenschlag: „Nein, Herr Lieutenant! — Gehört hab' ich's nicht; aber — wissen — thu ich es schon lange."

Zwei Matrosen verlangten Branntwein in einer Schale. Gefragt, warum sie denselben nicht aus einem Glase trinken wollten, antworteten sie, daß sie dem Mäßigkeitsvereine angehören und dem Capitän geschworen haben, nie wieder ein Glas Branntwein zu trinken.

(Scherzfrage.) Welches ist der beste Schild gegen Staatsbanquerotte.

Antwort: Rothschild.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 17. Freitag, den 8. Februar **1867.**

Das Geheimniß des Pavillons.

Eine Strandgeschichte von Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

Ich sah die alte ehrliche Dorette groß und betroffen an. Welche ernste Lehre lag für mich in ihrem unbefangenen Geschwätz und wie klein stand ich davor in meiner Erbitterung der Selbstsucht! Glück zu hassen und zu beneiden, weil es mich nicht mitumfaßte, wie kleinlich! Wie wenig würdig zeigte ich mich darin einer Meta — gewiß, sie hatte ganz Recht gethan, nicht mich zu lieben. . . .

„Sie haben Recht, gute Dorotte, das ist recht sehr erfreulich und ich will nur gehen und sehen, ob ich den Onkel finde. Auch ich freue mich, wenn Glück und Freude wieder einkehren in dieses Haus und in seine Brust."

„Das vergelte Ihnen Gott, junger Herr, der alte gute Mann verdient es. Wir, die wir zwanzig Jahre lang um ihn gewesen sind, wir wissen das am Besten."

Ich eilte hinaus und durch den Park. Da lag der Pavillon stumm und geheimnißvoll wie immer. Ich trat an den Rand des Platzes und ließ den Blick über das Meer hinausschweifen. Es lag wiederum so still da, wie ich es zu sehen gewohnt war. Ein schwacher Hauch nur bewegte die Luft, der Meeresspiegel schien ganz unbeweglich; — während er am Ufer bereits mächtig dunkel erschien, trafen und vergoldeten ihn draußen noch die letzten Strahlen der scheidenden Sonne. So weit das Auge reichte, war auch kein Segel zu sehen, Alles todt und still, — so einsam war mir das Meer noch gar niemals erschienen wie heute. Ganz am Rande des Horizontes lagerten ein paar dunkle Streifen, Wolkengürtel, die langsam sich emporzuheben schienen. Weshalb wünschte ich denn heute nicht, daß diese näher und näher kommen, daß sie den Sturm mitbringen und das Meer aufreizen möchten zur Wuth, daß ich es endlich einmal in seiner Furchtbarkeit sehe, wie ich so lange es mir schon heimlich ersehnt hatte? —

Heute zitterte ich vor solchem Gedanken, denn auf diesem Meere segelte das Schiff, welches Meta trug . . . Meta mit dem Manne ihrer Liebe! Wie sauer mir dieser Gedanke wurde! Ich wandte mich weg, weg von dem Meere, das mich zu sehr an sie erinnerte und mit jedem Wellenschlag neue Qualen in mein Herz spülte. . . . Der Pavillon lag noch immer ruhig da. Ich zweifelte nicht daran, daß der Onkel in ihm weile, allein ich wagte es doch nicht, ihn zu stören. Da ich selbst litt und tausend Qualen empfand, erschien mir plötzlich jeder fremde Schmerz doppelt heilig. Ich schlug mich langsam in die Seitenwege des Parkes, der sich hier noch weit hinausstreckte, und kam so auf langem Umweg in das Schloß zurück.

Es war unterdessen ganz dunkel geworden; als ich noch ein Mal den Blick zurück und besorgt dem Meere zuwandte, vermochte ich nichts mehr zu unterscheiden, nur die weitleuchtende Kuppel des Leuchtthurms vom Felscap hob sich feurig aus der Dunkelheit ab. Ein eigenthümlich banges Gefühl beschlich mich wieder, wenn ich daran dachte, daß Meta jetzt durch diese Nacht auf schwankem Schiffe fuhr, wahrscheinlich eben im Bereich und der gefahrvollen Nachbarschaft der norwegischen Scheeren, und zur sichern Fahrt auch auf solche Leitsterne angewiesen war, wie mir dort einer sein bleiches Licht entgegenflammen ließ. . . . Beherrscht von dieser Bangigkeit, welche durch den Gedanken, daß Meta ja nicht allein sei, nicht ge-

mildert wurde, trat ich in das erleuchtete Parterrezimmer und fand hier den Onkel bereits mit der Abendmahlzeit meiner wartend.

So war er bereits über die Ueberraschung hinaus und hieß mich herzlich, aber ruhig willkommen. Ich fand ihn verändert, magerer, weniger wohl aussehend als sonst. Eine gewisse Mattigkeit sprach aus allen seinen Bewegungen, die sonst so rüstig und frisch zu sein pflegten. Wir setzten uns zu Tisch, und ich unterhielt ihn mit meinen letzten Erlebnissen und von meinem Examen, sowie von den Aussichten, die sich mir nun eröffneten. Obgleich selbst nicht heiter gestimmt, versuchte ich doch einige heitere Wendungen in das Gespräch zu bringen, fand aber beim Onkel keinen Anklang dafür.

Es lag wie ein trüber Schleier über seinem ganzen Wesen, und je sorgsamer er denselben verbergen wollte, indem er einen jovialen Ton zurückerzwang, um so sicherer bemerkte ich die Gemüthsverstimmung, welche Meta's Abreise über ihn verhängt hatte. Er wollte es wohl Andern wie sich selbst verbergen; daß ihm nach zwanzigjähriger Einsiedelei ein menschliches Wesen unentbehrlich geworden sei. So kämpfte und litt er im Stillen, während er nach Außen sorgsam ruhige Fassung zu bewahren suchte.

Der Onkel war zu sehr altes Kind und der Verstellungskunst zu fremd, als daß meiner Beobachtung das entgangen wäre, und ich vermied es deßhalb, gleich ihm selbst, den Namen Meta auszusprechen.

So ging der Abend hin unter ziemlich gleichgiltigen Gesprächen.

Als die Schloßuhr zehn schlug, leerte ich mein Glas und stand auf.

Der Onkel blieb sitzen und blies dicke Wolken aus seiner Pfeife.

Mir erschien es, als ob er um Etwas mit sich selbst kämpfe — vielleicht um ein Gespräch über Meta?

Ich beschloß, ihm entgegenzukommen. Während ich ein Licht anzündete, um auf mein Zimmer zu gehen, sagte ich:

„Wie weit mag Meta auf ihrer Reise schon sein?"

„Ich denke, sie passiren die Scheeren", antwortete er kurz.

„Das dachte ich mir auch. Bis wann hoffst du denn, daß Meta zurückkommen wird — oder ist darüber gar Nichts bestimmt?"

„Das mögen die Götter wissen!" sagte er, und das klang so eigen, so recht wie ein Seufzer aus tiefster Brust, daß mir selbst ganz wehe dabei wurde und ich mich beeilte, mit kurzem Gutenachtwunsch hinwegzukommen — auf mein Zimmer, zur Ruhe. —

VII.

Eine Reihe Wochen waren seit meiner Ankunft in Steinitz verflossen und ich weilte noch immer daselbst. Die Zustände hatten sich seitdem nicht verändert oder waren eher ungünstiger geworden. Von Meta war nur ein einziges Mal, gleich nach ihrer Ankunft in Kopenhagen, ein Schreiben gekommen, das kurz und flüchtig beinahe auch nur ihre Ankunft und daß sie den Onkel recht leidend gefunden habe, meldete. Seitdem hatten wir weder von ihr, noch von dem alten Philipp, der sie begleitet hatte, wieder eine Silbe vernommen.

Ich befand mich dabei nicht wohl und zürnte heimlich auf den leichtfüßigen Weibersinn, der doch auch in der besten noch nicht besser als veränderlich und unzuverlässig sei; aber der arme Onkel schwand förmlich schattengleich dahin und war kaum wiederzuerkennen. Der Gram über die Trennung von dem liebgewordenen Wesen wurde durch das herbe Gefühl, so schnell über Anderes und Andere vergessen zu sein, genährt und nagte an seinem Leben. Er sprach Nichts davon, beklagte sich nicht, zürnte nicht, ja er erwähnte fast niemals der Fernen, aber in seinen matten Augen und schmerzlich zusammengezogenen Lippen las man nur zu deutlich, wie wehe ihm der Undank that, welchen er nicht nur von dem Pflegekinde, sondern auch von dem alten Diener erfuhr, der so lange Jahre bei ihm ausgehalten.

Nur ein Mal sprach er sich kurz gegen mich aus und ließ mich erkennen, wie tief der Wurm des Mißtrauens sich in sein Herz gefressen hatte. Er war, in jetzt wieder völlig gewohnter Weise, Nachmittags im Pavillon gewesen, während ich in der Oekonomie und im Walde Etwas nach dem Rechten geblickt. Wir kamen ziemlich mit einander nach Hause, ich ermüdet von dem Sonnenbrande, er in einer Stimmung, die mir wahrhaft gefährlich vorkam. Er aß kaum Etwas und dachte nicht daran, nach der gewohnten Pfeife zu greifen. Finster vor sich niederblickend und, wie es schien, in düsteres

Brüten verloren, saß er da — ich aß erst wie gewöhnlich und steckte mir dann eine Cigarre an, ohne ihn durch Reden zu stören.

Plötzlich blickte er auf und mir forschend in das Gesicht.

„Wie lange ist es her?" frug er hastig.

„Was denn, Onkel? ich weiß nicht, was du meinst," erwiderte ich ahnungsvoll.

Er machte eine ungeduldige Bewegung ob solcher Frage, sagte aber:

„Daß sie abgereist sind — Meta und Philipp."

„Acht Wochen sind vorüber," antwortete ich ihm.

„Acht Wochen, ja, ja, sie mögen sehr glücklich sein — die Hochzeit war vielleicht schon und da haben sie uns vergessen." — Er lachte bitter —: „Das geht solchen alten Einsiedlern so, geschieht ihnen auch Recht, warum . . ."

Er brach ab und blickte wieder vor sich nieder. Beruhigend sagte ich:

„Aber Onkel, wie kannst du so glauben? Wer weiß, was geschehen ist, das sie so ganz beschäftigt, sonst würde wenigstens Philipp wieder hergekommen sein."

„Der alte Sünder hat sich längst aus Steinitz fortgesehnt — er konnte die Welt nie vergessen, und das süße Zuckerbrod bei dem jungen Paare wird ihm wohl mehr munden, als unsere derbe Kost."

„Soll ich vielleicht einmal um Nachricht schreiben, lieber Onkel?"

„Das verbitte ich mir, mein Sohn!" entgegnete er mit einem so furchtbaren Ernst und so bestimmt, daß ich es nicht wagte, gegen seinen Willen zu handeln.

So verfloß uns ein wirklich recht einsames und langweiliges Leben. Der Onkel wurde immer weniger zugänglich und brachte halbe Tage lang in seinem geheimnißvollen Pavillon zu; ich suchte mir die Zeit zu vertreiben, so gut es ging, in Feld und Wald und Wirthschaft, und schlenderte auch wohl manchmal in das eine Stunde weit gelegene Dorf zum Pastor hinüber, dessen Töchter mit Meta zusammen in Pension gewesen waren und der ein recht liebenswürdiger alter Herr war. Hier konnte ich wenigstens manchmal von ihr sprechen, fand aber bei den Pastorfräuleins, ächten kleinen Dorfgänschen, wenig Sympathie für das schöne und bestimmt auftretende Mädchen. So durfte ich sie wenigstens vertheidigen, und das war immerhin schon eine Unterbrechung des ewigen Einerleis, so wenig werthvoll auch die zart gelispelten Anklagen waren, gegen die ich in die Schranken treten mußte.

So war es Ende August geworden. Nach einem heißen Sommer nahte zeitig der Herbst mit kalten, regnerischen Tagen und rauhen Ostwinden. (Fortsetzung folgt.)

Landtagsskizzen.

(Fortsetzung.)

Ueber die bekannten Persönlichkeiten der Abgeordnetenkammer entnehmen wir folgende Notizen:

„Dr. Edel ist der Schrecken aller Stenographen und Journalisten: wenn der Präsident ihn zum Reden anruft, bereiten sie sich mit einem Stoßseufzer zu verdoppelter Aufmerksamkeit und Thätigkeit, denn es beginnt dann ein Wolkenbruch niederzufallen von Sätzen und Gedanken, deren man keinen vermissen lassen darf. Wenn der lange hagere Mann mit dem feinen, von graulichem Haar und Bart umflossenen Gesicht vortritt, sich neben die Rednerbühne stellt, erst ein paar Augenblicke, wie um sich zu sammeln, vor sich auf den Boden sieht, dann aber zu sprechen anfängt, so ist es nicht mehr ein rascher Strom, der von seinen Lippen fließt, sondern ein Wasserfall, der fast schäumend und tosend sich ergießt. Die einzige Erleichterung, welche dieser Redner seinen Zuhörern gestattet, ist die regelmäßige Ordnung, mit der er seine Thesen ausarbeitet, und die strenge Logik seiner Beweisführung; würde er jemals aus dem Geleise kommen oder zerstreut werden, kein Mensch vermöchte seinen Blitzen zu folgen. Dr. Edel ist in den letzten Jahren merklich gealtert; er geht etwas vorgebeugt und nicht mehr mit dem elastischen Schritt, der den warmen Anhänger der Turnerei verrieth. Aber turnerisch ist seine Kleidung noch: auf den Straßen, wo man ihm häufig begegnet, und im Sitzungssaal trägt er eine bequeme Joppe, weite Stiefeln und schlotterige Unaussprechliche. Die Toilette macht ihm sicherlich wenig Kummer: wer den tiefen Gehalt, den hohen Schwung seiner Reden, die Eleganz im Stil seiner schriftlichen Arbeiten bewundert, der wird in

seiner Phantasie wahrscheinlich ein anderes Bild von Edel sich machen, als dessen nachlässige äußere Erscheinung wirklich darbietet. Doch das edle Gesicht, aus welchem wundersam klare und feurige Augen blicken, verräth den hohen Geist, der in diesem Manne lebt.

Umbscheiden als Redner ist das Gegenstück zu Edel; überstürzt dieser seine Worte, so spricht jener langsam und deutlich, und ist Edel dennoch wohl verständlich vermöge seiner klaren und faßlichen Darlegung, so erfordert Umbscheiden doch mehr Aufmerksamkeit, um ihm folgen zu können. Er beginnt nämlich nie mit dem Satze, sondern mit dem Gegensatze, er gelangt erst von den Daten zur Thesis, und der Zuhörer weiß oft lange nicht, wovon denn der Redner sprechen wird. Hinterdrein freilich erfährt man's, aber dann ist die Beweisführung für die Behauptung auch schon vorüber. Diese rhetorische Verkünstelung erzeugt die häufigen Mißverständnisse, denen die Aeußerungen Herrn Umbscheiden's unterliegen und denen er dann in den Zeitungen mit „Berichtigungen" entgegentreten muß. Eben deßhalb ist er neulich auf der Journalisten-Tribüne der „Kammer-Dietrich" genannt worden. Mit seinen Reden also hat er schwerlich jemals Proselyten gemacht für seine Meinung, desto schwerer wiegt sein Votum an und für sich, da seine tiefen Kenntnisse und die Ehrenhaftigkeit seines Characters ihm überall die höchste Achtung sichern. Umbscheiden ist eher klein als groß; das lange röthlich-blonde Haar trägt er sorgfältig nach rückwärts gekämmt; sein Anzug ist immer sehr elegant.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Eine Fuchsjagd braust neben einer Eisenbahnstation hin, wo ein Zug abfahren will. Verschwunden ist der Fuchs und verschwunden einer der Jagdhunde. Am nächsten Tage bekommt der Eigenthümer den Hund und den Fuchs mit folgenden Zeilen zugeschickt: „Ihr Hund ist in dem Augenblick, wo der Zug abfuhr, in einen Gepäckwagen gesprungen und hat dort, nachdem er einige Schachteln umgeworfen, den beifolgenden Fuchs erwürgt, der sich in einen Winkel verkrochen hatte."

Ein sehr kleiner Mensch konnte den Glockenzug an einem Hause nicht erreichen. Er bat daher einen großen, der eben vorüberging, statt seiner an der Glocke zu ziehen. — „Möchte wissen," sagte dieser, während er läutete, „wozu so kleine Leute, wie Ihr, nur auf der Welt sind!" — „Um sich von so großen, wie Ihr seid, bedienen zu lassen!" lautete des kleinen Antwort.

Der berühmte Dr. Heim saß einst an dem Krankenlager der Tochter eines reichen Kaufmannes, der wehklagte, daß eine halbe Stunde vergangen, ehe dieselbe wieder zu Verstande kam. — „Was klagen Sie?" sagte Heim kurz; „viele Menschen kommen ihr Leben lang nicht zu Verstande!"

Charade.

Die beiden Ersten.

Wenn du erwachst zu Müh' und Sorgen
Im deinem stillen Kämmerlein,
So laden sie, am frühen Morgen,
Dich traulich zum Gebete ein.
Bald schallen fröhlich ihre Lieder,
Bald gilt der Trauer ihr Gesang,
Bald rufen sie zum Tempel wieder,
Bald fleht um Hilf' ihr ernster Klang.
Sie messen jede Lebensstunde,
Und rasten nimmer Nacht und Tag;
Aus ihrem eh'rnen Zaubermunde
Wird uns ein Mahnruf jeder Schlag.

Die Letzte.

Wohl Mancher läßt sich auf mich nieder,
Und Viele ruhen aus auf mir
Nach Müh' und Arbeit ihre Glieder.
Vielleicht auch dien' ich, Leser, dir.

Das Ganze.

Ich trage unaufhörlich Lasten
Im hohen, luftigen Revier;
Ob sie auch schwanken oder rasten —
Sie gönnen nimmer Ruhe mir.
Zu diesem Loose — diesem herben —
Bin ich verurtheilt bis zum Sterben.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 18. Sonntag, den 10. Februar 1867.

Die Mutter.

Wenn du noch eine Mutter hast,
So danke Gott und sei zufrieden;
Nicht Allen auf dem Erdenrund
Ist dieses hohe Glück beschieden.
Wenn du noch eine Mutter hast,
So sollst du sie mit Liebe pflegen,
Daß sie dereinst ihr müdes Haupt
In Frieden kann zur Ruhe legen.

Denn was du bist, bist du durch sie,
Sie ist dein Sein, sie ist dein Werden,
Sie ist dein allergrößtes Gut
Und ist dein größter Schatz auf Erden.
Des Vaters Wort ist ernst und streng,
Die gute Mutter mildert's wieder.
Des Vaters Segen baut das Haus,
Der Fluch der Mutter reißt es nieder.

Sie hat vom ersten Tage an
Für dich gelebt mit bangen Sorgen;
Sie brachte Abends dich zur Ruh'
Und weckte küssend dich am Morgen.
Und warst du krank, sie pflegte dein,
Den sie mit stummem Schmerz geboren,
Und gaben Alle dich schon auf,
Die Mutter gab dich nicht verloren.

Sie lehrte dir den frommen Spruch,
Sie lehrte dich zuerst das Reden,
Sie faltete die Hände dein
Und lehrte dich zum Vater beten.
Sie lenkte deinen Kindessinn,
Sie wachte über deine Jugend,
Der Mutter danke es allein,
Wenn du noch gehst den Pfad der Tugend.

Wie oft hat nicht die zarte Hand
Auf deinem lock'gen Haupt gelegen,
Wie oft hat nicht ihr frommes Herz
Gefleht für dich um Gottes Segen.
Und hattest du die Lieb' verkannt,
Gelohnt mit Undank ihre Treue;
Die Mutter hat dir stets verzieh'n,
Mit Liebe dich umfaßt auf's Neue.

Und hätte selbst das Mutterherz
Für dich gesorget noch so wenig,
Das Wen'ge selbst vergiltst du nie,
Und wärest du der reichste König.
Die größten Opfer sind gering
Für das, was sie für dich gegeben,
Und hätte sie vergessen dich —
So schenkte sie dir doch das Leben.

Und hast du keine Mutter mehr,
Und kannst du sie nicht mehr beglücken,
So kannst du doch ihr frühes Grab
Mit frischen Blumenkränzen schmücken.
Ein Muttergrab, ein heilig' Grab,
Für dich die ewig heil'ge Stelle.
O! wende dich an diesen Ort,
Wenn dich umtost des Lebens Welle.

Das Geheimniß des Pavillons.

Eine Strandgeschichte von Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

An einem solchen Tage war es Abends, als ich aus dem Pfarrhause zurückkam und in das Wohnzimmer trat. Der Onkel rannte seltsam aufgeregt im Zimmer hin und her und ich sah es sogleich dem ganz veränderten Gesichtsausdrucke an, daß Etwas geschehen sein mußte.

„Dort lies," rief er, als er meine Verwunderung bemerkte, und wies auf einen offenen Brief, der auf seinem Platze lag.

Ich erkannte auf den ersten Blick Meta's Handschrift und rief aufathmend:

„Endlich!"

„Ja endlich," wiederholte der Onkel munter, „lies nur!"

Der Brief war wiederum nicht lang, Meta schien auch im Briefstil die bestimmte Kürze zu lieben. Er lautete:

„Theurer Onkel!

„Gestern haben wir meinen guten Onkel Cammerath zur ewigen Ruhe bestattet. Er ist nach langen, unbeschreiblichen Leiden gestorben. Sie verursachten mein langes Schweigen. Aber jetzt wollen wir uns auch nicht länger in der Fremde aufhalten. Uebermorgen segelt ein Schooner ab, der uns aufnehmen und bei Steinitz absetzen will. Sie wissen also, wann Sie ungefähr erwarten dürfen

Ihre Sie herzlich liebende Nichte
Meta Cammerath."

Ich blickte den Onkel an — er mich und lachte.

„Ja, ja," rief er heiter, „nun wird es wieder anders; Blitz und Donner! es wurde aber auch Zeit, wenn die alte Maschine nicht ganz einrosten sollte."

„Ob sie wohl alle Drei kommen werden?" frug ich leise; „Emile auch?"

„Nun natürlich," rief der Onkel, „da wird es bald Hochzeit in Steinitz geben, und ich werde mich auf das Altentheil begeben müssen, um meine gewohnte Ruhe zu bewahren."

Der Onkel war mit einem Schlage ganz umgewandelt. Er schwatzte den ganzen Abend hindurch in einer gutgelaunten Weise, die mich an die Zeit erinnerte, als Meta noch die Abende mit uns zubrachte; aber nun war ich verändert, und während in letzterer Zeit ich es vergeblich versucht hatte, den Onkel umgänglich zu stimmen, redete er heute vergeblich auf mich ein. . . .

Müdigkeit vorschützend, ging ich sogar zeitiger als sonst auf mein Zimmer, doch noch nicht zur Ruhe. Vom Fenster aus blickte ich in die dunkle Nacht hinaus. Es war wenig darin zu unterscheiden. Mond und Sterne waren gleich unsichtbar, nur das Licht des Leuchtthurms glänzte durch die Nacht. Durch die feuchten Nebel hindurch erschien es größer und ausgebreiteter als sonst, doch gar nicht wie ein einzelnes Licht, sondern wie ein großer blutiger Schein. Je länger ich hinausstarrte, um so mehr lernte ich in der Finsterniß unterscheiden. Der Himmel war ringsum in düsteres Grau gekleidet, aber einzelne dicke und schwarze Wolken trieben sich, wie es schien, vom Sturm in den oberen Regionen zerrissen und gepeitscht, wie dunkle Gespenster rastlos umher. Während auf Erden Frieden und Stille der Natur herrschte und nur matte Luftzüge durch die halbentlaubten Bäume säuselten, schien in den oberen Luftschichten große Aufregung zu herrschen. Lange starrte ich in die zerrissenen, schwerfällig vorüberjagenden Wolkenmassen wie in einen Spiegel meines Innern. . . .

Noch ein Mal zog das gepreßte Herz alle Register seiner Qualen auf, und wilde Stürme der unbefriedigten Leidenschaft durchstürmten dasselbe. Sie kam also wieder und mit ihm! — Sollte ich sie erwarten, um ihr Glück zu sehen, das mich vernichtete — sollte ich fliehen? Sollte ich fliehen und ihnen den Raum freigeben, den ich ihnen doch nicht bestreiten konnte, nicht bestreiten durfte, ohne ihnen den Anblick meiner Enttäuschung zu gönnen?

Nein, keine Flucht, ehe sie kamen! Das mußte zu Gedanken und Vermuthungen Veranlassung geben, die zur Entdeckung der Wahrheit führen konnten. Nein, ich wollte weder beklagt noch verlacht werden. Ich wollte bleiben. Noch ein Mal wollte ich sie wiedersehen im strahlenden Brautglück, wollte auch ihn sehen, über den Alle, die ihn kannten, des Lobes so voll waren, wollte sehen, ob er ihrer würdig sei, und dann scheiden. Dann konnte und durfte ich unbeargwohnt gehen, denn schon zu lange Zeit hatte ich um des Onkels willen in Steinitz mit Nichtsthun verbracht. Die Pflicht rief mich, und Niemand konnte sich wundern, wenn ich mich beeilte abzureisen — aber sehen mußte ich sie erst und den Eindruck ihres Glückes als Trost mir mit davontragen. . . .

In drei Tagen, meinte der Onkel, würden sie kommen. Drei Tage sind eine lange Zeit, wenn man wartet, das spürte ich am Onkel noch viel mehr als an mir selbst. Es waren drei unfreundliche, feuchtkalte Nebeltage. Der Onkel betrachtete den Himmel oft und lange mit besorgtem Blick.

„Der Nordost gefällt mir nicht," sagte er am dritten Tage Morgens, „und mir däucht,

er wird immer stärker. Ich wollte, sie wären herein oder kämen wenigstens bald. Man sieht draußen so wenig, aber der Leuchtthurm, dessen Licht an solchen Tagen auch Tags über brennt, leuchtet ihnen ja auf ihrem Wege. Wenn es diesem Nordost gelingt, die Nebel wegzusetzen, so fürchte ich, gibt es Sturm."

„Sturm!" rief ich entsetzt und mag dabei wohl geisterbleich geworden sein, aber ein Blick auf des Onkels Gesicht belehrte mich, daß er nicht minder besorgt war. Mich erpackte eine furchtbare Angst, das seit Jahren Gewünschte nun in dem Augenblicke losbrechen zu sehen, da das mir theuerste Wesen seiner Wuth preisgegeben war — feierlich nahm ich alle jene frevelnden Wünsche, ein Mal einen ordentlichen Sturm zu sehen, zurück — aber des Onkels Gesicht wurde dabei immer trüber und besorgter, und meine Angst steigerte sich, denn ich wußte wohl, er kannte das Wetter hier seit mehr als zwanzig Jahren und täuschte sich selten über seine Anzeichen. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Landtagsskizzen.

(Fortsetzung.)

Gleich hinter Herrn Umbscheiden, ganz am linken Flügel der hintersten Bankreihe, sitzt ein Mann, dessen Gesicht, Bart und Figur Jedermann an das Porträt Robert Blum's erinnert: eine kurze, gedrungene, etwas schiefgebogene Gestalt, der massive Kopf fast ohne Hals dicht auf dem Rumpfe aufliegend. Immer in lebhafter Bewegung theilt er seinen Nachbarn Bemerkungen mit, wirft er ungeduldig von einer Stellung sich in die andere, entwickelt er selbst im stillen Zuhören ein vielsagendes Mienenspiel. Es ist Dr. Völk, ohne Zweifel der bedeutendste Redner der Kammer, vielleicht auch der der bayerischen Gerichtssäle. Wenn er das Wort nimmt — und bekanntlich nimmt er es nicht selten — horcht Alles im Saale auf im Bewußtsein, daß neue Gedanken und diese in musterhafter Form werden gebracht werden. In der That erregt oft schon die Gewandtheit und der Fleiß Bewunderung, mit welchen Völk Dinge sich angeeignet hat und mit welchen er dann sie bespricht, die ihm naturgemäß sehr ferne liegen müssen; wenn er aber in großen Fragen sich ergeht, wenn er über Politik spricht oder die Maßregeln der Staatsregierung kritisirt, wird auch der Gegner die Höhe seiner Standpunkte und die Kunst, sie zu vertheidigen, anerkennen müssen. Das Characteristische an seinen Reden ist das Feuer des Vortrags; wi gut sie auch noch sein mögen, nachgeschrieben oder gedruckt, weil er, wie kein Anderer, sie — auch die extemporirten — dramatisch zu ordnen und zu steigern weiß, so ist der Eindruck doch nicht mehr der mächtige, welchen das gesprochene Wort hervorbringt. Völk's Organ ist nicht sehr wohlklingend, es hat etwas Scharfes, Kreischendes; seine Aussprache klingt an's Schwäbische, wenn er das „Minischterium" apostrophirt; seine Gesten, das einförmige Auf- und Abschlagen mit der rechten Hand, mögen recht unschön sein, doch ist jeder Zuhörer von der Wucht dieser Erscheinung alsbald befangen und folgt mit immer wachsendem Interesse dem Redner bis an's Ende. Und noch Eins zeichnet ihn aus; er mag stundenlang über einen Gegenstand gesprochen und ihn noch so gründlich erschöpft haben, so darf man sicher sein, daß er doch die letzte Patrone noch nicht verschossen hat, daß er stets bereit ist, mit noch einem schlagenden Argument hervorzutreten. Das ist ein Parteimann im besten Sinne des Worts: entschieden, feurig, schlagfertig — mögen die anderen Parteien ihm Ebenbürtige entgegenstellen!"

Vor Dr. Völk, eine Bank tiefer, sitzt Herr Crämer von Doos, dessen früher so schmächtige Gestalt in den letzten Jahren an Rundung wesentlich gewonnen hat. Auch der Backenbart um das freundliche Gesicht ist voller geworden, und es harmonirt die jetzige äußere Erscheinung recht wohl mit dem Avancement vom Werkführer zum Fabrikanten, welches die amtlichen Mitgliederverzeichnisse ihm ertheilen. Das Bieder-Bürgerliche, das in dieser äußeren Erscheinung sich ausdrückt, charakterisirt Crämer auch als Redner. Er ist nicht schwungvoll, er begeistert nicht, und jede Phrase ist ihm fremd. Aber in seiner einfachen, ruhigen Darlegung prägt sich die seltene Ehrlichkeit und Festigkeit seiner Gesinnung und Ueberzeugung und die Schärfe eines natürlichen klaren Verstandes aus. Gerade die Trockenheit und Schmucklosigkeit seines Vortrags und die Derbheit, mit der er den

Kern der Sache anpackt, ohne viel Umstände zu machen, verleiht ihm sein Gewicht. — Die zuletzt genannten Abgeordneten gehören bekanntlich der „Linken“ an, ihre Plätze sind auch in der That auf der linken Seite des Hauses, und in ihrer Nähe sitzen noch viele ihrer Gesinnungsgenossen: Prof. v. Hofmann von Erlangen, Bürgermeister Fischer von Augsburg, der reiche Weinbergbesitzer Jordan aus der Pfalz und Andere. Das Haupt der Partei aber muß man gegenüber, auf den Bänken der rechten Seite suchen, wo die Conservativen die Mehrzahl bilden und die Ministerialräthe Weis und Nar, der Regierungsrath Moret und der Pfarrer Reger, die Bürgermeister Steinsdorf von München und Doppelhammer von Tölz beieinandersitzen. Bei ihnen und in ihrer vordersten Reihe findet man Dr. Marquard Barth aus Kaufbeuren.

(Schluß folgt)

Gemeinnütziges.

(Mittel, die Zähne rein zu erhalten.) Für Kinder benutzt man am zweckmäßigsten Magnesia als Zahnpulver. Für Erwachsene leistet rein gestoßene Lindenkohle mit etwas China vorzügliche Dienste; desgleichen ein Zahnwasser folgender Zubereitung: Pulversirte Holzkohle wird in einer eisernen Pfa ne bis zum Glühen erhitzt und noch heiß in reines Wasser geschüttet, welches sofort in eine Flasche gefüllt und verkorkt wird. Jeden Morgen nimmt man davon in den Mund und reibt die Zähne mit dem Bürstchen ab, was alle Unreinigung beseitigt.

Um den Weinstein von den Zähnen zu entfernen, reibt man diese blos täglich mit der in guten Weinessig getauchten Bürste. Der Weinstein verschwindet bald, und um seine Rückkehr zu verhindern, benützt man nachher ein Zahn-Pulver aus Kohle und Ratanhiatinctur. Man hüte sich aber vor allen angepriesenen Säuren, welche die Zähne rasch weiß machen und bald ganz zerstören. Wer überhaupt seine Zähne lange gesund und schön erhalten will, halte den Mund möglichst rein, spüle ihn oft aus, entferne wenigstens jeden Abend alle zurückgebliebenen Speisereste, hüte sich vor allzu raschem Temperaturwechsel in Speisen und Getränken, sch rfen Säuren, allzu vielen Süßigkeiten und zu harten Körpern. Darin besteht das ganze große Geheimmittel, das aber darum nicht weniger werthvoll ist, weil es einfach ist und nicht von Quacksalbern angepriesen wird.

Ein sehr zweckmäßiger Zusatz zum Spül- oder Mundwasser ist:

Spir. Gallicis unc. ij.
Spir. Melissae unc. j.

Lebensphilosophie.

Glücklicherweise kann der Mensch nur einen gewissen Grad des Unglücks fassen; was darüber hinausgeht, vernichtet ihn, oder läßt ihn gleichgiltig. Es gibt Lagen, in denen Furcht und Hoffnung Eins werden, sich einander wechselseitig aufheben und in eine dunkle Fühllosigkeit verlieren.

Den Leuten, die im gewöhnlichen Leben geschliffen genannt zu werden pflegen, traue nimmer allzuviel, denn beim Schleifen ist oft das Beste mit weggegangen.

Verschiedenes.

(Der Spazierstock.) Ein alter Herr beschuldigte seinen Diener, ihm seinen Stock gestohlen zu haben. Der Diener betheuerte seine Unschuld. — „Aber,“ entgegnete der Herr ärgerlich, „allein fortgelaufen ist der Stock doch ganz gewiß nicht.“ — „Wer weiß es?“ antwortete der Diener. „Es war ja ein Spazierstock.“

Führer: „Hier sehen Sie den Kamm des Gebirges, dort den Spiegel des Sees!“ — Tourist: „Aber wo ist denn die Bürste? Die gehört doch auch mit zur Toilette.“

Auflösung des Räthsels in Nro. 17:
Glockenstuhl.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 19. Mittwoch, den 13. Februar **1867.**

Das Geheimniß des Pavillons.

Eine Strandgeschichte von Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

Langsam schlich die Zeit dahin, ohne große Veränderungen zu bringen. Die Nebel blieben so dick, daß die Gewalt des Tages sie nicht einmal überwältigen konnte — ein trüber, blutiger Schein deutete an, wo das Licht des Leuchtthurms sich wie ein warnender Finger erhob.

Der Onkel schritt voll Unruhe bald im Zimmer auf und nieder, bald blickte er forschend durch das Fenster und beobachtete Himmel und Luftströmung. Endlich nahm er sein Nachtfernrohr und eilte mit demselben in den Pavillon, mich meiner Sorge überlassend.

Der Tag verging, ohne große Veränderung zu bringen. Gegen Abend verzogen sich die Nebel etwas und ließen einen stark bewölkten Himmel erkennen. Der Wind wehte scharf. Der Onkel kehrte zur Abendzeit aus dem Pavillon zurück, trüb und sorgenvoll wegen der Nacht. Er hatte kein Schiff gesehen, und doch mußte dasselbe seiner Berechnung nach in der Nähe des Felscaps angelangt sein.

„Sie könnten herein, wenn sie heran wären", sagte er, „noch weht ihnen der Wind günstig und ist zum Landen nicht zu stark, aber die Nacht — die Nacht . . ."

„Glaubst du, daß es Sturm gibt, Onkel?" frug ich ihn.

„So weit ich Wind und Wetter kenne — ja!" erwiderte er. „Aber sie werden es draußen auch bemerken und sich vom Felscap fern halten. Auf offener See hat ein Sturm nichts so Bedenkliches."

Ich war ermüdet und legte mich nieder. Nach Mitternacht weckte mich der Onkel. Er brauchte mir nicht zu sagen, was es gäbe, denn eben erhellte ein Blitz mit bläulichem Licht das Gemach — der Donner rollte furchtbar hinterher, und darüber hinaus hörte ich das Pfeifen und Heulen des Sturms.

Wir eilten hinaus an den Strand, wo schon die Leute aus der Oekonomie sich gesammelt hatten. Draußen herrschte eine furchtbare Nacht, aus welcher das Sturmgetöse gespensterhaft drang. Das Licht des Leuchtthurms schimmerte matt herüber, und von Zeit zu Zeit erhellte ein funkelnder Blitz das düstere Chaos und ließ es mit unheimlichem Licht übergossen in seiner ganzen Furchtbarkeit erscheinen.

Die Macht des Wetters steigerte sich von Viertelstunde zu Viertelstunde, und man hatte Mühe, sich vor der Gewalt des Sturmes aufrecht zu erhalten. Trotzdem vermehrte sich die Zahl der Menschen immer mehr, die es einmal gewohnt sind, das stürmende Meer an seinem Bette zu belauschen.

Plötzlich hörte ich den angstvollen Ruf: „ein Schiff!" und dieses Wort traf mich und den Onkel blitzgleich. „Wo denn?" riefen wir erschrocken und folgten dem weisenden Arme eines alten Schiffers, der schon lange mit scharfen Augen das nächtige Schauspiel wie einen alten Bekannten beobachtet hatte. Der Onkel schob mit zitternden Händen sein Nachtfernrohr auseinander und richtete es in die Ferne hinaus. Lange blickte er angestrengt durch das vermittelnde Glas — ich sah, wie seine Gestalt bebte — die Hand mit dem Glase sank herab, und die bleichen Lippen stießen den Schreckensruf hervor:

„Es ist ein Schooner — sie sind es — und sie sind verloren." —

Der alte Schiffer hatte des Onkels Glas ergriffen und beobachtete durch dasselbe.

„Sie ahnen die Gefahr," sagte er, „sie wollen ab von der Brandung, aber sie kennen die Wasserstraße nicht. Sie wollen um das Cap herum und hierheran, doch dabei packt sie die Brandung. Hinaus müssen sie, mit voller Kraft hinaus und vor dem Sturme laviren. O hätten sie mich als Lootsen draußen, sie würden gerettet . . ."

Dieses Wort hatte ich gehört, ich wie der Onkel. Er nahm sein Glas und rannte in den Pavillon, dessen Thür er hinter sich zuschlug. —

Der Sturm in mir tobte furchtbarer, als der draußen, — in meinem Kopf hämmerte es, als wollte das kreisende Gehirn seine Schale zersprengen.

„Ist es nicht möglich, von hier aus hinauszukommen?" frug ich voll Entsetzen und, in der Angst um Meta, selbst im Stande, noch Andere in das furchtbare Verderben zu treiben.

„Möglich wie Eins gegen Hundert ist es", erwiderte der alte Schiffer ernst, „wenn es gelänge, so wär's ein Wunder Gottes."

„So unternehmt es, alter Mann," rief ich, „versucht die Fahrt um Gottes willen — es gilt so viele Menschenleben retten."

„Oder das eigene verlieren — und das ist das Wahrscheinliche."

„Ich wage das meinige mit Euch, mein junges und Euer altes Leben, alter Mann, Gott wird barmherzig sein! . . ."

Der Alte sah mich überrascht und groß an — einen Augenblick überlegte er noch, mich forschend anblickend, während meine Augen angstvoll an seinen Lippen hingen — dann reichte er mir die harte, schwielige Hand und rief:

„Mein altes Leben und Euer junges, Herr, wir wagen es und wollen es tapfer vertheidigen. Wagt es Einer von Euch mit uns?" rief er rief er den umstehenden Schiffern zu; „nein, dann vorwärts! Hält es ein Boot aus, so ist es das meinige, und thut es ein Arm, so ist es der des alten Jochen Rudow." . . .

Und er nahm mich bei der Hand und riß mich vorwärts, durch die Sturmnacht, nach dem Strand hinunter, wo sein Boot heraufgezogen lag. Mit dem Gischt der tobenden Wasser überstürzt, schoben wir es von seinem geschützten Standpunkt, um es flott zu machen. Das Heulen des Sturmes und Rollen des Donners begleitete unsere Arbeit, während die fast ununterbrochen zuckenden Blitze, die den Himmel weit aufrissen, wie einen gähnenden Schlund, die Beleuchtung gaben. . . .

Endlich waren wir bereit — da tönte es vom Pavillon herab so angsterfüllt und voll Entsetzen, daß es die Macht des Orkans übertäubte:

„Mein Sohn, mein Sohn, zurück! Ihr rettet sie nicht mehr, sondern stürzt euch in das eigene Verderben! . . ."

„Vorwärts in Gottes Namen, junger Mann! Jetzt hängen Menschenleben an Secunden!" rief mein Begleiter, und: „Vorwärts!" erwiderte ich mit der Ruhe des Verzweifelns, und das Boot schwankte in das Chaos hinaus, das rings um uns raublustig sich emporbäumte, um Boot und Führer zu verschlingen.

„Mein Sohn! mein Sohn!" hörte ich es durch des Onkels Sprachrohr noch einige Mal den Orkan übertönen.

Das Boot flog vorwärts — ich befand mich in einem unbeschreiblichen Zustande. Alle Lebensnerven waren in mir zum Zerspringen angespannt, und doch blieb ich eifrig ruhig und gestand mir kaltblütig, daß ich mit ihr untergehen wollte, wenn sie nicht gerettet werden konnte. . . .

Der alte Jochen regierte sein Fahrzeug mit wunderbarer Gewalt.

„Haltet das Steuer fest! — um Gottes Willen fest, sonst sind wir verloren!" schrie er mir zu, während er am Segel beschäftigt war, und ich hielt es krampfhaft, bis seine kundige Hand mich erlöste. Pfeilschnell flog das Boot dahin, um uns tobten alle Schrecken der Hölle — aber mit sicherem Blick beobachtete Jochen, wenn uns eine der haushohen Wogen auf ihrem Rücken emportrug, die Richtung unserer Fahrt.

Die bangen Minuten wurden mir zu Jahrhunderten. Mehrmals schwebten wir in der höchsten Gefahr. — „Befehlt dem Himmel Eure Seele!" hörte ich Jochen rufen — da schnellten uns die Wogen empor auf schwindelnde Höhe — aber scharf schneidend drang das gute Boot vorwärts, mit Windesschnelle vor dem Sturme herfliegend. . . .

Ich weiß die Einzelheiten der Schreckensreise nicht mehr zu erzählen — nur das weiß ich noch, daß ich nach endloser Fahrt durch die grausenvolle Nacht Menschenstimmen hörte, daß

Jochen mir zurief, das Seil vom Schiffe aufzufangen, daß ich es krampfhaft um unsern Mast schlang — und, ich weiß nicht wie, an dem wildschwankenden Schiffe emporklomm.... In demselben Augenblicke, da ich das Deck betrat, traf mich ein schwerer Schlag und meine Sinne schwanden.... (Schluß folgt.)

Landtagsskizzen.

(Schluß.)

In dem bekannten, durch Photographie vielverbreiteten Bilde, welches die Porträts der Linken in einer hübsch arrangirten Gruppe darstellt (warum greifen die andern Parteien nicht ebenfalls zu solchen Mitteln, ihren Freunden sich persönlich näher zu bringen und nebenbei sich populär zu machen?), sitzt Marquard Barth, den Scheitel mit einem schwarzen Sammtkäppchen bedeckt, recht wie ein Nestor und Großvater unter seinen Jüngern und Enkeln. Die Photographie thut ihm aber Unrecht: er ist gar nicht so gebrechlich, als er da aussieht, und auch das ihn entstellende Sammtkäpplein trägt er nur daheim oder im Freundeskreise, in der Kammer producirt er ungenirt seine Glatze mit all den Vorzügen und Belästigungen, die sie für ihn hat. Barth ist ein sehr magerer Mann, mittlerer Größe, mit einem Gesicht, das Intelligenz und zugleich ungemein viel Wohlwollen ausdrückt: ich meine, Crämer von Doos, wenn er 20 Jahre älter und in dieser Zeit dünner statt dicker geworden sein sollte, müßte ihm dann recht ähnlich sehen. Barth's Gang und Bewegungen sind kräftig und zeugen von Energie, sie strafen direct das erwähnte Bild Lügen, auf dem er wie ein müder Greis erscheint. Seine Rede ist wohlklingend, deutlich und auch nach ihrem Inhalt wohlverständlich, ausgezeichnet durch Ruhe und vollendete Klarheit. Diese Eigenschaften zieren in demselben Maße auch den Vortrag des Dr. Weis, welchem überdies ein volleres Organ zu Gebote steht. Beide haben auch gemeinsam den scharfen Ueberblick und das Talent, Verwickelungen zu lösen; jeder von ihnen hat schon öfter, wenn eine Verhandlung zu zerfahren und confus zu werden drohte, die Sache mit Darlegung ihrer Elemente wieder in's Geleise gebracht. Die äußere Erscheinung von Weis anfangend, ist an ihr Alles rund: von den kreisförmigen goldumrahmten Brillengläsern und dem unter dem vollen Kinn zu einem Zirkel sich bildenden röthlichen Backenbart bis herab zu dem stattlichen Bauch Alles rund und sehr vollkommen, das gerade Widerspiel zu dem Nachbar, welcher jezuweilen neben ihm sich niederläßt, an dem Alles lang, hager und dürr erscheint. Es ist der Abgeordnete für Forchheim, Herr v. Bomhard, der vom Ministerfauteuil auf die Deputirtenbank hervorkommt, wenn er es angemessen findet, bei Abstimmungen sein Votum mitabzugeben. Auch der Handelsminister v. Schlör besitzt ein Mandat als Abgeordneter, doch hat er noch nicht Gelegenheit genommen, auf seinen frühern Platz, dem Ministertisch gegenüber, neben Crämer von Doos, zurückzukehren. Herr Schlör, ein verhältnißmäßig noch junger Mann, gehört doch zu den Veteranen der Kammer, an deren Verhandlungen er besonders in volkswirthschaftlichen Fragen stets hervorragenden Antheil genommen hat. Er spricht sehr gut und klar, doch wird er leicht weitschweifig und beeinträchtigt dadurch die Wirkung seiner Rede. In der Mitte der rechten Langseite, in der hintersten Reihe sitzt Dr. Ruland, der mannhafte, unerschrockene Kämpe für seine Ueberzeugungen, noch mehr als für diese, für seine Gefühle. Man darf Ruland nur ansehen, ein Mal ihn sprechen hören, um zu erkennen, daß er mit ganzem Herzen bei seiner Sache ist, ja, daß das Herz manch Mal mit dem Kopf davonrennt. Als der selige Lassaulx noch an seiner Seite saß, war Ruland wohl etwas gemäßigter, und damals rechnete er vielleicht auch besser; jetzt wird er schon ungestüm, wenn er schweigend einem Redner zuhören muß, dessen Ansichten ihm zuwider sind (und er hört alle, auch die langweiligen, mit gewissenhaftem Eifer an, obschon auch der beste auf ihn keinen Einfluß übt), er wirft sich von einer Seite auf die andere, die Ader schwillt auf seiner Stirn, plötzlich springt er auf und winkt dem Präsidenten, er wolle sprechen. Kommt er dann zu Wort, so steht er auf, spreizt den Arm rückwärts auf die Lehne der Bank und ficht für jene Ansichten und Grundsätze, mit denen er häufig so mutterseelenallein bleibt, aber verficht sie mit einer Treue und einem Muth,

die auch seinen heftigsten Gegnern hohe Achtung abnöthigen, und er spricht mit einer Hingebung und Wärme, die erkennen lassen: dieser Mann kann eben nicht anders. Er kommt in die Sitzung mit seiner festen Ueberzeugung, für sie wird er stimmen, und mag vorgehen, was da will, Nichts wird ihn irre machen. Das ist nicht der Fall bei Herrn Föckerer, dem biedern Gastwirth aus Vilshofen, der „im Namen der Niederbayern," oder „damit auch von bürgerlicher oder bäuerlicher Seite die Frage beleuchtet werde," gar gerne das Wort ergreift und überdies das Amt verwaltet, bei erheblichen Anläßen den Antrag auf namentliche Abstimmung stellen zu müssen. Föckerer verfolgt ebenfalls aufmerksamer als viele seiner Collegen den Gang der Debatten; auch er ist, wie Ruland, mehr Gemüths- als Verstandsmensch; aber er ist nicht so hartgesotten, wie dieser, er hat schon öfter bekannt, daß er sich habe belehren und bekehren lassen. Er spricht sehr laut, dabei ziemlich fließend, und es geht selten ohne treffende Bemerkungen oder wenigstens ohne ein ganz gut angebrachtes Späßchen ab. Er gehört zu den zahlreichen Kahlköpfen, die in der Kammer sitzen, hat ein frisches, rüstiges Aussehen, trägt sich sehr modern, so daß das „bäuerliche" Element, mit dem er ein Bischen kokettirt, gar nicht sichtbar wird, und sitzt im entferntesten Kreise des Saals auf der Höhe des Hufeisens.

Thränen.

Die Thränen, die der Frühling weint
Im frischen Morgenglühen,
Sie zaubern überall hervor
Ein sonnig helles Blühen.

Ein neues Leben reget sich,
Wenn seine Zähren fließen;
Und da, wo eine Thräne fällt,
Muß eine Ros' ersprießen.

Doch anders, wenn der Winter weint
In düst'rem Nebelgrauen,
Er zaubert keine Blum' hervor,
Das ist kein duftig Thauen.

Die Thränen, die aus seinem Aug'
Hinab zur Erde streben,
In Leichentücher hüllen sie
Und Schnee und Eis das Leben.

Verschiedenes.

(Naturwissenschaftliche Erklärung.) Unlängst kam ein Dienstmädchen in die Kanzlei des Teschener Telegraphen-Amtes, um eine Depesche aufzugeben. Die Magd überreichte die Depesche versiegelt dem Beamten mit der Bitte, dieselbe in unerbrochenem Zustande an den Adressaten zu befördern, indem außer dem Letzteren Niemand ein Sterbenswörtchen von Dem erfahren dürfe, was darin stehe. Das Mädchen war außerordentlich verwundert, als der Beamte erklärte, daß die Beförderung einer versiegelten Depesche auf telegraphischem Wege zu den absoluten Unmöglichkeiten gehöre. Die Wunder des Telegraphen sind überhaupt vielen biederen Landleuten noch immer ein unbegreifliches Räthsel, das sie meistens nur in der Vorstellung eines Glockenzuges in großartigem Maßstabe auflösen können. Neu ist folgende Erklärung: „Denke dir," sagte ein Bauer zu dem anderen, dem er über die unbegreifliche Schnelligkeit des Telegraphen Aufschluß geben sollte, „eine ungeheure Katze, welche so groß und lang ist, daß sie den Kopf in deinem Dorfe, den Schweif aber in meinem Dorfe hat. Wenn ich die Katze in meinem Dorfe nun in den Schweif zwicke, wird gewiß in demselben Augenblicke der Kopf schon in deinem Dorfe miauen. Da hast du den Telegraphen."

(Die Probepredigt.) Ein Candidat hielt eine Probepredigt, entwickelte aber dabei ein so erbärmliches Sprachorgan, daß ihn kein Mensch verstehen konnte. — „Glauben Sie," fragte einer seiner Zuhörer den andern, daß dieser junge Mann vor den übrigen Bewerbern vorgezogen wird?" — „Nein, das glaube ich nicht, denn er wird alle Stimmen gegen sich haben, sogar seine eigene."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 20. Freitag, den 15. Februar **1867.**

Das Geheimniß des Pavillons.

Eine Strandgeschichte von Julius Mühlfeld.

(Schluß.)

VIII.

Als ich die Augen wieder aufschlug, gewahrte ich, daß lichter Sonnenschein herrschte, und vernahm Meta's sanfte Stimme. Wie lieblich klang sie mir, wie hold! — War das vielleicht schon Engels-Sphärenklang und weilten wir, dem Irdischen entrückt, in unerforschten Hallen der Ewigkeit? —

Ich regte mich nicht, doch ich verstand jetzt die Worte. Meta sagte:

„Der gute Mensch, und um mich zu retten, that er es, hat er das eigene Leben auf das Spiel gesetzt! O, wie soll ich ihm danken, wie kann ich es!"

„Eure Liebe, Fräulein, wird ihm der schönste Lohn sein. Ich weiß es längst, daß Ihr ihm Alles seid, doch zweifelt er daran, daß auch Ihr ihm Eure Neigung schenken würdet. Ich habe das Alles längst gewußt."

Das war des alten Philipp's Stimme, ich erkannte sie wohl, und gleich darauf vernahm ich wieder Meta's holde Töne:

„Du kennst mich besser, Philipp, weißt, wie lieb ich ihn habe. Und wäre es nicht von jeher schon so gewesen, ich würde es jetzt gelernt haben, wo ich ihn hochherzig sah, das eigene Leben wagen, um Menschenleben zu erretten. Doch meine Seele ist voll Angst und Sorge um ihn — der Schlag war furchtbar! — und wie lange liegt er nun schon besinnungslos — o, in diesen Stunden der Angst und Qual erkenne ich erst voll, was du alter Mann schon lange wissen wolltest, daß ich ihn mehr als mein Leben liebe. Ich will auch nicht leben, wenn er stirbt um meinetwillen."

Jetzt erst wurde mir allmälig meine Lage klar. Mein Kopf war schwer und brannte. Ein Verband preßte ihn zusammen — langsam kam mir das Erinnern an die letzten Augenblicke meines Bewußtseins wieder — der Schlag, den ich beim Betreten des Schiffes empfing, er mußte mich verwundet haben. . . . Doch wo war ich nur? —

Vergeblich versuchte ich mich emporzurichten, mein Kopf war zu schwer — so rief ich leise Meta's Namen

Ein Ausruf des Entzückens war ihre Antwort.

„Er lebt, Philipp, er lebt, er hat mich erkannt!" jubelte sie und eilte zu mir und blickte mir mit so offenem Entzücken in die Augen, daß ich nicht mehr zweifeln durfte, vorher nicht geträumt zu haben.

„Wo bin ich denn?" frug ich leise, denn die Umgebung war mir fremd und ich erinnerte mich keines bekannten Zimmers, in welchem sich ein so schwerer, hoher Rahmen mit reichem Goldschnitzwerk befunden hätte, wie dieser, der mir gerade gegenüber, mit einem schwarzen Vorhang verdeckt, hing.

„Ihr seid in Steinitz, Junker," erwiderte Philipp mit freudestrahlendem Gesicht, „im Pavillon, und dort kommt eben der Herr Onkel . . ."

„Er lebt!" hörte ich des Onkels Stimme, „und ist bei Bewußtsein! O dann, Gott sei gedankt, denn deine Gnade hat mich überwunden und versöhnt! du hast mir altem Manne heute wiedergegeben, was du dem jungen in deiner Weisheit genommen hättest!" —

Ich verstand den Sinn von dieser Rede nicht, aber des Onkels Entzücken verstand ich, und wenn ich nun einem um den andern der guten Menschen, die mich liebend umgaben, in die Augen blickte, dann war es mir, als ob vor

ihrem Strahlen schwere Eisesdecken in meinem Herzen brächen und schmölzen, als ob der liebliche Knabe Mai erschienen sei, das reiche Füllhorn mit Frühlingspracht in den segnenden Händen, und sie ausstreuend, wo gestern noch hoffnungslose Winternacht geherrscht hatte.

Ich durfte mich nicht rühren, auch nicht sprechen, und ich blieb gern so regungslos liegen, blos mit den Augen die entzückende Liebe trinkend, die alle Augen plötzlich für mich sprachen. . . .

Aus den Erzählungen erfuhr ich nun, was geschehen war. Als ich mit dem alten Jochen Rudow auf dem Schooner anlangte, der in Verzweiflung mit dem Orkane kämpfte, hatte der Sturm eine Raae abgerissen, die, in die Wogen stürzend, mich am Rande des Schiffes streifte und darniederschlug. Ich wurde besinnungslos in die Kajüte getragen. Unterdessen hatte Jochen Rudow das Lootsenamt übernommen und stand am Steuer. Seine Erfahrung und der Umstand, daß des Orkans Wuth sich mit dem Gewitter brach, rettete das Fahrzeug. Am andern Tage gegen Mittag landeten wir bei Steinitz, ich noch immer besinnungslos und in einem Zustande, der wenig Hoffnung bot.

Der Onkel umarmte die Geretteten und den Retter, dann aber stürzte er voll tiefen Schmerzes neben mir nieder und versuchte vergeblich eine Spur neuen Lebens in mir zu entdecken. Auf seine Anordnung durfte ich nicht noch weiter getragen werden — er selbst öffnete den geheimnißvollen Pavillon und ließ in diesem mich betten. Nach dem Arzte war bereits gesandt worden; er erschien, legte einen neuen Verband an — und endlich, nachdem ich bereits seit Stunden in Sicherheit geruht hatte, überwand die Lebenskraft in mir die harte Erschütterung und regte sich wieder.

Am meisten bis in das Tiefste des Innern entzückt erschien der Onkel darüber, der, als er mich auf dem Boote in das Meer hinaus, dem von ihm bereits aufgegebenen Schiffe zuschwanken sah, Beide, Meta und mich, verloren gegeben und in dumpfer Verzweiflung fast sich selbst vernichtet hatte.

„So habe ich euch nun Beide wieder!" rief er, als sie um mein Lager saßen, und eine Thräne zitterte in seinen Augen; „Gottes Gnade hat euch Beide wunderbar gerettet, und niemals wieder will ich gegen seine Hand murren. Dieser Pavillon, der fünfundzwanzig Jahre lang nur meinen Schmerz gesehen und Klagen und Murren über die Grausamkeit des Schicksals gehört hat, er soll sich der Freude, dem Leben wieder öffnen und sein düsteres Geheimniß untergehen in der Versöhnung. Es sind jetzt gerade fünfundzwanzig Jahre vergangen. Damals erlebte ich hier auch solch' eine Sturmnacht in Steinitz und stand mit einer zitternden alten Frau an diesem Pavillonfenster. Diese alte Frau wußte ihren Mann und ihr einziges Töchterchen draußen in dem Orkan, und das Schiff, welches sie von einer Reise zurückbrachte, wurde gesehen, wie wir es gestern draußen kämpfen sahen. Vergeblich bot die arme Frau den Lootsen Summen über Summen, daß sie hinausfahren möchten, sie wollten das eigene Leben nicht an so hoffnungslose Rettungsversuche wagen. Hier am Fenster standen wir verzweifelnd. O, die Situationen von gestern und damals waren sich nur zu ähnlich, und ich empfand das gestern als die Strafe für mein Grollen gegen das Geschick. Gottes Gnade hat es anders gefügt. Damals mußten die alte Frau und ich das Schiff elendiglich zu Grunde gehen sehen — sie verlor Gatten und Tochter und ich die heißgeliebte Braut. Laßt mich schweigen über meinen rasenden Schmerz, über den Jammer der alten Frau, der sie bald in die Grube brachte. Ich war bei ihr geblieben und wurde der Erbe dieser Besitzung, die ich niemals wieder verlassen habe. In diesem Pavillon, in welchem ich die furchtbarsten Stunden meines Lebens zugebracht, habe ich fünfundzwanzig Jahre lang mit dem Geschick gegrollt und mein verlornes Lebensglück betrauert. . . . Philipp hat meine Frida gekannt, er weiß, was für einen Engel ich in ihr verloren hatte. . . ."

Philipp nickte bestätigend und sagte:

„Wie Fräulein Meta, so lieb und gut und auch so schön, wie sie."

„Wenn ich dann recht in Qual zerflossen war, dann zog ich diesen Vorhang weg und betete an vor einem Engelbilde."

Der Onkel hatte den schwarzen Vorhang von dem mir gegenüberhängenden Rahmen weggezogen und enthüllte ein Mädchenbild von so holder Lieblichkeit, wie ich noch niemals etwas Aehnliches gesehen hatte. Zart und

duftig wie eine Elfe, mit den blauen Augen schelmisch um sich blickend, die Lippen lächelnd, im leichten, die lieblichste Gestalt wolkig umfließenden Gewande — mit verschlungenen Armen frische Blumen haltend, zu denen sie sich, wie um den Duft zu athmen, leise neigte, stand sie da, uns zur offenen Bewunderung hinreißend.

Philipp weinte, als er nach so langen Jahren seine junge Herrin wieder sah — der Onkel blickte mit tiefer Rührung in die lieben Züge.

„Sie kann nicht zürnen, daß Der Vorhang sich nicht wieder schließt — Frida war im Leben schon ein Engel und jetzt wird sie segnend aus verklärten Höhen niederschauen und sich mit uns freuen, daß Der, den sie hier so innig geliebt hat, noch ein Mal glücklich geworden ist."

„Und wo bleibt Emile, warum fehlt er in diesem Kreise?" frug ich, mich eben seiner erinnernd und voll plötzlichen Mißtrauens.

„Er ist in Kopenhagen geblieben, mein Freund, und glücklich wie wir. Im Scheiden schon schmückte ich noch das blonde Haar seiner Braut mit blühenden Myrthen," erwiderte Meta.

„Emile — verheirathet und glücklich — und auch Sie sind glücklich, Meta?" frug ich langsam und voll Staunen.

„Unbeschreiblich, mein Freund, da Sie uns erhalten sind. Emile war bereits Bräutigam, als er nach Steinitz kam, um mich zum kranken Onkel abzurufen, und seine liebliche Braut wurde mir eine Schwester. . . ."

Ich erwiderte Nichts darauf und blieb still. Bald siegte die Mattigkeit über mein stilles Nachdenken, und der Schlaf nahm mich in seine liebenden und kräftigenden Arme. . . .

* * *

Noch mehrere Tage mußte ich im Pavillon bleiben und mich pflegen lassen. Gern weilten meine Augen auf dem unbeschreiblich lieblichen Geheimniß des Pavillons, das wie lebend mir aus seinem Rahmen entgegenlächelte — aber noch lieber eilten sie dann zu dem liebevoll zu mir niederblickenden Gesicht meiner treuen Pflegerin, die nicht von meiner Seite wich, und wenn ich ihre zarte Hand ergriff und an meine brennenden Lippen zog, so fühlte ich Himmelsbeseligung einziehen in mein hochklopfendes Herz. . . .

An Meta's Arme verließ ich fast ganz genesen den Pavillon, um wieder in das Schloß überzusiedeln; an ihrem Arme habe ich ihn seitdem unzählige Male betreten, und auch der Onkel hat seine Vorliebe für denselben noch immer nicht aufgegeben. . . .

Wenn die Kinder zu laut durch das Haus toben und die Mutter über Störung schilt, dann zieht sich der Onkel mit ihnen in den Pavillon zurück, und dort dürfen sie treiben, was sie wollen.

Und die Kinder sind gern dort, sie lieben das Bild der schönen Frida — wie wir es lieben. Unsere Liebe für das holde, längst gestorbene Wesen, welches einst seines Lebens Glück und Stern war, macht den Onkel glücklich und stimmt ihn immer wunderbar mild und weich, doch nicht mehr traurig. Allein hat er den Pavillon nie wieder besucht — sein Geheimniß blieb vergessen; — aber oftmals an schönen Nachmittagen, wenn die Sonne das Meer mit Gold und Purpur färbt und Schiffe mit stolz gebauschten Segeln Schwänen gleich um das gefährliche Felscap steuern, umfaßt der Pavillon eine ganze glückliche Familie, die sich an solchem wunderbaren Anblick ergötzt und erhebt.

Ueber Lebensversicherungsbanken.

Die Zeit liegt nicht ferne hinter uns, da man in Deutschland nur auf dem weiten Wege der Einigung in den materiellen Interessen auch zur nationalen Einheit gelangen zu können hoffen durfte. Diese freilich zunächst aus einer Art von politischer Resignation entsprungenen Anschauungnn sind durch die Ereignisse des letzten Jahres überholt und nicht bloß dies — vielmehr haben sich in Folge der neuesten politischen Gestaltungen solch patriotische Hoffnungen von ehedem in Befürchtungen ganz entgegengesetzter Natur verwandelt — hängt ja doch seither über dem Zollverein, der größten That jenes nationalen Drangs, das Damoklesschwert der ½jährigen Kündigung! Aber wenn die Geschichte das Paradoxe nur insoweit liebt, um durch ihren weiteren Verlauf zu zeigen, daß trotz aller scheinbaren Widersprüche und

Negationen der Genius einer ihrer Aufgabe bewußten Nation sich nie untreu werden und auf die Dauer vom rechten Wege abspringen kann, so wird man es vor Allem eben diesen aus früherer Zeit stammenden, bei dem Gewicht und der Masse der dabei betheiligten Interessen zuletzt doch den Ausschlag gebenden materiellen Bindemitteln zu verdanken haben, wenn die augenblickliche Zwei- und Dreitheilung Deutschlands nur ein kurzes Uebergangsstadium zur politischen und wirthschaftlichen Einheit bildet. Denn daß bei der jetzigen Trennung Handel und Industrie fortwährend bedroht sind, liegt wie ein Alp auf Allen — aber auch die nachtheilige Rückwirkung auf andere verwandte Gebiete, wie auf das Versicherungswesen, das in dem letzten Decennium einen nie geahnten Aufschwung genommen, könnte nimmermehr ausbleiben. Millionen sind im Norden und Süden durch eine große Anzahl von Versicherungsanstalten gegenseitig assecurirt. Auch Württemberg liefert dazu sein Contingent, und wenn schon mehrere inländische Versicherungs- und Creditinstitute ausschließlich schwäbische geblieben sind, so wurden doch andere von einem universelleren Streben geleitet und ist unter diesen in erster Linie die Lebensversicherungs- und Ersparnißbank in Stuttgart zu nennen.

Diese bekanntlich auf voller Gegenseitigkeit beruhende und unter Staatsaufsicht stehende Lebensversicherungs-Anstalt wurde im Jahre 1854 unter für ein solches Unternehmen eben nicht günstigen Zeitverhältnissen von einer Anzahl patriotischer Männer in's Leben gerufen. Ohne alles angetretene Vermögen konnte sie schon pr. Ende December 1855 einen schönen Ueberschuß in den Sicherheitsfonds legen und ihren ersten Rechenschaftsbericht mit einer Dividende von 43% inauguriren. Dem glücklichen Beginn entsprachen die weitern Ergebnisse, und wenn auch das Mortalitätsverhältniß nicht immer ein gleich günstiges war, so blieb doch die Zahl der Sterbefälle hinter der erwartungsmäßigen Sterblichkeit stets wesentlich zurück, so daß sich ult. December 1865 eine Durchschnitts-Dividende von $40\frac{1}{2}$ % ergab. Dabei darf nicht übersehen werden, daß die Versicherten (Banktheilhaber) diese hohen Dividenden, wodurch die Prämien um ca. $\frac{2}{5}$ *) ermäßigt werden, den äußerst mäßigen Verwaltungskosten mitzuverdanken haben. Dieselben verminderten sich mit der größeren Ausdehnung der Anstalt immer mehr und betragen pro 1865 nur $4\frac{3}{10}$ % der Jahres-Einnahme für die Lebensversicherten, so daß der Stuttgarter Bank der Ruhm, die billigst verwaltete Bank unter allen deutschen Lebensversicherungs-Gesellschaften zu sein, nicht versagt werden kann. Man darf diese Sparsamkeit der Bank als ein um so größeres Verdienst aufrechnen, als bekanntlich einzelne Gesellschaften — nur um ihren Geschäftsbetrieb in forcirter Weise auszudehnen — ihren Verwaltungskosten-Conto durch unzulässig hohe Provisionen an die Agenten 2c. 2c. unverhältnißmäßig belasten müssen — (wie z. B. die Germania, bei der mehr als 30% der Jahres-Einnahme allein für die Verwaltung absorbirt werden) — und die so nicht mehr im Stande sind, das erforderliche Deckungs-Capital zurückzulegen und in Folge davon zu Rechnungs-Manipulationen greifen, welche sich mit den Regeln der Wissenschaft und der Tactik einer soliden Lebensversicherungs-Anstalt schwer vereinbaren lassen.

Daß aber auch ohne Anwendung solch verwerflicher Mittel einer Anstalt, die im wohlbegründeten Rufe der Solidität und der äußersten Billigkeit steht, ein stetiger Zugang gesichert ist, sehen wir an der Stuttgarter Bank. Es sind seit ihrem Bestande eingegangen an Lebensversicherungs-Anträgen, incl. Alters- und Renten-Anträgen: 13,771 mit fl. 25 379,907. In Kraft stehen: Policen 10,453 mit fl. 18,349,950. — Auch im Jahre 1866 sind trotz des Kriegs und des großen Geldmangels 1613 Anträge mit fl. 3,106,427 Versicherungs-Capital eingekommen. (Fortsetzung folgt.)

*) Nach einer uns vorliegenden Tabelle stellen sich bei der Stuttgarter Bank die Prämien bis zu 30% billiger als bei der Concurrenz.

Verschiedenes.

(Berechtigte Anfrage.) Schreibt man im Spanischen Deputirter oder Depertirter.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 21. Sonntag, den 18. Februar 1867.

Ehre der Arbeit.

Ehre der Arbeit des Kopfes, der Hände,
Wo sie mit Eifer sich tummelt und regt!
Wo ist das Mißgeschick, das nicht verschwände,
Wird sie mit freudigem Herzen gepflegt?

Ehre den Männern und Ehre den Frauen,
Welche mit frommem, begeistertem Muth
Darbenden Waisen Behausungen bauen,
Retten Bedrängte aus stürmischer Fluth.

Achtung den Männern, die offen und bieder
Wahrheit bekennen mit Mund und mit Hand;
Ernstlich erwägen das Für und das Wider,
Bieder im Herzen und klar im Verstand;

Heiligen Pflichten mit Wärme genügen,
Handelnd und duldend in Würde besteh'n,
Nimmer der Lüge sich biegen und fügen,
Heuchlerisch nimmer die Augen verdreh'n!

Ehre dem Geiste, dem Wissen und Schaffen,
Das durch die Brandung sich rüstig bewegt!
Muthige Segler, ihr sollt nicht erschlaffen,
Wenn auch im Sturme die Woge sich regt;

Sollt nicht verzagen und dürfet nicht wanken,
Thürmen wie Berge sich Arbeit und Müh'n;
Aber in Demuth verehret die Schranken,
Hebt nicht die Wünsche der Seele zu kühn.

Ist nicht ein Jeder berufen auf Erden,
Wucher zu treiben mit himmlischem Pfund?
Ehret die Arbeit und scheut nicht Beschwerden,
Schaffet mit Händen und Herzen und Mund.

Ehret die Arbeit! sie würzet das Leben,
Kräftigt den Körper und adelt den Geist.
Seh't, wie die Saaten sich golden erheben,
Und wie der Himmel euch Segen verheißt!

Johanna Gray.

Vor dem Intendanten der Hofbühne stand an einem regnerischen Herbsttage ein junger schlanker Mann von sehr unansehnlichem Aeußern. Sein Rock war fadenscheinig, fast durchsichtig, und die übrige Kleidung höchst mangelhaft. Das lange Haar hing ihm wirr um die Stirn, unter welcher zwei große, düster blickende Augen lagen, und in das bleiche Gesicht hatte das Elend tiefe Furchen gegraben.

„Ich habe Ihr Stück gelesen, Herr Burghardt," sagte jetzt der Intendant, „allein ich bedauere, daß ich es Ihnen zurückgeben muß. Ein gewisses Talent ist darin nicht zu verkennen, doch muß es erst durch tiefes Studium sich entwickeln und reifen. Jeder Unbefangene wird zugestehen, daß Ihr Drama an nicht unbedeutenden Fehlern krankt. Die Charaktere sind im Allgemeinen zu schroff und unnatürlich gehalten und erinnern, wie auch die Form, stark an Shakespeare, der wohl zum Vorbilde dienen mag, aber nicht geflissentlich nachgeahmt werden darf . . ."

„Ich danke Ihnen, Herr Intendant," unterbrach ihn der Angeredete mit Bitterkeit, „und ersuche Sie nur, die Mühe zu verzeihen, die ich Ihnen mit meiner Tragödie verursachte. Ich hätte es wohl endlich glauben können, daß ich nur ein erbärmliches Machwerk geschaffen."

Damit verneigte er sich tief und ging. Langsamen Schrittes und in sich versunken erreichte er seine Wohnung. Sie bildete einen scharfen Gegensatz zu dem eleganten Zimmer, welches er soeben verlassen. Es war eine elende Dachkammer, der es fast an Allem gebrach.

„Das war der letzte Versuch," rief er in dumpfer Verzweiflung aus und schleuderte das Manuscript in eine Ecke.

„Auf dieses Werk hatte ich meine stolzesten Hoffnungen gebaut, und nun? — Wie Vielen bot ich es an, Bühnen und Verlegern, aber Niemand wollte davon etwas wissen. Spott und Hohn wurden mir zu Theil. — O Elise, früh verklärte Geliebte dort oben in reinen Sphären, Dein Bild malte ich in dieser „Johanna Gray," so gib du mir Kraft und Muth. — Doch warum klage ich? Habe ich meinen Gram, meine Noth nicht selbst verschuldet? Warum war ich auch der Thor, mich von wahnsinnigen Träumen aus dem Gebiete des Realen auf die Bahn der Kunst leiten zu lassen, die im Elend ihr Ziel hat? Hätte ich die mahnenden Stimmen gehört, die mich umklangen, es stände jetzt anders mit mir." —

Ohnmächtig sank er auf den morschen Sessel, und der Regen, der ungehindert durch die schadhafte Decke eindrang, wusch ihm die Thränen von den Wangen, die schwer und langsam darüber rollten.

Ein Jahr war vergangen. Ein unfreundlicher Herbstabend senkte sich über die große süddeutsche Metropole herab. Es war die Stunde des Theaters. „Johanna Gray von T. A. Burghardt" sollte gegeben werden. Niemand kannte das Stück, Niemand den Verfasser, und doch strömten Massen nach dem Schauspielhause. Es war eben ein trüber Abend, und den pflegen die Meisten im Theater hinzubringen. Welches Stück zur Aufführung kommt, ist oft ganz gleichgültig, ja Viele kümmern sich erst darum, wenn sie bereits ihre Plätze eingenommen haben.

Diese Umstände waren es wohl, welche die Räume heute ungewöhnlich gefüllt hatten. Welchem glücklichen Zufall aber verdankte das Stück wohl seine Aufführung? —

Der Vorhang ging auf, es begann. Aber was war es doch? — Schon die ersten Scenen wirkten durch die Pracht ihrer Composition und Sprache wunderbar auf das Publikum. Mit sichtbarer Spannung folgte man den Vorgängen auf dem Theater, und ein gewaltiger Applaus erscholl, als der erste Act zu Ende war. — Und der zweite nahm seinen Anfang, und ihm folgte unter steigendem Jubel des Hauses der dritte, vierte und endlich der letzte. Das also war die arme, verkannte, mißhandelte „Johanna Gray!" —

Ein mächtiger Sturm erschütterte das Haus; schon zwei Mal hatten die Darsteller für die allgemeine Bewunderung gedankt, aber der Jubel wollte nicht enden. Laut rief man den Dichter und verlangte ihn zu sehen. Und endlich hebt sich der Vorhang abermals, der Regisseur erscheint im Frack und spricht die erschütternden Worte:

„Meine Damen und Herren! Der Dichter der „Johanna Gray" weilt nicht mehr unter den Lebenden. Er starb vor einem Jahre den — Hungertod." —

Todtenstille über dem Hause; hier und dort wehende Tücher vor thränenden Augen, dann leeren sich die Räume geräuschlos.

Wer zufällig einmal den Berliner Armenkirchhof besucht, der gehe nicht achtlos an dem Grabe vorüber, dessen Holzkreuz den Namen „Burghardt" trägt, sondern weihe dem talentvollen, unglücklichen Dichter ein kurzes Gedenken.

Ueber Lebensversicherungsbanken.

(Fortsetzung.)

Die Betheiligung der Kaufleute und Fabrikanten, sowie der Gewerbsleute im Allgemeinen steigert sich alljährlich, und immer mehr wird es diesen Kreisen einleuchtend, daß man mit der Lebensversicherung seine Familie am wirksamsten gegen die Verarmung schützt, daß sie das Handwerk zum rüstigen Schaffen belebt und dem kaufmännischen Betriebscapitale eine solide, auch nicht durch den Tod zu alterirende Grundlage verleiht.

Für Sterbefälle hat die Bank bis jetzt 869,597 fl. bezahlt. Der Bankfonds betrug pro Ende Decbr. 1865 2,135,566 fl. 3 kr.

Die Gelder werden gegen pupillarische Sicherheit ausgeliehen.

Das, daß mit der Bank ein Capitalisten-Verein verbunden ist, weist ihr zugleich eine hervorragende Stelle unter den Geld- und Credit-Instituten an und ist sie andererseits eben durch die fortlaufenden Einnahmen aus der Lebensversicherung in der Lage, größere Anlehen und insbesondere auf Annuitäten abzuschließen. Wohl würden sich bei der immer noch fortdauernden Geld-Calamität die Klagen über

die Schwierigkeit, Anlehen aufzunehmen, noch weit umfassender geäußert haben, hätte die Bank nicht wenigstens theilweise die starke Geldnachfrage befriedigen können.

Es ist nicht unsere Absicht, uns über die theoretischen Unterlagen und die Garantieen eines Lebensversicherungs-Instituts zu verbreiten und nur andeuten wollen wir, daß in dieser Beziehung eine gute technische Fundirung das erste Erforderniß ist. Wenn sodann seitens der Actiengesellschaften das Gewährleistungs-(Begründungs)-Capital als weitere Sicherheit betont wird, so steht noch viel mehr fest, daß ein technisch falsch fundirtes Lebensversicherungs-Institut auch beim größten Actiencapital seinem sicheren Untergang entgegengeht. Dieses Gewährleistungs-Capital der Actiengesellschaften repräsentirt bei den Gegenseitigkeits-Instituten der Sicherheitsfonds, der dadurch gebildet wird, daß jeder Versicherte (Banktheilhaber) sich verbindlich macht, in den ersten (5) Jahren seinen Antheil am Ueberschuß (Dividende) im Sicherheitsfonds liegen zu lassen, damit in dem äußersten Fall, wenn die Einnahmen (vereinnahmten Prämien 2c., — von denen vor Allem das rechnungsmäßige Deckungs-Capital zurückzulegen ist —) nicht zur Deckung der Ausgaben (Sterbefälle, Verwaltungskosten 2c.) hinreichen sollten, dann aus diesem Fonds der mangelnde Betrag ergänzt werden kann. Es leuchtet ein, daß bei dieser Einrichtung eine ganz andere Garantie gegeben ist, als bei dem Gewährleistungs-Capital der Actiengesellschaften, von dem in der Regel kaum 10% einbezahlt sind, während die übrigen 90% einzubringen bei den Vermögensverhältnissen vieler der Actionäre sich geradezu als unmöglich herausstellen dürfte. Auch ist die Nachschußverbindlichkeit bei den Gegenseitigkeits-Instituten rein formeller Natur und hat in Wirklichkeit nichts auf sich, wie sie denn auch selbst bei den ungünstigsten Verhältnissen noch nie praktisch geworden ist. Die Actionäre (bei Actiengesellschaften) sind die Eigenthümer des Instituts und beanspruchen auch für sich allein den Gewinn. Bei Gegenseitigkeits-Instituten ist dagegen jeder Versicherte Actionär und Miteigenthümer, der sämmtliche Gewinn kommt ungeschmälert den Versicherten zu, und steht hier Einer für Alle und Alle für Einen! —

Mit einer richtigen mathematischen Grundlage allein ist es aber auch noch nicht gethan — sollen die auf die Sterblichkeitstafel basirten Tarife nicht falsch gemacht und das Institut gefährdet werden, so muß mit aller Vorsicht bei Versicherungsabschlüssen verfahren werden. Die Sterblichkeitstafeln umfassen Kranke und Gesunde, aber eben darin, daß nur Gesunde versichert werden, liegt eine hohe Garantie. Denn erfahrungsmäßig sind auch bei den ärztlich untersuchten und als gesund recipirten Versicherten gute und schlechte Risikos in ähnlichem Verhältniß gemischt, wie Gesunde und Kranke in der ganzen Bevölkerung. —

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(Reinigungsmittel.) Fettige Rockkragen und überhaupt alle Wolltücher, die Fettflecken haben, werden in eine Tabaksabkochung (3 Loth Rauchtabak auf 1½ Maaß Wasser abgekocht) getaucht, mit einer festen Bürste abgebürstet und getrocknet, worauf das Tuch wieder rein und glänzend wird. Oft hilft auch statt des Tabaksabsudes das Eintauchen in starken Branntwein. — Schwarzen Crepp reinigt man in einer Mischung von lauem Wasser, Ochsengalle und Eigelb; Flecken, die durch Säuren entstanden sind, durch einige Tropfen Salmiakgeist; weißen Atlas mit feinstgestoßener Kreide, die mit weichem, warmem Brode leicht auf dem Stoffe gerieben wird. Gelb gewordene Wäsche wird wieder blank und weiß, wenn sie 14—20 Tage lang in Buttermilch eingeweicht und öfter darin umgerührt, dann ausgespült, etliche Tage an der Sonne gebleicht, mit Seife gewaschen und endlich getrocknet wird. Oel-, Wachs- und alle Fettflecken verschwinden, wenn man sie mit Eigelb bestreicht, ein Stück Leinwand darüber legt, Beides reibt und dieses öfter wiederholt. Wachsflecken reibt man zweckmäßig erst mit Terpentinöl, dann mit Weingeist. — Um Bänder und Flortücher zu waschen, nimmt man 4 Loth Honig, 4 Loth schwarze Seife und 6 Loth Weingeist, rührt dieses gut zusammen, bestreicht mittelst eines Schwämmchens damit den Stoff, spült ihn mit Wasser und überfährt ihn mit einem ganz

heißen Bügeleisen, worauf der Stoff wieder Glanz und Steife erhält. In das zweite Spülwasser kann man etwas Wohlriechendes thun, um den Geruch der schwarzen Seife zu tilgen. Dieses Mittel ist ganz vorzüglich. — Goldrahmen sind sehr leicht zu reinigen, wenn man eine Zwiebelschnitte in Weingeist taucht und damit die Vergoldung überfährt. Sie nimmt jeden Schmutz leicht weg. Waschschwämme reinigt man, indem man sie einen Tag in frisches Wasser legt und öfters gut ausdrückt, dann in ein säurehaltiges Wasser (Wasser mit etwas Salzsäure) oder Citronensaft etliche Stunden einweicht und darauf auswascht. — Haarbürsten werden mit Eigelb getränkt; dann läßt man sie ganz trocken werden, reibt sie aus und wascht sie mit siedendem Wasser. Die Bürste wird so rein und schön wie neu, und dieses Mittel ist um so werthvoller, als sonst Bürsten schwer zu reinigen sind und in unreinem Zustande die Kleider sehr verderben. — Alle Glasgefäße werden am zweckmäßigsten mit erbsengroßen Stückchen Steinkohle gereinigt, wodurch das Glas nicht im Geringsten verdorben wird. Glasgefäße und alle Küchengeschirre werden mit dem gewöhnlichen Mauerpfeffer gerieben und dann mit kaltem Wasser gut abgewaschen, wobei alle Unreinigkeit, Fettstoffe völlig weggehen und das Geschirr seinen Glanz wieder erhält. — Alle Gemüse sind am schnellsten von Ungeziefer gereinigt, wenn man sie wenige Minuten in Salzwasser legt.

Lebensphilosophie.

— Oft ist die Heiligkeit,
Womit sich kleine Seelen blähen,
Bloß Mangel an Gelegenheit,
Die Fehler Andrer zu begehen.

Jeder erste Schritt ist Alles,
Ist erst dieser fehl gethan,
Ach! so nimmt des ersten Falles
Sich dein Schutzgeist nicht mehr an.

Verschiedenes.

(Wie das Grab versöhnt.) Die Pariser Gerichts-Ztg. erzählt: Am letzten Allerheiligen-Fest trat eine junge in Trauer gekleidete Dame in ein Magazin und forderte einen Immortellenkranz mit dem Namen Emilie. Die Verkäuferin bedauerte, keinen mehr vorräthig zu haben, da sie den letzten soeben an einen Herrn verkauft hätte, der gleich wiederkommen wollte, ihn abzuholen. In demselben Augenblick trat der Erwähnte in den Laden und der Dame entgegen, die im Begriff war, fortzugehen. Sie warf einen Blick auf ihn und erblaßte; auch der Herr blieb betroffen stehen. Bald aber faßte er sich, ging auf die Dame zu und fragte: „Madame waren ohne Zweifel hier in derselben Absicht wie ich, um einen Kranz für ein Grab zu holen? Sollte es das Grab einer geliebten Tochter, Emilie, sein, so erlauben Sie wohl, daß ich Sie begleite; dieser Kranz ist für jenes Grab bestimmt, und wir werden zusammen dort beten." — „O ja . . . zusammen!" rief die Dame und warf sich weinend in die Arme ihres Gatten, von dem sie seit einem Jahre getrennt gelebt hatte. Darauf verließen Beide Arm in Arm das Magazin und fuhren zusammen nach dem Friedhofe.

Grabschrift.

Hier liegt der Windmüller Jackson,
Er lebte vom Winde mit Weib und Knaben;
Es leben sonst noch Viele davon,
Die eben keine Mühle haben.

Logogryph.

Durch meine beiden Ersten
Befestigt der Schiffer am Schiffe seine Taue,
Der Maurer das Gerüst am neuen Baue.
Der Anwalt hat dieselben oft zu lösen
Bei Klagen und verwickelten Processen.

Nimmst du mir meinen Kopf,
Muß sich derselben der Componist bedienen,
Will er sich durch seine Werke Lorbeeren verdienen.
Doch bekommt sie der Ehemann auch zu hören,
Sollte er später wie gewöhnlich nach Hause kehren.

M. B.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 22. Mittwoch, den 21. Februar 1867.

König Gustav III. und der letzte Stuart.

(Eine wahre Begebenheit nach den Berichten eines Zeitgenossen.)

In der Straße Via Maggio in Florenz, gegenüber dem Palaste Boboli, dessen Gärten im Ganzen, nehmen wir Garten, Stallungen und Hinter-Lande, die bezaubernden sind in einem Lande, das selbst nichts Anderes als ein bezaubernder Garten ist, findet oder fand man wenigstens vor fünfzehn Jahren ein schmales, hohes Haus, dessen düsteres Aeußere ein Gefühl einflößte, das beim Eintritt in die verfallene Wohnung nicht vermindert wurde.

Im December des Jahres 1783 saßen, drei Treppen hoch, in diesem Hause ein sechzigjähriger Mann und dessen etwas jüngere Frau. Ihre edlen, aber bleichen Züge waren gefurcht, weniger von der Zeit als von Kummer. Das Gemach, worin sie saßen, war eben so kalt, wenn nicht kälter, als die äußere Luft, und man konnte an ihren zitternden Gliedern deutlich sehen, wie sie von der Kälte litten.

„Was glaubst du, wird er antworten?“ fragte die alte Dame.

„Er kann nichts Anderes thun, als unser Verlangen erfüllen,“ antwortete ihr Mann.

„Mir ahnt gleichwohl, daß er es uns abschlagen wird.“

„Da müßte er doch wenigstens einen Grund dazu haben, und den findet er nicht.“

„Er hat die Macht, und da braucht man keinen Grund hier in Italien.“

„Ach ja, du hast Recht. Wie anders war es doch im alten England! Da sprach das Gesetz, und keine Macht war so groß, daß man das Eigenthum des Nächsten aus dessen Hand entwinden konnte.“

Der alte Mann hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als sich die Thür öffnete und ein Mann eintrat mit gepudertem Haar und steifem Kopfe, im Uebrigen in einer verblichenen, altmodischen Tracht, dessen dünnes und verschlissenes Gewebe ihn nur höchst unvollkommen gegen die Kälte schützte. Vorsichtig öffnete er die Thür, trat leise ein, machte eine tiefe Verbeugung und blieb dicht an der Thür stehen.

„Nun, alter William, was bringst du?“ sagte der alte Mann, nachdem er mit einem kurzen Nicken den ehrfurchtsvollen Gruß erwiedert hatte.

„Nichts, Euer Majestät,“ antwortete William.

„Was? Fandest du keinen Brief?“

„Nichts!“

„Gut! Verlaß' uns!“ sagte der mit dem höchsten irdischen Titel Bezeichnete, indem er seinem Diener winkte, der nach neuen unterthänigen Verbeugungen die Thür öffnete und sich entfernte.

„Wie unwürdig von Henry!“ bemerkte die alte Dame.

„Englands, Schottlands und Frankreichs König kann nun sein Brod erbetteln.“

„Nein, Carl, noch ist nicht alle Hoffnung verloren.“

„Ach ja, meine Liebe.“

„Wir reisen nach Rom. Bei einem persönlichen Zusammentreffen kann Henry uns unser Recht nicht verweigern.“

„Wir reisen nach Rom, sagst du? du meinst wohl: wir gehen zu Fuß nach Rom und erbetteln uns unterwegs unsere Bedürfnisse. Wir besitzen ja nicht einen einzigen Scudi, und der arme William hat in dem ganzen Jahr nicht mehr als zwei Dukaten von seinem Lohne erhalten.“

„Ja, du hast Recht,“ erwiederte die Exkönigin

mit leiser Stimme, in der sich die Verzweiflung deutlich ausdrückte. Das Gespräch stockte. Nach einem langen Schweigen sagte der alte Herr:

„Wir sitzen hier und frieren und hungern. Wir sind beide alt und gebrechlich. Es kann nicht lange währen, bis uns der Tod befreit, und auf unserem Staube wird Henry sich nicht weigern, William ein dürftiges Unterkommen zu schenken, bis er mit uns im Grabe vereint wird."

Während diese traurigen Worte mit erloschener Stimme gesprochen wurden, hörte man im äußeren Gemach ein ziemlich laut geführtes Gespräch.

William öffnete endlich auf seine gewöhnliche ceremoniöse Art die Thür und sagte:

„Ein Gentleman draußen, der sich Baron Armfelt nennt, fragt, ob Eure Majestäten einen Grafen von Haga empfangen wollen?"

„Ach, mein Gott!" rief die von Niemanden gekannte Königin aus, indem sie ihre Person und das Zimmer betrachtete.

„Da kommt unser Retter!" rief freudig Carl Stuart aus.*)

„Aber können wir wohl Seine Majestät in dem Zustande empfangen, in welchem wir uns befinden?"

„Können wir uns in einen anderen versetzen?" fragte der unglückliche Greis.

„Dieses öde Gemach und diese fadenscheinige Kleidung ist Alles, was dem letzten Stuart übrig geblieben," sagte schluchzend die Königin ohne Krone.

„Gustav III. ist groß und edel. Er wird nicht vergessen, daß auch das Unglück seine Majestät hat," antwortete Carl Stuart mit Zuversicht.

Darauf sprach er zu William:

„Wir sind bereit, den Grafen von Haga zu empfangen."

William entfernte sich und die beiden Eheleute setzten sich in Stand, den so unerwarteten hohen Besuch zu empfangen.

Die Königin saß in einem Lehnstuhle in dem innern Gemach, der eine Art von Thron vorstellen sollte, während Carl Stuart in das äußere Gemach trat, um in der Mitte desselben seinen Gast zu empfangen.

Wunderliche, bittere Gedanken kreuzten einander in Carl Stuarts Haupt während der Minuten, in welchen er stand und Schwedens König erwartete.

Endlich wurden die Doppelthüren aufgeschlagen und William rief mit lauter Stimme:

„Graf von Haga!"

Im Vorzimmer schimmerte es von einem Gewimmel von Uniformen und prachtvollen Kleidern. Die Säbel der Kammerhusaren klirrten und die Sporen klangen auf der Treppe.

Gustav hatte jedoch den feinen Takt, allein zu den gefallenen Majestäten einzutreten, deren Blick nicht verwundet werden sollte von dem Glanz einer Majestät, die noch wahrhaft war.

„Willkommen, mein Cousin!" rief Carl Stuart mit vieler Würde Gustav entgegen, erfaßte dessen Hand und führte ihn in das innere Gemach, wo seine Gemahlin wartete.

Gustavs rascher Blick hatte gleichwohl während dieser kurzen Wanderung durch das äußere Gemach bemerkt, daß dasselbe einen wackeligen Stuhl und ein überaus dürftiges Bett enthielt, und daß über der Thür nach dem inneren Gmache mit großen goldenen Buchstaben unter einer Krone stand: Carolus Tertius Angliae, Scotiae, Hiberniae et Franciae Rex.

(Fortsetzung folgt.)

*) Carl Stuart nannte sich in seiner späteren Lebenszeit Graf von Albanien. Man hat in Florenz noch mehrere eigenhändige Briefe an den Grafen von Albanien, unterzeichnet: Notre Cousin, Gustave, **Comte de Haga.**

Ueber Lebensversicherungsbanken.

(Schluß)

Die Stuttgarter Bank illustrirt in ihrem Gedeihen die Vorzüge des Gegenseitigkeits-Princips auf's Glücklichste — gegründet auf einer mathematischen Grundlage, die sich durchaus bewährt, — mit aller Vorsicht und Umsicht geleitet, gewährt sie ihren Mitgliedern nicht allein eine Sicherheit, die als absolute zu bezeichnen ist, sondern auch den Vortheil der billigsten Prämien.

Auf diese Garantieen hinzuweisen, wird nachgerade zur Pflicht gegenüber dem Gebahren einzelner Actiengesellschaften, das in seinen Folgen nur dazu führen kann, die Lebensversicherung überhaupt zu discreditiren und so mit dem Verlust der Sympathieen des Volks auch seinen Wohlstand zu gefährden. An die

schlimmen Erfahrungen, die man schon früher mit der „Caisse paternelle“ gemacht, wird man neuerdings erinnert durch die bitteren Klagen über die „Royale belge“, die aus dem benachbarten Baden herüberschallen, wo ihre glänzenden Versprechungen eine Masse Gläubige gefunden haben. Diese haben sich aber leider ganz und gar nicht verwirklicht, und die bitter enttäuschten Versicherten sollen es befremdlich finden, daß Alles so gekommen, da doch ein bekannter Rechtsgelehrter seinen Namen (— doch wohl nicht als Garant?! —) unter die vielversprechenden Prospecte der „Royale belge“ gesetzt habe. Dieses Mißtrauen wird nicht beseitigt, wenn man weiter eine eben jetzt viel Aufsehen erregende Broschüre über die neuerdings auch in Bayern concessionirte englische Gesellschaft „the Gresham“ liest. Es ist darin erzählt, daß eine französische Gesellschaft (Générale) von einem französischen Gerichtshof (in Reims) wegen verleumderischer Bezüchte gegen den „Gresham“ zu einer Geldstrafe verurtheilt wurde — soweit hätte die Sache natürlich Nichts auf sich, wenn nicht in einem weiter mitgetheilten, von der Administration des „Gresham“ an französische Agenten gerichteten vertraulichen Circulär Selbstbekenntnisse enthalten wären, die das erlassene gerichtliche Urtheil moralisch cassiren, ja unwillkürlich demselben etwas Ridicüles aufdrücken. Nebenbei erfährt man noch, daß die Actionäre dieser „ältesten, reichen und berühmten“ englischen Gesellschaft hauptsächlich Domestiken und Handwerker sind, daß von dem sehr mäßigen Grundcapital volle Frcs. 542,000 eingezahlt sind, und daß die Gesellschaft anstatt angeblicher 300 Jahre kaum 18 Jahre alt ist. Wenn der Verfasser der Broschüre auch noch ein beim „Gresham“ bereits vorhandenes Deficit aus dessen Selbstbekenntnissen folgern will, so sieht er hoffentlich zu schwarz. — Solche Aufklärungen mögen übrigens den wohlhabenden und intelligenten Industriellen Badens unerwartet kommen, denn nur durch ihre zahlreiche Betheiligung ward es dem „Gresham“ ermöglicht, das badische Land als seine deutsche Domäne anzusehen — die alte deutsche Unart, überall das Fremde vorzuziehen, verliert bei diesen Zuständen doch vollends alle Berechtigung, zumal wenn man das Gute und Solide im eigenen Lande haben kann.*) Denn man muß anerkennen, daß die deutschen Actiengesellschaften — mit nur wenigen Ausnahmen — sich von Schwindeleien bisher intact erhalten haben, und wenn wir auch dem Gegenseitigkeitsprincip an sich entschieden den Vorzug geben, so sind wir doch weit entfernt, den Verdiensten nicht gerecht zu werden, welche sich die Actiengesellschaften um Popularisirung und Ausbreitung des Versicherungswesens erworben haben und wozu sie sich durch ihre Beweglichkeit und größere Freiheit in Benützung der entsprechenden Mittel vorzugsweise eignen. Hat aber eine Actiengesellschaft stets auf ihrer Hut zu sein, daß der ihr von Haus inwohnende Speculationsgeist sie nicht auf gefährliche und unsolide Wege fortreißt, so mögen auch die Gegenseitigkeits Anstalten sich das „qui vult vitare Charybdin, incidit in Scyllam“ vorhalten, damit ihre Gewissenhaftigkeit nicht zur Pedanterie und Illiberalität, ihre Vorsicht nicht zur lähmenden Aengstlichkeit, ihre Sparsamkeit nicht zur Negirung der für die Fortentwicklung nöthigen Bedingungen und die ihnen eigene strengere Controle beim Geschäftsbetrieb nicht zur Schwerfälligkeit und einer bureaukratischen Behandlungsweise führe!

So weit wir an der Hand der alljährlich erscheinenden und jedem Versicherten zuzustellenden Rechenschaftsberichte der Stuttgarter Bank, die durch ihre allgemein verständliche und dabei in's Detail gehende Fassung, sowie durch ihre Durchsichtigkeit sich gegen andere Geschäftsberichte dieser Art sehr vortheilhaft abheben, einen Einblick in die Geschäftsgebahrung thun konnten, hat sie bis jetzt diese Klippen glücklich umgangen und wird man diesem gemeinnützigen Institute auch für die Zukunft nur das günstigste Horoskop stellen können. **Suum cuique!**

---

*) Daß mit dieser Vorliebe für nicht deutsche Versicherungsgesellschaften jährlich Hunderttausende dem eigenen Lande entzogen werden, hat auch volkswirthschaftlich gewiß seine großen Bedenken. Die Einrichtung bei der Stuttgarter Bank, wonach sie die ihr durch abgeschlossene Versicherungen aus einem Lande zufließenden Gelder auf Hypotheken wieder dahin abgibt, ist als eine nur rationelle zu bezeichnen und verleiht der Bank zugleich die Stellung eines einheimischen Instituts in allen denjenigen Ländern, auf welche sie ihren Geschäftsbetrieb ausgedehnt hat.

Lebensphilosophie.

Manches fürwahr ist noch zu verbessern in menschlichen Dingen,
Fange mit dir nur an, beſſ're vor Allem dich selbst.

Tröstet den Traurigen nicht und vergönnt ihm ruhige Thränen;
Freundliches Mitleid nur pflege des Kranken Gefühl!

Wie glücklich würde Mancher leben, wenn er sich um anderer Leute Sachen so wenig bekümmerte, als um seine eigenen.

Verschiedenes.

Ein englisches Wochenblatt enthält folgende Anekdote über die Logik eines „Narren:“ „Die Flinte über die Schulter, die Jagdtasche auf dem Rücken, ein Roß an der Hand führend und von zwei sehr schönen zusammengekoppelten Jagdhunden gefolgt, hielt ein Jäger vor dem Thore eines Irrenhauses in der Nähe von London stille. Einer der „Pensionäre“ desselben, der mit anderen Geisteskranken zu seiner Erholung gerade herausging, näherte sich ihm, und es entspann sich folgendes Gespräch: Der Wahnsinnige: „Sie haben hier ein schönes Pferd; wie viel ist es werth?“ — Der Jäger: „Es hat meinen Herrn 1500 Francs gekostet.“ — „Und die Flinte?“ — „Gewiß nicht weniger als 1750 Francs.“ — „Und diese beiden Hunde?“ — „Jeder ist mindestens 500 Francs werth.“ — „Was haben Sie in Ihrer Jagdtasche?“ — „Eine Schnepfe.“ — „Der Preis dieses Wildes ist?“ — „Jetzt, wenn ich nicht irre, 15 Francs.“ — „Wohlan, mein Freund, spornen Sie das Pferd und machen Sie sich mit ihm aus dem Staube; denn wenn unser Director vernimmt, daß ein vernünftiger Mensch 4250 Francs ausgibt, um einen Vogel zu tödten, den man für 15 Francs bekommen kann, so läßt er Sie gewiß statt meiner einsperren!“

Punch belustigt sich über die mikroskopischen Dimensionen, zu welchen die Damenhüte neuester Mode zusammenschwinden. Er zeichnet einen jungen Ehemann, der, die bitterste Verzweiflung im Angesichte, mit allen Zehnen in seinen Westetaschen herumsucht; neben ihm die holde Gattin, welche mit besorgter Miene fragt: „Hast du deine Uhr verloren, lieber Heinrich?“ Antwortet Heinrich: „Nein, nein, aber ich hatte dir einen neuen Hut gekauft und weiß nun nicht, wo ich ihn hingesteckt habe.“

(Wahre Rache an Feinden.) Xenokrates, ein würdiger Schüler des weisen Plato, wurde einst von einem boshaften Menschen mit vielen Schmähungen und Schimpfworten beladen. Seine Freunde riethen ihm, diesen Frevler bestrafen zu lassen. Aber Xenokrates war zu diesem Schritte nicht zu bewegen, sondern sagte: „Dieser Mensch hat nichts Anderes gelernt, ich aber habe gelernt, wie ich Schmähungen und Lästerungen ertragen soll.“

(Was ist die Liebe?) Endlich ist man dahinter gekommen, was die Liebe ist. Das neueste philosophische Werk eines Hegelianers offenbart es: „Die Liebe ist die Idealität der Realität eines Theils der Totalität des unendlichen Seins, verbunden mit der Capudität und Carnität zwischen Ich und Du, denn Ich und Du ist Er.“ Das ist die Liebe, liebe Leserin!

(Ein sonderbarer Hochzeitsbrauch.) In Plurau in der Bretagne herrscht bei Trauungen ein sonderbarer Gebrauch. Gleich nach der Ceremonie gibt der Bräutigam der Braut eine Ohrfeige mit den Worten: „So schmeckt's, wenn ich böse bin,“ und einen Kuß mit den Worten: „So schmeckt's, wenn ich gut bin.“

Der Possident eines Depossedirtenordens.

Was thu' ich jetzt mit diesem Orden,
Der mir für mein Verdienst geworden
Von ci-devant Serenissimus?
Ich heb' ihn auf — in Spiritus.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 21:
Knoten. Noten.

Redaction, Druck und Verlag von D Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 23. Freitag, den 22. Februar 1867.

König Gustav III. und der letzte Stuart.

(Eine wahre Begebenheit nach den Berichten eines Zeitgenossen.)

(Fortsetzung.)

Gustav III. war zu dieser Zeit siebenunddreißig Jahre alt, also in voller Kraft seines Alters und in voller Blüthe seiner Schönheit. Er trug ein hellblaues Gewand, reich mit Gold gestickt und geschmückt mit dem Seraphinen-Orden. Das Fesselnde in seinem Aeußern verschwand buchstäblich vor dem Fesselnden seines hohen und edlen Herzens, das so rasch und vollständig die beiden Unglücklichen und gerade deßhalb Mißtrauischen bestrickte, daß man nach einem halbstündigen Gespräche in dem kleinen Kreis von drei Lehnstühlen, welche man in dem inneren Gemach fand, bereits auf das Capitel der allertiefsten Familiengeheimnisse gekommen war.

„Eure verlorene Krone euch wiedergeben kann nur Gott allein," sagte Gustav mit der ihm eigenen Wärme und Lebendigkeit, „aber eure Tage gen Kummer sicherstellen, euch als Privatmann keine der Bequemlichkeiten vermissen zu lassen, die die Krone mitführt, das hätte für die Monarchen Europas eine heilige, gemeinsame Pflicht sein sollen. Ihr seid ja purpurgeboren und euch läßt man am Nothwendigsten Mangel leiden? — Das ist unwürdig!"

„Der Fehler," antwortete Stuart, „liegt weniger an meinen Brüdern, den Königen, als vielmehr an meinem leiblichen Bruder, dem Cardinal von York."

„Was soll das heißen, mein Cousin?" sagte Gustav mit blitzendem Auge.

„Als mein unglücklicher Vorfahr Jakob II.," antwortete Stuart, „den 23. April 1689 vom Throne meiner Väter verjagt wurde, flüchtete er nach Frankreich und nahm Diamanten und Edelsteine von bedeutendem Werthe mit, aber nur eine geringe Summe Geld. Dagegen hatten meine beiden Mumen, die Königinnen von England, Maria und Anna nach und nach unser Haus so beschenkt, daß, als mein Vater starb, dessen beide Erben, mein Bruder Henricus Benedictus und ich, ein Capital zu theilen hatten, welches jedem von uns ein jährliches Einkommen von 55,000 Livres sicherte. Als wir nach Italien zogen, übernahm mein Bruder Henricus es, diese Capitalien zu placiren. Die Edelsteine hatte er bereits zur Aufbewahrung in Händen. Henry stieg schnell in der Kirche bis zur höchsten Würde — dem Cardinalpurpur. Ich, als der älteste, behielt den Königstitel. Aber während mein Bruder sich Macht erwarb, gab meine Krone mir nicht einmal den Schimmer von Einfluß. Diese Macht begann mein Bruder damit, mir langsam den mir zukommenden Rentenbelauf zu schmälern. Meine Proteste nahm er an, ohne sie anzusehen, und nach einer ziemlich heftigen Scene zwischen uns hörte er gänzlich damit auf, mir Geld zu senden. Ich ward somit gezwungen, endlich meine Diener zu verabschieden, meinen Palast zu verkaufen, meine Pferde, meine Möbel, den Schmuck meiner Gemahlin und endlich auch ihre und meine Kleider. Des täglichen Brodes hatten wir bisher nicht entbehrt. Nun beginnt auch das uns zu bedrohen. Viele, die inständigsten Briefe blieben unbeantwortet und zuletzt, noch heute ward ich in der Erwartung getäuscht, eine kleine Unterstützung zu erhalten, um welche ich gebeten hatte."

Gustav III. erhob sich heftig, nahm Stuarts Hand, führte ihn an das Fenster und sagte: „Was seht Ihr dort, mein Cousin?"

„Den Palast Boboli mit seinen Gärten und dem Casino dei Cavalieri."

„Nun wohl, in einem Monate soll dieser Palast euer sein und ihr darin ein Haus führen, wie es mit eurer Würde übereinstimmt."

Stuart und seine Gemahlin schüttelten traurig und zweifelnd das Haupt.

„Morgen reise ich nach Rom. Indeß lebt wohl! Mein Minister soll euch täglich aufwarten. Ich selbst werde schreiben — oft, lebt wohl!"

Nach einem Abschied, nicht so ceremoniös, aber herzlicher als die Begrüßung, entfernte sich Gustav III. Der mit sechs schwarzen Pferden bespannte Wagen entfernte sich im Galopp. Er nahm den Weg aus der Via Maggio, von da nach der Promenade am Arnostrand über Porte della barrasa und den Piazza Maria novella, an Piazza di Dante vorbei nach dem Palazzo Puti.

Die schöne Stadt mit ihren hundertsechszig Statuen auf den öffentlichen Plätzen, der noch im Winterkleide liegende Arnofluß, die prachtvollen Paläste und die klassischen Kirchen — Nichts von Alledem, was sonst Gustav III. so sehr zu interessiren pflegte, konnte die Düsterkeit verscheuchen, welche nun auf seiner Stirn lag. Der König verblieb auf dem ganzen Wege stumm. Als er am Palazzo Pitti aus dem Wagen stieg, murmelte er Etwas, das Armfelt etwa so zu lauten schien:

„Hier soll ich bleiben. Aber wer kann es wissen, wie es meinen Nachkommen eines Tages gehen wird? Denk' an den letzten Wasa —"

Einige Tage darauf war ganz Rom in Bewegung, um den König von Schweden zu sehen, der in seinen Staaten den Katholiken freie Religionsübung gegeben und dessen Geist hier, wie allerorten, mehr Aufsehen als sein Rang erweckte, ebenso seine Toleranz gegen Andersdenkende.

Die Cardinäle beeilten sich, dem Grafen von Haga ihre Aufwartung zu machen. Als der Erste von Allen stellte sich der allmächtige Cardinal von York ein. Er ward mit jener fesselnden Artigkeit empfangen, welche wenig Könige, wenig Menschen in so hohem Grade besessen, wie Gustav III.

„A propos, mein lieber Cardinal," sagte der Graf von Haga im Laufe des Gespräches, „ich kann Euch einige liebe Grüße bringen."

„Alle Grüße," antwortete der Cardinal, „die mir von Eurer Majestät überbracht werden, sind meinem Herzen theuer."

„Denkt," fuhr Gustav fort, „wie willkommen sie Euch erst werden müssen, wenn Ihr erfahrt, daß sie von meinem Bruder kommen."

„Von Seiner Königlichen Hoheit dem Herzoge von Södermanland?" rief der Cardinal.

„Nein, von König Carl III. und dessen Gemahlin."

Der Cardinal wechselte die Farbe. Anfangs wollte er mit einem Lächeln den seinem Bruder verliehenen Königstitel aufnehmen, aber ein Blick auf Gustav benahm ihm alle Lust zu lachen.

„Mein Bruder?" stammelte der Cardinal.

„Ja, Euer Bruder als Mensch, — der meinige als König."

„Eure Majestät haben ihn gesehen?" fragte der Cardinal in äußerster Verlegenheit.

„Mehr als das, ich habe es sogar übernommen, einige Angelegenheiten ökonomischer Natur für ihn zu ordnen."

„Eure Majestät!" rief der Cardinal mit Verwunderung aus.

„Ja, ich selbst, — findet Ihr das so wunderbar?"

„Die tiefe Weisheit Eurer Majestät —"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Proceß nach der neuesten Mode.

Am 23. Januar fand vor dem Pariser Civil-Tribunal ein Proceß statt, der in doppelter Hinsicht interessant ist, da einestheils die vor die Schranken des Gerichtshofs Geladene die Herzogin von Persigny war, und andererseits so zu sagen officiell constatirt wird, welche ungeheuren Summen Geldes die Ballkleider der Pariser eleganten Damenwelt verschlingen. Solche Kleider, die bekanntlich nur ein Mal getragen werden „können", kosten mindestens 700—3000 Fr. und darüber. Man darf daher wohl fragen, wie es unsere eleganten Damen, deren Männer oft nicht viel mehr als das Gehalt haben, das sie vom Staate beziehen, es anfangen, um sich die für die vierzig Soireen, die sie ungefähr jeden Winter besuchen müssen, nothwendige Toilette anzuschaffen. Dazu kommt natürlich noch die

Stadt- und Sommer-Toilette, sowie der obligate Schmuck, der, wenn er selbst falsch ist, wie es sehr häufig vorkommt, doch jährlich Tausende von Franken in Anspruch nimmt. Das von Marcelin dirigirte illustrirte Wochenblatt: „La vie parisienne“, jedenfalls jetzt eines der geistreichsten Blätter der französischen Hauptstadt, erzählte vor einigen Wochen, wie eine Dame der fashionablen Welt, die, Dank eines Balcons, die intime Bekanntschaft eines „homme du monde“ machte, in einer süßen Schäferstunde einen indischen Cachemirshawl sich zu erküssen versuchte, und wie eine bekannte Schneiderin sich nicht scheute, zu einer hochgestellten Dame, die nicht wußte, wie sie ihre Rechnung bezahlen sollte, ganz treuherzig zu sagen: „Wenn man so schön ist, wie Sie, Frau Gräfin, so sollte man nie in Verlegenheit gerathen.“ Jedenfalls hat die Herzogin von Persigny, die am Ende reich genug ist, um allen ihren Launen fröhnen zu können, vielen ihrer Colleginnen einen argen Streich gespielt, denn da gewiß alle Männer nicht absichtlich blind sind, so müssen wohl manchem derselben die Augen geöffnet werden, so oft er einen Blick auf die Schneider-Rechnung wirft, wegen welcher die Herzogin vor Gericht geladen ist. Doch Mancher wird auch nichts Neues erfahren, da die Einen Nichts sehen wollen, weil sie ihrem Fortkommen zu schaden fürchten, und die Anderen sich ganz wohl dabei befinden, daß man ihrem Haushalte hülfreich unter die Arme greift. Das weibliche Geschlecht kann am Ende nicht allein der Vorwurf treffen; es ist fast zum Luxus gezwungen, denn es ist so Mode geworden, daß die Frauen immer von Denen gedrängt werden, unter denen ihre Männer stehen. Dieses gilt aber nicht allein von den hohen und höchsten Kreisen, sondern in den unteren Classen macht sich das nämliche System breit.

Doch kommen wir zur Schneider-Rechnung der Frau Herzogin zurück!

Der Kläger ist der bekannte Damenschneider Maugas, der sich hauptsächlich nur mit der Anfertigung von Hofkleidern und Mänteln beschäftigt. Er zählt, wie sein Advocat sagt, unter seinen Kunden „die Aristokratie von ganz Europa,“ und zwar „von der Prinzessin Dagmar an bis zur Herzogin von Persigny“ und tiefer herab. Der Advocat (es ist Grandmanche de Beaulieu, in der Uebersetzung wörtlich: „Groß-Aermel v. Schönort;“ wahrscheinlich wählte ihn der Schneider seines Namens halber) gibt Kenntniß von der Rechnung der Frau von Persigny; sie lautet:

Herr A. Maugas,
Hofkleider und Mäntel.

Der Frau Herzogin von Persigny geliefert:

Jan. 1866:	Kleid von weißem, mit Gold besetztem Taffetas, mit weißem Atlaß und reichen Spitzenkragen und Aermeln verziert	Fr. 800
Februar :	Ballkleid von kastanienbraunem, mit Silber durchwirktem Tüll, garnirt mit blauen und silbernen Schmetterlingen und mit Taffetas unterlegt	„ 1200
	Domino aus kastanienbraunem Taffetas 2c.	„ 350
März :	Schwarzseidenes Costume, mit Schmelz, Bändern 2c. verziert	„ 700
		Fr. 3050

Der Advocat Grandmanche de Beaulieu findet, daß, wenn man bedenkt, welche theuren Kleider Herr Maugas liefere, die Rechnung der Frau Herzogin nur eine Bagatelle sei; aus den Büchern des Herrn Schneidermeisters (er präsentirt dieselben den Richtern) könne man ersehen, daß das Haus Maugas Roben zu 3200, 3280, 3400, ja, selbst 7000 Franken liefere, welche letztere Summe ein Kleid der Prinzessin Dagmar von Dänemark gekostet habe. Er findet es daher „ganz unverschämt,“ daß man für die 3050 Franken, auf welche sich die Rechnung der Frau v. Persigny belaufe, nur 2500 Franken bezahlen wolle. Zugleich theilte der Advocat den Briefwechsel mit, den der Schneidermeister Maugas mit der Herzogin geführt hat. Letzterer tritt darin sehr hochmüthig auf und sagt, „da die Herzogin elegante Sachen verlangt habe, sie auch nicht auf den Preis sehen dürfe;“ zugleich droht er mit einem Proceß.

Der Advocat der Herzogin verlangt eine Expertise. Er findet es ganz ungeheuerlich, daß ein Schneidermeister einer der höchsten Damen des Kaiserreichs, der Erbin eines der größten Namen Frankreichs (Frau v. Persigny ist eine geb. Ney, Tochter des Fürsten de la Moskowa) gegenüber so ungebührlich aufzutreten wage, weil diese sich weigere, ihn über Gebühr zu bezahlen. In seinem Schreiben bemerkte der Schneidermeister, „daß, da die

Herzogin gesagt, man möge ihr das Eleganteste anfertigen, was es gäbe, und sie dabei den Preis nicht bestimmt habe, sie auch bezahlen müsse, was er (der Schneidermeister) verlange." Der Advocat der Herzogin sieht in diesem Passus die Absicht vorliegen, seine Clientin zu prellen oder, was dasselbe, ihr ganz nach Belieben den Arbeitslohn zu berechnen. Was den Ton betrifft, welchen Herr Maugas in seinen Briefen angeschlagen, so macht der Advocat der Frau v. Persigny, und wohl nicht mit Unrecht, darauf aufmerksam, daß er sich dadurch bei seiner fürstlichen Kundschaft sehr schaden werde, und jedenfalls würde er wohl besser gethan haben, 550 Franken von seinem Gewinne abzulassen, als die allgemeine Aufmerksamkeit in solcher Weise auf sein Thun und Treiben hinzulenken.

Das Civil-Tribunal entsprach übrigens dem Gesuch der Herzogin. Es ordnete an, daß eine Expertise stattfinde, und ernannte die Schneiderin Laferrière zur Sachverständigen. „Les loups ne se mangent pas entre eux." Die Rechnung der Herzogin wird deßhalb, wie man annimmt, nicht sehr beschnitten werden. Dabei fällt mir ein, daß, als eines Tages eine solche Expertin die Rechnung einer ihrer Colleginnen, die sich auf nahe an 300 Franken belief, prüfen sollte, sie herausfand, daß man „nur fünf Franken zu viel" berechnet hatte. Die Kosten der Expertise selbst betrugen allerdings zwanzig Franken.

Gemeinnütziges.

Chemiker C. Puscher hat im Nürnberger Gewerbevereine folgendes Recept einer guten Tinte vor anderen besonders empfohlen: Man kocht 10 Loth Blauholz mit der vierfachen Menge Wasser bis zur Hälfte ein und thut dasselbe mit der halben Menge des Wassers nochmals, mischt hierauf beide Abkochungen zusammen, fügt 2 Loth Chromalaun hinzu und kocht noch eine Viertelstunde, in welcher Zeit sich der letztere auch gelöst haben wird. Nach weiterem Zusatz von 1 Loth arabischem Gummi erhält man ca. 25 Loth einer tief veilchenblauen klaren Lösung, welche die gute Eigenschaft hat, daß sie gleich tiefschwarz schreibt. Löst man noch 1 Loth arabisches Gummi und 1/2 Loth Farinzucker oder Glycerin darin auf, so erzielt man eine vortreffliche Copirtinte.

Verschiedenes.

(Weggelaufenes Eisenbahngut.) Jemand wollte seinem Freunde durch die Uebersendung zweier Hasen eine Freude bereiten. Um das Maß der Ueberraschung voll zu machen, hatte er die Thiere lebend eingefangen, sie an einer Schnur befestigt und ihnen eine in Chloroform getränkte Leinwand noch um den Kopf gebunden, so daß die Gebrüder „Lampe," seiner Berechnung nach, im betäubten Zustande ankommen mußten. Sie wurden auf der Expedition in gewöhnlicher Weise behandelt und jedem derselben eine Frachtgut-Nummer auf den Pelz geklebt. Als auf der letzten Station einige Gegenstände abgeladen werden sollten, warf der Conducteur auch die beiden Hasen aus dem Waggon. Bei dieser Gelegenheit war die Kopfumhüllung des einen entfernt worden, und das Thier durch den heftigen Fall aus seiner Lethargie erwacht. Mit aller Kraftanstrengung sprang es feldeinwärts, seinen noch immer betäubten Kameraden mit sich schleppend, während der Conducteur, starr vor Entsetzen, ihnen nachsah und dann die Meldung machte, daß das Gepäck Nr. 107 und 108 davongelaufen sei. Am folgenden Tage erhielt der Berliner zu seiner nicht geringen Verwunderung das Begleitschreiben seines Freundes mit dem amtlichen Vermerk, daß die Direction wohl für abhanden gekommenes, nicht aber für fortgelaufenes Gepäck aufkomme.

Als man in einer Gesellschaft über Jemand, der sonst für einen der faulsten Menschen galt, dennoch aber viele und dickleibige Romane geschrieben, seine Verwunderung an den Tag legte, äußerte ein Witzbold: „Wahrscheinlich ist er, wenn er einmal anfängt zu schreiben, zu faul, die Feder wieder aus der Hand zu legen."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 24. Sonntag, den 24. Februar. **1867.**

Zeitfrage.

Ein Wesen, das auf Erden waltet,
Ist stets mir eine Räthselfrag',
Die dunkler stets sich mir gestaltet,
Je mehr ich sie zu lösen wag'.

Was will der Mensch mit seinem Ringen,
Der Sterbliche, des Staubes Sohn?
Was soll, was muß er hier vollbringen?
Und was wird endlich ihm zum Lohn?

Ein Räthsel ist der Mensch hienieden,
Wie Plato schon, der Weise, sprach:
In stetem Kampf und nie zufrieden;
Ein Wunsch folgt stets dem andern nach.

Denn ist, was er sich wünscht, gelungen:
Fortunens Huld im höchsten Maß,
So schleudert er, was er errungen,
Sogleich in's Danaidenfaß.

Sich zu erwerben Geld und Güter,
Stirbt dort ein Greis den Hungertod.
Den Mammon theilen lust'ge Brüder
Und lohnen ihm mit Hohn und Spott.

Der eine stürmet mit dem Segen
Auf Spiel, Bankett und Würfel los;
Der andre läßt in goldnen Regen
Ihn gleiten in Danaens Schoos.

Ach! Strömt denn nur für eine Metze,
Für Wohllust nur das edle Erz?
Birgt nicht das Gold viel höh're Schätze,
Viel rein're Freuden für das Herz?

Wie sehr ist die Natur beflissen,
Zu spenden, was den Sinn erfreut!
Wie reich die Kunst an Hochgenüssen,
Die dir Thaliens Tempel beut!

Und sieh das Leben, wie erhaben,
Wie reich, wie schön, wie hochbeglückt,
Wenn mit des Himmels schönsten Gaben
Die Tugend es und Weisheit schmückt!

Und liegt nicht auch das Buch der Zeiten
Mit Flammenschrift vor unserm Blick,
Des Weltgangs Plan und Zweck zu deuten,
Und zu beherrschen das Geschick?

Vom goldnen Strahl der Sonne trunken
Ertönte Memnon's sprödes Erz;*)
Doch weh! der Wahrheit Götterfunken
Drang noch in keines Menschen Herz.

Wohl gibt es Denker, gibt es Weisen,
Begabt mit gottentflammtem Muth,
Des Wahnes Fessel zu zerreißen,
Zu kämpfen für das höchste Gut.

Allein die geistesträge Menge
Liebt Mammon nur, Genuß und Ruh';
Der Bonzen Flitter und Gepränge
Läßt keinen Strahl des Himmels zu.

So ist's, so war's, so geht es weiter
Im Strome der gewaltigen Zeit.
Allein was wird dem edeln Streiter?
Ein Bahrtuch und — Vergessenheit.

Str.

---

*) Nach Philostrat bestanden die Memnonsäulen aus schwarzem Marmor.

König Gustav III. und der letzte Stuart.

(Eine wahre Begebenheit nach den Berichten eines Zeitgenossen.)

(Fortsetzung.)

„Um ihm eine Probe dieser tiefen Weisheit zu geben, habe ich unserem Bruder gerathen,

ein gewisses Capital von Rom nach Florenz übertragen zu lassen."

„Ein Capital —"

„Ja, welches nach meiner Berechnung mit den verfallenen, unbezahlten Renten eine Million viermalhunderttausend Livres ausmacht, ohne gewisse Diamanten, Rubinen, Smaragde und Saphire."

„Ich kann wahrhaftig nicht."

„Erlaubt, daß ich Euch mit einer Bitte unterbreche, mit der, daß Ihr, Herr Cardinal, diese Summe an Baron Armfelt ausbezahlen und die Edelsteine an ihn abliefern wollt. Baron Armfelt hat bereits unseres Bruders Quittung in Händen."

„Euer Majestät," antwortete der Cardinal mit feierlicher Stimme, „ich bin Priester. Alles, was ich besitze, gehört nicht mir, sondern meiner Kirche. Ich kann folglich durchaus keine Auszahlung leisten, am allerwenigsten die einer so großen Summe, ohne die besondere Bewilligung Seiner Heiligkeit des Papstes."

„Gut, Herr Cardinal, so schafft diese zur Stelle."

„Die wird schwer zu erwirken sein und es geht vor Allem sehr langsam."

„Ich stehe eben im Begriffe, Seiner Heiligkeit einen Besuch zu machen. Ich weiß, daß ich Euren lebhaftesten Wünschen entgegenkomme, wenn ich diese Sache beim Papste befürworte. Lebt wohl indeß, Herr Cardinal!"

Gustav fuhr mit seiner gewöhnlichen Eile zum Quirinal, aber war doch bereits von dem schlauen Cardinal überlistet worden. Die Unterhaltung mit dem Papste ward daher ganz unerwartet lang und schwierig. Alle denkbaren Hindernisse wurden in Betreff der Auszahlung der Summe vom Papste selbst in den Weg gelegt, dessen Günstling Cardinal York in hohem Grade war. Es erforderte Gustav's III. ganze Ueberlegenheit, Feinheit und Beharrlichkeit, um die übernommene Sache nicht verloren zu geben. Als Alles vergebens angewandt war, äußerte der König:

„Die Summe ist so unbedeutend, daß ich sie selbst dem Grafen von Albanien zustellen würde, wenn ich es für passend erachtete, einem Manne in seiner Lage und mit seinen Erinnerungen eine Gabe zukommen zu lassen, wo er ein Recht, dieselbe zu fordern, besitzt."

„Dieser Vorschlag," antwortete der Papst, „ehrt das Herz Eurer Majestät, und wenn man dem Grafen von Albanien die Sache derart hinstellte, als käme sie von Cardinal York. . . ."

Gustav betrachtete hier den Papst mit einem Blicke, welcher machte, daß dieser stammelnd fortfuhr:

„Ja, ich meine, wenn man es nur vor dem Grafen von Albanien geheim hielte, woher die Summe kömmt, so würden alle Schwierigkeiten und Verwicklungen auf solche Weise am Besten gelöst sein."

Erbittert über diese Antwort rief Gustav aus:

„Ich also, — ich, König von Schweden, Oberhaupt der lutherischen Kirche, Verwandter Georg's des Zweiten von England, sollte aus dem äußersten Norden kommen, um bei dem Oberhaupt der katholischen Kirche vergebens für einen Prinzen gesprochen zu haben, der für seine Ergebenheit, für diesen katholischen Glauben drei Königreiche verloren! Ah, das ist unwürdig!"

„Aber, Euer Majestät," sagte der verlegene Papst, „was kann ich thun?"

„Das weiß ich nicht, — aber ich weiß, daß ich selbst die Rache der Gesetze anrufen will gegen einen Prälaten, einen Cardinal, der seinen unglücklichen Bruder bestohlen hat!"

„Aber bedenkt, Euer Majestät —"

„Bedenkt selbst, Euer Heiligkeit, daß ich durch meine Minister des römischen Reiches Kaiser, die Könige von Neapel, Spanien, Sardinien und Frankreich in dieser schändlichen Sache anrufen werde. Urtheilt selbst, welches Aufsehen es machen wird, wenn man erfährt, daß Ihr selbst des unredlichen Bruders Partei genommen."

„Ich kann nicht anders, als die Gründe Euer Majestät billigen," antwortete der erschrockene Papst, „aber ich wage es noch ein Mal zu äußern, daß ich in dieser Sache Nichts mehr thun kann, als dem Cardinal zu befehlen, dem Grafen von Albanien das Erbe auszuzahlen."

„Nun wohl, so gebt ihm diesen Befehl!"

„Aber wenn er sich weigert, zu gehorchen —"

„Was soll das heißen, Euer Heiligkeit!"

„So müßte ich ihn gefangen nehmen und nach der Citadella bringen lassen."

„Thut das!"

„Ich weiß einen Mittelweg," sagte der Papst nach einer Weile des Nachdenkens.

„Und der ist?"

„York herein zu rufen und mit vereinten Kräften zu suchen, ihn zu bewegen, das Eigenthum des Grafen von Albanien zurückzustellen."

„Wenn dies nur rasch geschehen könnte!"

Statt aller Antwort klingelte der Papst. Eine Seitenthür öffnete sich und der Cardinal York trat ein. Die gewöhnlichen Begrüßungen des heiligen Vaters und des fremden Königs wurden durch den Ausruf des Papstes unterbrochen:

„Ihr seid einer Handlung angeklagt, tadelnswerth in jedem Falle, aber bei einem Fürsten der Kirche —"

„Darf ich unterthänigst wagen, mir auszubitten, meinen Ankläger kennen zu lernen?"

„Der Graf von Haga," sagte der Papst, indem er mit einer Handbewegung auf Gustav zeigte.

„Ja, Cardinal, ich klage Euch vor dem heiligen Stuhle feierlichst an, daß Ihr Eures Bruders, des Grafen von Albanien Erbe vorenthalten, wodurch er dem Bettelstabe nahe gebracht wurde."

(Schluß folgt.)

Die Dauer der Träume.

Ueber diesen Gegenstand theilt Harpers New Monthly Magazine Folgendes mit:

„Die Dauer der Träume ist eine der wichtigsten Züge derselben. Trotz der scheinbaren Länge mancher Träume und der verschiedenen Uebergänge und der sich folgenden Handlungen des Träumers nimmt man doch allgemein an, daß der wirkliche Zeitraum, den jeder Traum ausfüllt, wenige Secunden nicht überschreitet. Das wird theilweise durch Träume bewiesen, welche durch ein Geräusch erzeugt worden sind. Einer oder zwei sind erwähnt worden. Das Abfeuern einer Kanone erweckt den Schläfer; er ist vollkommen munter, ehe der Pulverdampf sich noch ganz verzogen hat, und doch hat der Knall die Veranlassung zu einem Traume gegeben, in dem er tage-, ja wochenlang gelebt und gehandelt hat. Lord Brougham erzählt in seinem „Discourse on Natural Theology" von einem Schriftsteller, welcher seinem Schreiber dictirte. Der Schriftsteller dictirt einen Satz, und von der Anstrengung überwältigt schläft er ein und wird durch den Secretär erweckt, welcher das letzte Wort des Satzes, zum Zeichen, daß er denselben fertig niedergeschrieben hat, wiederholt. Es waren nur einige Secunden verflossen, und doch hatte der Schläfer in dieser Zeit Träume, „die sich durch die Zeit seines halben Lebens ausdehnten." An einer andern Stelle erzählte derselbe Lord, der in seiner Jugend sehr angestrengt arbeitete, von den Anstrengungen, die er machte, um, trotz seiner körperlichen Erschöpfung, ein gewisses Werk zu beendigen. Er hatte ein mit kaltem Wasser gefülltes Becken neben sich stehen, und wenn er fühlte, daß der Schlaf ihn überwältigen würde, so tauchte er seinen Kopf in das Wasser. Mehr als ein Mal, sagt er, sei er mit seinem Kopf im Becken eingeschlafen und er habe lange und zusammenhängende Träume gehabt, obschon sein Untertauchen ganz natürlich auf einige Secunden beschränkt sein mußte, da er nicht Athem holen konnte, so lange sein Kopf unter dem Wasser war.

Der berühmte Mathematiker Babbage, welcher mit einem Freunde in Italien reiste, schlief in Folge seiner großen Müdigkeit im Wagen ein und träumte nicht einen, sondern mehrere Träume, die sich sämmtlich auf seine Freunde in England bezogen, und als er erwachte, beantwortete sein Reisegefährte eben die Frage, die er an denselben gerichtet hatte, ehe er eingeschlafen war, so daß sein Schlummer nur wenige Secunden gedauert haben konnte.

Lord Holland schlief vor Müdigkeit ein, während ein Freund ihm eben etwas vorlas, und hatte einen Traum, dessen Niederschreibung eine Viertelstunde Zeit erforderte, und doch fand er, als er wieder erwachte, daß er nicht einen einzigen Satz von Allem, was ihm vorgelesen wurde, verloren hatte."

Lebensphilosophie.

Die Gefallsucht hat, wie die Habsucht, keine Grenzen. Gleichgültig gegen Das, was schon gewonnen ist, wirft sie unaufhörlich ihre Netze nach Dem aus, was sie nicht hat, und zählt ihre Festtage nach ihren Eroberungen.

Gib der Eifersucht auf einen einzigen Moment Gehör, und du wirst im Nu ihr Sclave, der nun an den Ketten seines Herzens auf ewig schäumen und rasen muß, der seine Blicke zu Giftmischern und seine eigenen Gedanken zu seinen Folterknechten macht.

Verschiedenes.

(Der Kinder Engel.) Es ist — schreibt ein Berliner Blatt — kein leerer Schall, wenn es heißt: „Jedem Kinde steht ein schützender Engel zur Seite!" Dies hat sich in wunderbarer Weise in einem Hause der Oranienburger-Straße wieder bewahrheitet. Auf einem Treppenflur des dritten Stockwerks spielten mehrere Kinder, von denen das eine, ein dreizehnjähriges Mädchen, ein anderthalbjähriges Knäbchen auf dem Arm trug. Ein von der Parterre-Etage heraufkommender Knabe ruft den oben spielenden Kindern zu; diese, und unter ihnen das Mädchen mit dem Kinde, beugen sich, um hinabzublicken, über das Geländer der Treppe; das auf dem Arm getragene Knäblein macht eine heftige Bewegung, und seiner Hälterin entgleitend, stürzt es hinab aus der dritten Etage. Ein einziger durchdringender Schrei ertönt und lockt die Bewohner des Hauses zusammen, und siehe da! an dem an der Treppe zum ersten Stockwerk angebrachten Gasarm hängt mit seinem Röckchen unversehrt das hinabgestürzte Kind und zappelt, lachend und fröhlich, mit Händchen und Füßchen. Auch nicht ein Härchen war dem Kinde verletzt worden.

(Negerwitz.) Ein Pflanzer in Malden, im Staate Massachussetts, besaß einen Sclaven, der schon von seiner frühesten Jugend an im Hause und nun über siebenzig Jahre alt war. Als der Pflanzer bemerkte, daß der alte Mann nicht viel mehr leisten konnte, redete er ihn eines Tages an und sagte zu ihm: „Du bist mir stets ein treuer Diener gewesen, Sambo, und nicht blos mir, sondern auch schon meinem Vater. Ich habe lange daran gedacht, dich für deine Dienste zu belohnen. Ich schenke dir hiermit die Freiheit. Du bist von nun an dein eigner Herr." — Der alte Neger hörte die Worte seines Herrn aufmerksam an, und als dieser fertig war, schüttelte er seinen grauen Kopf und antwortete mit einem schlauen Blick, welcher verrieth, daß er die Absichten seines Herrn durchschauete: „Nein, nein, Massa, Ihr habt das Fleisch gegessen, nun müßt Ihr auch die Knochen essen."

Ein Berliner Blatt stellt aus dortigen und fremden Zeitungen eine Blumenlese komischer Annoncen zusammen, von welchen die folgenden hier stehen mögen: Ein armer Teufel, dem durch seine Gläubiger die Hände gebunden sind, sucht unter der Hand sein Haus aus freier Hand zu verkaufen. — Jemand wünscht einen Käufer für einen Ochsen, der seinesgleichen sucht. — Das Leipziger Tageblatt enthält folgende Anzeige: „Ein großer starker Flügel, 6½ Octaven, fast neu, steht billig zu verkaufen. Zu sprechen von 1 bis 3 Uhr, Holzgasse."

Jemand schickte einem Buchhändler eine Sendung Novitäten nach Weihnacht mit den Worten zurück: „Ich beherzige ein altes Sprüchwort: Prüfet Alles und behaltet das Beste! So habe ich denn Alles geprüft und das Beste behalten — mein Geld!"

Man überschätzte in Gegenwart einer geistreichen Dame den Geist eines ziemlich beschränkten Menschen. — „O ja," erwiederte sie, „er muß wohl sehr viel davon haben, da er ja gar keinen ausgibt!"

Bierhuber: Merkwürdig, daß der Bismarck gar keine Opposition ertragen kann. — Malzmeyer: Wenn er verheirathet wäre, so hätte er es schon gelernt.

Warnungstafel für Spieler.

Laß ab vom Kartenspiel, mein Sohn,
Denn wisse, jede Sünde rächt sich,
Verlor sogar ja Kron' und Thron
So mancher Fürst in 66.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 25. Mittwoch, den 27. Februar 1867.

König Gustav III. und der letzte Stuart.

(Eine wahre Begebenheit nach den Berichten eines Zeitgenossen.)

(Schluß.)

„Sollte nicht das edle Herz Eurer Majestät, gerührt von einer mehr scheinbaren, als wirklichen Noth, durch die Berichte interessirter oder minder glaubwürdiger Personen, dahin gebracht worden sein, für Wirklichkeit anzunehmen, was bei genauerer Betrachtung Nichts mehr als ein gut ausgesponneues Truggewebe ist?"

„Ich habe Beweise!"

Hiermit zog Gustav verschiedene Papiere hervor, die er dem Papste, eines nach dem andern, zeigte, sprechend:

„Seht hier ein Verzeichniß der Edelsteine, welche Jakob II. und dessen Gemahlin Beatrix Eleonore von Modena mit sich führten bei ihrer Flucht aus England. Hier vier Schenkungsbriefe, jeder von 200,000 Livres, von den Königinnen Maria und Anna von England. Hier ein Schenkungsbrief von König Ludwig XIV. à 300.000 Livres und einer von Ludwig XV. à 150,000 Livres. Hier das Verzeichniß der Hinterlassenschaft Jakob Edward's und seiner Gemahlin Maria Clementina Sobiesky, getheilt zwischen beiden Söhnen, welches ausweist, daß jeder 1,200 000 Livres herausbekam. Hier ein Beweis des Generalcontroleurs Abbé Ferray, die 2,300,000 Livres bei der Abreise des Prinzen nach Italien ausgeliefert zu haben, und hier endlich eine eigenhändige Quittung des Cardinals von York, die ganze Summe empfangen zu haben, zugleich mit einigen Anmerkungen, wie viel sein älterer Bruder, der Graf von Albanien, davon herausbekammt." — „Es gibt keinen Richterstuhl der Welt, der nicht auf Grund dieser Papiere Euch verurtheilen würde, Eurem Bruder dessen Erbe sammt den aufgelaufenen Renten ausbezahlen zu müssen. — Denkt nun selbst nach," fuhr Gustav fort, indem er sorgfältig die Papiere zusammenlegte und zu sich steckte, „denkt selbst, welches von Beiden für Euch das Vortheilhafteste ist: entweder diese Summe gleich und freiwillig auszubezahlen, oder es gezwungen nach einiger Zeit zu thun, wo Ihr dann noch die Gerichtskosten und einen über Europa verbreiteten Scandal zu tragen habt."

„Ich erbitte mir unterthänigst Bedenkzeit, um die Frage Eurer Majestät zu beantworten."

„Gut, Ihr sollt sie erhalten," erwiederte Gustav. „Seht Ihr dort den Schatten der Trajan-Säule?"

„Ja, Eure Mäjestät!"

„Wenn er den Fuß des Palastes Rospigliosi erreicht, müßt Ihr mir Eure bestimmte Antwort gegeben haben."

„So schnell — Eure Majestät, das ist unmöglich!"

„Nun wohl, ich weiß, was mir zu thun zukömmt!"

„Eure Mäjestät, ich nehme die Bedingung an," antwortete der Cardinal etwas kurz.

Während Gustav III. das Schauspiel des Sonnenunterganges über die Massen der ewigen Stadt betrachtete, die unermeßlich sind wie ihre Erinnerungen, spielten in Cardinal Yorks Angesicht alle bösen Empfindungen.

Dieses stumme Spiel zwischen zwei kraftvollen Geistern, wobei der Papst der verzagte und fast erschrockene Zuschauer war, währte gleichwohl nicht lange. Mit einer Schwenkung auf dem rechten Absatze wandte sich Gustav wieder in den Saal und sagte:

„Nun, Herr Cardinal, was wollt Ihr thun?"

„Dem wohlwollenden Rathe Eurer Maje-

stät nachkommen," antwortete York mit leiser Stimme.

„In allen Theilen?"

„In allen Theilen!"

„Gut, Ihr liefert also die Gelder an Baron Armfelt aus?"

Ja!"

„Heute?"

„Heute!"

„Und die Juwelen?"

„Die behalte ich!"

„Was soll das heißen, mein Herr?"

„Sie sind das Eigenthum der englischen Krone."

„Da seid Ihr der Letzte, sie zu behalten! Erkennt Ihr Euren Bruder als Englands legitimen König, so müßt Ihr ihm die Diamanten überliefern; erkennt Ihr ihn nicht als solchen, so müßt Ihr sie König Georg II. übergeben."

Der Cardinal, welcher bereits begonnen, seine Nachgiebigkeit zu bereuen, und besonders an den Edelsteinen hing, konnte auf keine Weise bewogen werden, in diesem Punkte nachzugeben. Da kein Mittel half und Gustav nicht zum zweiten Male und nach der bereits geschehenen Nachgiebigkeit zum Aeußersten greifen wollte, schlug er dem Papste vor, des Cardinals Beichtvater kommen zu lassen. Der Papst erfaßte begierig diesen Vorschlag.

Der Beichtvater kam, und in des Papstes und Gustavs Anwesenheit reichte ein Gespräch zwischen Beichtvater und Beichtkind hin, den Cardinal endlich dahin zu bewegen, auch in dem letzten Punkte nachzugeben.

Gustav fuhr wie ein Triumphator vom Vatican, und bereits den andern Tag wurden die Geldsummen in Wechseln, Gold- und Silbermünzen, sammt allen Edelsteinen übergeben, mit Ausnahme eines einzigen, überaus großen und schönen Rubins, den Gustav, als er merkte, daß er fehle, lächelnd bei der Durchsicht des Inventariums überging.

Der unglückliche Stuart und dessen Gemahlin hatten gleich nach Gustavs Besuch den Eigenthümer des Hauses bei sich gesehen, der immer Etwas in Unordnung in dem Gemache fand, dasselbe mit einem Kamin und andern Bequemlichkeiten versah, während gleichzeitig die Bedürfnisse des täglichen Lebens von einem gewissen Händler zu ganz unglaublich niedrigen Preisen ihnen angeboten wurden.

Dieser Mannaregen hörte jedoch plötzlich auf. Aber an demselben Tage stellte sich der schwedische Gesandte mit einem Kaufcontract des Inhaltes ein, daß der Graf von Albanien für eine Summe von 400,000 Livres den Palast Boboli erstanden und sofort beziehen könne, in demselben Zustande, in welchem er sich befinde, mit Möbeln, Hausgeräthen, Pferden und sämmtlicher Dienerschaft. Gleichzeitig übergab er dem Grafen rententragende Papiere, auf eine Million lautend, mit einer kleinen Schachtel, enthaltend die Diamanten des Hauses Stuart — die Diamanten, welche einst denselben Hals geschmückt, den Elisabeths Henkersbeil durchschnitten hatte.

Lange ward des Schwedenkönigs Name am Arno noch gesegnet. Niemals konnte der letzte Stuart Gustav's III. Namen nennen, ohne daß nicht Thränen der Dankbarkeit ihm über die bleichen Wangen rollten. Diese Thränen bethauten hoch im Norden einen Frühling, den Gustav III. in der Liebe seines Volkes rings um sich empor sprießen sah — und jeder Blick seines Auges war seinem Volke ein Sonnenstrahl. Wo er hinfiel, blühte eine Blume empor.

Die neuesten Resultate der Oenologie oder Weinwissenschaft.

Von Emil Sommer.*)

II. Die Gährung und die Gährungserreger oder Fermente.

In unserem letzten Artikel hatten wir bei Besprechung der Rolle, welche der Sauerstoff der Luft in dem Processe der Vinification spielt, bereits Gelegenheit, einige wichtige, jedoch mehr äußere Verhältnisse und Erscheinungen der Gährung, sowie die von außen auf dieselbe einwirkenden Einflüsse zu betrachten. In Nachstehendem soll es nun unsere Aufgabe sein, das innere Wesen des Gährungsprocesses und die in der Wissenschaft über denselben aufgestellten Theorieen näher in's Auge zu fassen.

Die Gährung bildet unstreitig eine der merkwürdigsten und interessantesten Naturerschei-

*) Aus dem Pf. Kurier mit besonderer gütiger Erlaubniß des Verfassers abgedruckt. (Den Anfang siehe Nro. 1 ff.)

nungen, zugleich aber auch eines der dunkelsten Räthsel, welche die Natur dem menschlichen Scharfsinne zu lösen aufgegeben, und ka n in dieser Hinsicht unbedenklich zu den schwierigsten und complicirtesten Fragen der Naturforschung gerechnet werden. Jahrhunderte lang wußte man daher über diesen merkwürdigen und geheimnißvollen Umsetzungsproceß weiter Nichts, als was der bloße Augenschein lehren konnte, und erst der neueren Zeit ist es gelungen, klarere und richtigere Anschauungen über diesen Gegenstand zu gewinnen. Aber auch selbst heute, trotz der durch die neuesten Entdeckungen auf diesem Felde gebrachten werthvollen Aufklärungen, ist der Schleier, welcher das geheimnißvolle Walten und Wirken vitaler und chemischer Kräfte in dem Gährungsprocesse deckt, immer noch nicht so weit gelüftet, daß man diese Frage als definitiv gelöst und aus dem Bereiche der Hypothese herausgetreten betrachten könnte, wie sich schon aus der einfachen Thatsache ergibt, daß in der Wissenschaft sich immer noch zwei entgegengesetzte Gährungstheorieen einander feindlich gegenüberstehen, welche beide zahlreiche Anhänger und eifrige Verfechter besitzen. Es ist hiernach keineswegs zu verwundern, wenn im größeren Publicum oft noch die seltsamsten und abenteuerlichsten Begriffe und Vorstellungen über den Gährungsproceß herrschen und zum Beispiel die Hefe noch von Vielen als der Unrath des Mostes und die Ausscheidung dieser Hefe als ein bloßer Reinigungsproceß angesehen wird, in welchem sich der Wein durch Ausstoßung seiner unreinen Elemente läutert und klärt.

Ganz allgemein ausgedrückt ist die Alkoholgährung in wissenschaftlichem Sinne weiter Nichts als der chemische Umsetzungsproceß, in welchem sich der Traubenzucker (auch Fruchtzucker oder Stärkezucker genannt) durch Spaltung seiner Elemente in Alkohol (Weingeist) und Kohlensäure zerlegt. Wir sagen absichtlich „Traubenzucker," denn nur diese Zuckerart erleidet die in Rede stehende Umwandlung, während zum Beispiel der Rohrzucker, d. h. der gewöhnliche weiße Zucker diese Fähigkeit zu gähren nicht besitzt und sich daher, um gährungsfähig zu werden, erst in Traubenzucker verwandeln muß, was durch die Wirkung von Säuren oder Fermenten leicht geschieht, worauf derselbe alsdann gleichfalls das Vermögen erlangt, sich in Alkohol und Kohlensäure zu zerlegen.

Diese Spaltung des Trauben- oder Stärkezuckers, auf welcher die gesammte Fabrication aller geistigen Getränke, des Weines und Bieres wie des Branntweines und Kumys beruht, erfolgt jedoch niemals von selbst oder unter der bloßen Einwirkung der Luft, sondern ist stets abhängig von der Gegenwart eines zweiten Körpers, von welchem der Anstoß zu jener Umsetzung ausgeht, und welchen man daher als Gährungserreger oder Ferment bezeichnet. Die Natur und Wirkungsweise dieser Fermentstoffe ist es nun, welche den eigentlichen Kern der ganzen Gährungsfrage, sowie den Hauptgegenstand der oben erwähnten beiden widerstreitenden Gährungstheorieen bilden, von welchen die eine, die man die deutsche nennen könnte, unsern geistvollen Chemiker Justus v. Liebig zum Begründer und Hauptvertreter hat, während die andere, welche man als die französische Gährungstheorie bezeichnen könnte, in der neuesten Zeit hauptsächlich von dem ausgezeichneten Gelehrten und Director der Normalschule in Paris, L. Pasteur, ausgebildet wurde und heute fast von der gesammten französischen Wissenschaft, sowie von einem großen Theile der deutschen Gelehrten adoptirt ist. Um jedoch die Thatsachen, auf welche diese Theorieen sich stützen, richtig verstehen zu können, ist es nothwendig, zunächst die Vorgänge im gährenden Moste etwas näher in's Auge zu fassen.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Was ist des Menschen Denken? — Ein Labyrinth voll Nacht!
Was ist des Menschen Können? — Ach, eines Kindes Macht!
Was ist des Menschen Wissen? — Von deinem Meer ein Schaum!
Was ist des Menschen Leben? — Ein kurzer bunter Traum!

Mit Vergnügen hörst du es wohl an, wenn Jemand dir im unterhaltenden Tone die Schwachheiten Anderer aufdeckt. Aber bedenke

auch, daß solche lose Spötter deiner nicht schonen werden, und daß deine Schwachheiten vielleicht schon in der nächsten Stunde Andern wieder zur Unterhaltnng dienen müssen.

Verschiedenes.

(Orientalische Gebräuche.) Bausmann sagt: „Es gibt viele Charakterzüge und Gebräuche, in denen die Araber und Türken unsere Antipoden sind. Sie scheeren sich den Kopf und nicht das Kinn, und wir machen es umgekehrt. Bei uns ist das Abnehmen der Kopfbedeckung in Gegenwart einer andern Person das Zeichen der Achtung; bei ihnen ein Zeichen der Verachtung. Wenn sie in eine Moschee treten, um Gott zu verehren, so behalten sie ihren Turban auf, aber sie legen ihre Schuhe und Pantoffeln ab; wir thun das Entgegengesetzte. Sie besteigen ein Pferd von der rechten Seite, wir von der linken. Wir zeigen unsere gute Erziehung, wenn wir Jemanden auf der Straße begegnen; sie, indem sie zunächst der Mauer der Häuser gehen. Sie schreiben von der rechten Seite zur linken; wir von der linken zur rechten Seite. Bei Tische erweisen sie ihren Gästen Ehre, indem sie sich zuerst vorlegen; wir legen uns zuletzt vor. Wenn uns ein Freund nach dem Befinden unserer Gattin fragt, so betrachten wir das als ein Compliment; bei dem Orientalen gilt es für eine Beschimpfung, wenn er gefragt wird, wie sich seine Frau befinde. Ihre Trauerkleidung ist weiß; die unsrige schwarz. Sie endigen ihre hölzernen Häuser von dem Gipfel herab; wir bauen die unsrigen von dem Grunde in die Höhe. Im Orient tragen die Männer weite Röcke und die Frauen Beinkleider. Wir waschen unsere Hände, indem wir sie in's Wasser tauchen; sie, indem sie sich Wasser auf die Hände gießen lassen."

(Die Jugend berühmter Männer.) Es ist eine oft gemachte Erfahrnng, daß solche, die in der Jugend normale, fleißige, über ihre Altersgenossen durch Kenntniß weit hervorragende Schüler waren, später sich zu tüchtigen, aber gewöhnlichen Menschen entwickeln, während das Genie in der Jugend nicht selten für beschränkt gegolten hat. Der berühmte Naturforscher Linné galt bei seinen Lehrern für einen dummen Jungen und sie erklärten seinem Vater, er sei nur fähig, ein Handwerk zu lernen. Der große französische Physiker Arago erregte in seiner Jugend die schwächsten Hoffnungen und konnte mit vierzehn Jahren noch nicht lesen; dann aber entwickelten sich seine Kräfte so rasch und glücklich, daß er mit achtzehn Jahren in die polytechnische Schule trat und einer der ausgezeichnetsten Schüler derselben ward. Newton, der gewaltige Mathematiker, einer der schärfsten Denker aller Zeiten, saß in der Schule zu unterst auf der vorletzten Bank. Als der über ihm sitzende Knabe ihn einst verspottete, forderte er ihn muthig zum Kampf heraus und überwand ihn; damit nicht zufrieden, beschloß er, seinen Gegner auch als Schüler zu schlagen, gab sich mit allem Eifer an's Lernen und ward der Erste in seiner Klasse. Robert Burns, der gefeierte englische Volksdichter, war ein ungelehriger Knabe und zeichnete sich nur durch seine Gewandtheit und Leibesübungen aus. Und ebenso galt *Justus* Liebig, der berühmteste Chemiker der Gegenwart, als Schüler für schwach begabt, weil er kein Latein lernen mochte und lieber Allerlei braute und apothekerte, und jetzt hat er seine ehemaligen Mitschüler alle überflügelt.

Räthsel.

Die ersten Silben nennen dir
Ein lichtscheu und geflügelt Thier.
Der Sonne Glanz ist ihm verhaßt
Am Tage hält es Ruh und Rast.
In meine letzten schauen gern
Die Damen und die eitlen Herrn.
Das Ganze beider Worte war
Ein kluger Narr, ganz offenbar,
Der manchen Schwank und Streich gemacht,
Darüber man noch heute lacht.

Redaction, Druck und Verlag von D Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 26. Freitag, den 1. März 1867.

Ein tragisches Wiedersehen.

Vor vielen Jahren begab sich ein junger englischer Mediziner, Namens Astley, nach Lima. Er besaß einen großen Durst nach Abenteuern, und Alles, was er im Vaterlande antraf, schien ihm zu leer und unbedeutend. Stolz auf die Wissenschaft, die er studirte, und überzeugt, vermittelst derselben sich seinen Unterhalt verschaffen zu können, stark und gesund von Körper und Geist, verließ er England muthigen Herzens und begann ein neues Leben jenseits des weiten Oceans.

Es war zu der Zeit, als die Schwierigkeit, sich das nöthige Material zu anatomischen Studien zu verschaffen, sehr groß und auf ehrliche Weise dazu zu gelangen, fast unmöglich war. Das Vorurtheil gegen Leichensection bestand noch in voller Stärke, und Niemand war geneigt, den Körper irgend eines Angehörigen zu solchen Zwecken herzugeben. Wie bekannt, gab es indeß Leute, welche diesen Umstand zu ihrem Vortheil ausbeuteten und ein Gewerbe daraus machten, Aerzte mit den unheimlichen Gegenständen, deren die Wissenschaft bedurfte, zu versehen. Gewöhnlich gruben sie die Leichen kürzlich Begrabener zur Nachtzeit aus und ließen sich dann den, nicht ohne beträchtliche Gefahr erlangten Raub theuer genug von Solchen bezahlen, welche ohne denselben ihre Studien nicht fortsetzen oder Andere unterrichten konnten. Diese unter dem Namen „Leichendiebe" oder „Auferstehungsmänner" bekannte Classe von Individuen hat allmälig zu existiren aufgehört, da dem Uebel durch Eröffnung gesetzlicher Wege zur Herbeischaffung wissenschaftlichen Materials abgeholfen wurde; zur Zeit jedoch, da diese Geschichte spielt, stand der gräßliche Erwerbszweig noch in vollem Ansehen und Flor.

Richard Astley bediente sich wie seine Collegen ebenfalls des Dienstes der Auferstehungsmänner, und manche Nacht öffnete sich seine Thür leise Denen, die nicht klopften, sondern erwartet wurden und nachdem sie eingetreten, verstohlenerweise eine traurige Last auf den zu deren Empfang bereitgestellten Tisch niederlegten. Alt und Jung, Männer, Frauen und Kinder fanden der Reihe nach ihren Platz auf dem unheimlichen Geräth, und Astley's geschickte Hand und seine kunstvollen Instrumente fanden den Weg zu Geheimnissen, deren Aufdeckung zum Wohl der lebenden Menschheit dienen sollte. Obschon er von Natur nicht hartherzig war, so war es doch nur natürlich, daß er sich mit der Zeit hinlänglich genug an den Anblick seiner „Gegenstände" gewöhnte, um kaum noch eine Anwandlung von Mitleid zu empfinden, wenn sein Auge auf das glänzende Gelock eines Kindes fiel oder er das Antlitz eines in der Kraft der Jahre hinweggerafften Mannes enthüllte.

Eines Nachts, wie schon oft zuvor, erhielt er wieder den geheimnißvollen Besuch, und als er die Thür hinter den sich entfernenden Auferstehungsmännern geschlossen, schickte er sich an, den neuen Gegenstand genauer zu besichtigen. Dies Mal war es weder ein starker Mann noch ein zartes Kind, sondern eine junge und schöne Frau. Das todte Antlitz war so lieblich, daß es schien, als ob Licht in den geschlossenen Augen und Farbe in den blassen Wangen und Lippen es kaum noch anmuthiger machen könnten. Das blonde Haar war zurückgefallen und warf keinen Schatten auf die weiße Stirn, und die langen, etwas dunkleren Augenwimpern legten sich seidenweich auf die leicht bläulich gefärbten Unterlider.

Sie war sehr groß und schlank, und ihre

Hände, von denen eine seitwärts am Tische herabhing, zart und elegant geformt. Als Astley die Hand aufhob, um sie auf die Brust der Leiche zu legen, dachte er unwillkürlich, wie schön sie gewesen sein mußte, da sie schon jetzt, ohne die schwächsten Rosenschimmer des Lebens, die vollendetste Hand war, die er je gesehen. Die Leiche war in ein langes Grabhemd von weißem Flanell gehüllt, durch dessen spärliche Falten sich die schlanken Glieder deutlich wahrnehmen ließen, und dessen unterer Saum bis an die Knöchel ihrer zarten unbekleideten Füße reichte.

Astley empfand eine ihm fast fremde Befangenheit. Der Gedanke, diesen schönen Leichnam zu behandeln, wie er es bei anderen gethan, war ihm unerträglich und er meinte, eine Entweihung zu begehen, wenn er in diesem Falle das Seciren unternähme. Aber was sollte er mit dem Körper anfangen? Es war möglich, daß die Männer, die ihn gebracht, sich bestechen lassen möchten, ihn zurückzunehmen; wenn sie sich aber weigerten? Der junge Mann konnte sich nicht in seinen Gedanken zurechtfinden und war nur darin mit sich einig, daß das schöne „Ding" mit Achtung und Zartsinn behandelt werden müsse. Er legte behutsam ein langes Betttuch über den Körper, das diesen ganz einhüllte, schloß dann die Verbindungsthür zwischen dem Secirzimmer und seinem Schlafgemach und warf sich angekleidet auf's Bett, da die Nacht fast vorüber war.

Aber sein Schlaf war unterbrochen und fieberhaft. Verworrene Bilder, sämmtlich in irgend einer Weise mit Dem, was im nächsten Zimmer lag, zusammenhängend, jagten ihm durch's Gehirn. Bald träumte ihm, daß es durch die verschlossene Thür zu ihm hereinglitt, die Hände vor der Brust gefaltet, die Augen geschlossen, und sich an sein Bett stellte; dann wieder war es ihm, als habe er an dem zarten Arme eine Ader geöffnet und warmes, lebensvolles Blut ströme daraus hervor; und endlich erwachte er mit einem Schrei des Entsetzens, denn er glaubte in das Nebenzimmer zu treten und zu finden, daß eine unbekannte Hand ihm bereits in dem Werke des Secirens zuvorgekommen sei. Dieser letzte Traum veranlaßte sein völliges Erwachen und er sprang auf, um sich zu überzeugen, daß sich an der Leiche Nichts geändert habe. Er fand Alles im nämlichen Zustande. Die lange, in das weiße Tuch eingehüllte Gestalt lag in grauem Morgendämmerlicht steif und still da, wie er sie Nachts beim Lampenschein gesehen.

Erst gegen Mittag konnte es Astley über sich gewinnen, das Tuch wegzunehmen, um wieder auf das schöne todte Antlitz zu blicken, und als er es that, gewahrte er mit Ueberraschung und nicht ohne Schrecken, daß eine Veränderung sich über die Züge geschlichen hatte. Er konnte nicht sagen, welcher Art dieser Wechsel war, denn die Todtenblässe war nicht gewichen; dennoch war das Gesicht nicht mehr das nämliche. Er sah lang und forschend darauf hin. Plötzlich ging auch eine Veränderung mit den Augen vor; sie blieben zwar noch geschlossen, allein mehr wie im Schlaf und nicht wie im Tode. Er hob mit dem Finger sacht ein Augenlid in die Höhe, — das Auge sah aus, als ob Leben darin war. Die Gestalt mochte von Bewußtlosigkeit oder Scheintod befallen sein, wirklich todt konnte sie nicht sein.

Diese Ueberzeugung drängte sich ihm unabweislich auf, obschon er keine Bewegung des Pulses spürte. Stundenlang bestrebte er sich, das Leben zurückzurufen, bis endlich, endlich Farbe und Wärme wiederkehrten und sie wie ein ruhig schlafendes Kind vor ihm lag.

Er brachte sie dann auf sein Bett und setzte sich daneben nieder, um mit klopfendem Herzen ihr Erwachen zu erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Resultate der Oenologie oder Weinwissenschaft.

(Fortsetzung.)

Wie bekannt, so ist der ungegohrene Traubensaft der Hauptsache nach aus Wasser, verschiedenen Säuren (namentlich Apfel- und Weinsäure), einigen Salzen und vor Allem aus Fruchtzucker (in krystallisirtem Zustande Traubenzucker genannt) und einem in seiner Constitution dem Pflanzeneiweiß sehr ähnlichen, stickstoffhaltigen Körper zusammengesetzt. Geht nun diese Flüssigkeit nach längerer oder kürzerer Berührung mit der Luft in Gährung über

so verwandelt sich der Frucht- oder Traubenzucker, wie erwähnt, in Alkohol und Kohlensäure; gleichzeitig erleidet aber auch der eiweißartige Körper eine fortschreitende, mit der Spaltung des Zuckers parallel laufende Veränderung, in Folge deren er allmälig in den unlöslichen Zustand übergeht, dabei den jungen Wein, wie Jeder aus Erfahrung weiß, trübt und sich nach einiger Zeit als Hefe auf dem Boden des Gefäßes niederschlägt. Fehlt dieser stickstoffhaltige Körper, oder hat sich derselbe bereits vollständig in unlöslicher Form abgeschieden, während noch gährungsfähiger Zucker in dem jungen Weine vorhanden ist, so findet der Gährungsproceß nicht mehr statt, indem hierbei die Ursache oder der Erreger desselben mangelt oder zu wirken aufgehört hat, und der Zucker bleibt alsdann unzersetzt und unverändert in dem Weine zurück, wie dies hie und da in besonders guten Jahrgängen, auch bei unseren Weinen, namentlich aber bei allen südlichen Weinen der Fall ist, welche sehr reich an Zucker, aber verhältnißmäßig arm an stickstoffhaltigen Bestandtheilen sind, und bei welchen daher die Gährung nicht allen Zucker in Alkohol und Kohlensäure zu zerlegen vermag. Der Zusammenhang zwischen der Umwandelung, welche der albuminartige Körper im Verlaufe der Gährung erfährt, und der gleichzeitigen Spaltung des in Berührung damit befindlichen Traubenzuckers ist hiernach unverkennbar und muß sich jedem einigermaßen aufmerksamen Beobachter aufdrängen. Die Nothwendigkeit des Vorhandenseins eines stickstoffhaltigen Bestandtheiles in der Gährung läßt sich jedoch außerdem experimentell noch dadurch beweisen, daß man reinen Traubenzucker in Wasser auflöst und so längere Zeit stehen läßt, in welchem Falle die Flüssigkeit niemals in Gährung übergeht. Setzt man jedoch der Lösung irgend eine stickstoffhaltige Substanz (Eiweiß, Käse, Blut u. a.) zu, so tritt sofort nach kurzer Zeit die Gährung wie im Moste oder in der Bierwürze ein, indem sich der vorhandene Traubenzucker nach und nach in Alkohol und Kohlensäure verwandelt.

Um diese Gährung erregende Wirkung der eiweißartigen Bestandtheile des Mostes zu erklären, nimmt nun die Liebig'sche Gährungstheorie an, daß dieselben, sowie überhaupt alle stickstoffhaltigen Körper, in Berührung mit der Luft in Fäulniß oder Selbstentmischung übergehen und hierbei durch mechanische Uebertragung der in ihrem Inneren stattfindenden molecularen Bewegung den umgebenden Zuckertheilchen gleichfalls den Anstoß zur veränderten Gruppirung und Zersetzung geben, deren Producte eben Alkohol und Kohlensäure, sowie Glycerin (der basische Bestandtheil der Fette) und Bernsteinsäure sind, welche letztere Stoffe die neuere Chemie als zwei nie fehlende Bestandtheile aller Weine erkannt hat.

Als Gährungserreger oder Fermente sind daher nach dieser Theorie alle durch den Sauerstoff veränderte und in Fäulniß übergegangene stickstoffhaltige Körper zu betrachten, woraus sich zugleich das Vorkommen von Ammoniak im jungen Weine erklären würde, das man häufig beobachtet haben will, und von welchem offenbar der übele, selbst stinkende Geruch herrührt, den junge Weine, namentlich von geringerer Sorte, nicht selten zu erkennen geben. Ferner steht damit das Ergebniß der chemischen Analyse vollkommen im Einklange, nach welcher der die Hefe bildende eiweißartige Körper nach der Gährung, d. h. in der Form der abgeschiedenen Hefe stets einen höheren Sauerstoffgehalt, aber einen fast um die Hälfte geringeren Stickstoffgehalt als vor der Gährung zeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Breslau wird die Ehre haben, auf der bevorstehenden Pariser Weltausstellung durch ein Kunstwerk vertreten zu sein, welches schwerlich seinesgleichen haben wird. Es ist dies eine von einem Breslauer, Hrn. E. Scholz, gefertigte astronomische Uhr, welche eben so sehr die Bewunderung der Kenner wie der Laien verdient. Die Uhr zeigt auf einem großen, künstlerisch decorirten Zifferblatte die Breslauer und auf einem kleineren, unmittelbar darunter befindlichen, die Berliner Zeit mit Secundenschlag an. Außerdem befinden sich aber an der aus grauem Marmor gebildeten Rückwand des Uhrgehäuses, vor welcher der Pendel schwingt, nach rechts und links zwei Verticalreihen von je 12 Zifferblättern, welche von 24 der bedeutendsten Orte auf der Erde,

als: z. B. von Peking, Sidney, Calcutta, Moskau, St. Petersburg, Konstantinopel, Rom, Paris, Marseille, London, Newyork, Washington und anderen bis San Franzisko die gleichzeitige Zeit nach Stunde und Minute angeben. An diesen 24 Zifferblättern rücken die Minutenzeiger nur nach Ablauf je einer Minute, also mit dem Schlage der sechzigsten Secunde, zugleich um eine Minute weiter. Außerdem zeigt aber auch jedes Zifferblatt durch einen besonderen Index die Tageszeiten an, so daß man ganz genau weiß, wenn z. B. für irgend einen Ort die sechste Stunde durch das betreffende Zifferblatt angezeigt ist, ob dort 6 Uhr Morgens oder Abends ist u. s. w. Unter den Zifferblättern steht über einer Spiegelplatte ein sauber ausgeführter Erdglobus, der genau innerhalb 24 Stunden eine Umdrehung vollendet. Ein darüber angebrachter Zeiger weist genau auf den Meridian hin, welcher der Mittagstunde entspricht, so daß man an dem Globus alle Punkte der Erdoberfläche ablesen kann, in welchen in dem betreffenden Augenblicke eine richtig gehende Uhr die Mittagsstunde anzeigen muß. Ueberaus interessant sind die Gewichte, welche das ganze Uhrwerk treiben; sie sind durch geschickte mechanische Combinationen zu einem einzigen geschmackvoll decorirten Ganzen vereinigt, welches noch drei Zifferblätter trägt, die einen vollständigen Kalender repräsentiren, indem das eine Zifferblatt den Monat, das andere das Datum, das dritte den betreffenden Wochentag anzeigt, während unter dem mittleren Zifferblatt eine den Mond darstellende Kugel die verschiedenen Erleuchtungsphasen des Erdtrabanten darstellt. Der Mechanismus, durch welchen es möglich wurde, von dem Uhrwerk unabhängig diese verschiedenen Bewegungs-Combinationen in dem Gewichtskörper hervorzubringen, ist ein überaus sinnreicher und in seiner Erfindung durchaus neu. Hr. Scholz hat sich aber mit all diesen Leistungen seines Uhrwerkes noch nicht begnügt. In der Linse des Secundenpendels hat derselbe noch ein sehr sorgfältig gearbeitetes Feder- oder Metall-Barometer angebracht und außerdem das Pendel selbst als Thermometer zu benützen gewußt. Das Pendel ist, wie bei allen guten Uhrwerken, ein sogenanntes Compensations-Pendel, das heißt die Pendelstange ist aus Zink- und Stahlstäben dergestalt zusammengesetzt, daß die durch den Temperaturwechsel dieser in verschiedenen Verhältnissen sich ausdehnenden beiden Metalle hervorgerufene Längenänderung sich gegenseitig aufhebt, so daß die absolute Länge des Pendels, von welcher seine Schwingungszeit abhängt, sich nie ändert. Ohne diese Einrichtung würde man nie Uhren herstellen können, welche gleichmäßig und nicht in der Wärme langsamer und in der Kälte schneller gehen. Die durch den Temperaturwechsel eintretende gegenseitige Verschiebung der verschiedenen Metallstäbe hat aber Hr. Scholz in ganz genialer Weise zugleich zur Messung der Temperatur benützt, so daß das Pendel zugleich ein großes Metall-Thermometer darstellt, an welchem ein aufrechtstehender Zeiger die Temperatur in Graden nach der Réaumur'schen Scale anzeigt.

(Mutterliebe der Spinne.) Die Spinne, der alle Welt „spinnefeind" ist und die von keinem Menschen geliebt wird, außer von einigen wilden Völkern, denen recht fette Kreuzspinnen wahre Leckerbissen sind, die Spinne ist gleichwohl als Mutter ein wahres Muster von aufopfernder Zärtlichkeit. Man mag ihr einen Fuß nach dem andern ausreißen, sie läßt das zartgesponnene Nest nicht los, in welches sie ihre Eier gesponnen. Reißt man ihr das Nest geschickt so weg, daß sie nicht verletzt wird, scheint sie vor Schmerz erstarrt und wickelt ihre zitternden Glieder zusammen, ohne sich dann weiter zu rühren oder je wieder ein Lebenszeichen von sich zu geben; schiebt man ihr das Nest mit den Eiern wieder zu, daß sie es gewahr wird, bekommt sie plötzlich alle ihre Lebenskraft und ihren Todesmuth wieder, womit sie den wieder ergriffenen Schatz vertheidigt und festhält. Das Nest von ihr zu entfernen, ist sehr schwer, da sie sich in der Regel den ganzen Kopf eher abreißen, als es losläßt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 25:

Eulenspiegel.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 27. Sonntag, den 3. März 1867.

Lebensregeln.

Eine Makrobiotik in Merkversen, von dem verstorbenen Staatsrath Dr. Hufeland einige Tage vor seinem Tode für seine Freunde aufgesetzt.

Willst leben hoch und in die Läng',
Leb' in der Jugend hart und streng',
Genieße Alles, doch mit Maß,
Und was dir schlecht bekommt, das lass'.

Mit Milch fängst du dein Leben an,
Mit Wein kannst du es wohl beschließen,
Doch fängst du mit dem Ende an,
So wird das Ende dich verdrießen.

Die Luft, Mensch, ist dein Element,
Du lebest nicht von ihr getrennt,
D'rum täglich in das Freie geh',
Und besser noch auf Bergeshöh'.

Das Zweite ist das Wasserreich,
Es reinigt dich und stärkt zugleich;
D'rum wasche täglich deinen Leib
Und bade oft zum Zeitvertreib.

Dein Tisch sei stets einfacher Art,
Sei Kraft mit Wohlgeschmack gepaart;
Misch'st du zusammen Vielerlei,
So wird's für dich ein Hexenbrei.

Iß mäßig stets und ohne Hast,
Daß du nie fühlst des Magens Last;
Genieß es auch mit frohem Muth',
So gibt's dir ein gesundes Blut.

Fleisch nähret, stärket und macht warm,
Die Pflanzenkost erschlafft am Darm,
Sie kühlet und eröffnet gut,
Und macht dabei ein leichtes Blut.

Das Obst ist wahre Gottesgab',
Es labt, erfrischt und kühlet ab;
Doch über Allem steht das Brod,
Zu jeder Nahrung thut es noth.

Die beste Nahrung ist das Brod,
Gib uns es täglich, lieber Gott!
Ja, jede Speise kann allein
Mit Brod nur dir gesegnet sein.

Das Fett verschleimt, verdauet schwer,
Salz macht scharf Blut und reizet sehr;
Gewürze ganz dem Feuer gleicht,
Es wärmet, aber zündet leicht.

Willst du gedeihlich Fisch genießen,
Mußt du ihn stets mit Wein begießen;
Den Käs' iß nie im Uebermaß,
Mit Brod zum Nachtisch taugt er was.

Der Wein erfreut das Menschenherz,
Zu viel getrunken macht er Schmerz;
Er öffnet sträflich deinen Mund
Und that selbst dein Geheimniß kund.

Das Wasser ist der beste Trank,
Es macht fürwahr dein Leben lang,
Es kühlt und reiniget dein Blut,
Und gibt dir frischen Lebensmuth.

Der Branntwein nur für Kranke ist,
Gesunden er das Herz abfrißt;
An seinen Trunk gewöhn' dich nie,
Er macht dich endlich gar zum Vieh'.

Befleiß'ge dich der Reinlichkeit,
Luft, Wäsche, Bett sei oft erneut;
Denn Schmutz verdirbt nicht blos das Blut,
Auch deiner Seel' er Schaden thut.

Willst schlafen ruhig und complet,
Nimm keine Sorgen mit in's Bett,
Auch nicht des vollen Magens Tracht,
Und geh' zur Ruh' vor Mitternacht.

Schlaf ist des Menschen Pflanzenzeit,
Wo Nahrung, Wachsthum, das gedeiht,
Und selbst die Seel', vom Tag verwirrt,
Hier gleichsam neu geboren wird.

Schläfst du zu wenig, wirst du matt,
Wirst mager und des Lebens satt;
Schläfst du zu lang' und kehrst es um,
So wirst du fett, ja wohl auch dumm.

Willst immer froh und heiter sein,
Denk' nicht: Es könnte besser sein;
Arbeite, bet', vertraue Gott,
Und hilf dem Nächsten aus der Noth.

Vermeide allen Müßiggang,
Er macht dir Zeit und Weile lang,
Gibt deiner Seele schlechten Klang
Und ist des Teufels Ruhebank.

Halt' deine Seele frei von Haß,
Neid, Zorn und Streites Uebermaß;
Und richte immer deinen Sinn
Auf Seelenruh' und Frieden hin.

Bewege täglich deinen Leib,
Sei's Arbeit oder Zeitvertreib;
Zu viele Ruh' macht dich zum Sumpf,
Sowohl an Leib als Seele stumpf.

Willst sterben ruhig, ohne Scheu,
So lebe deiner Pflicht getreu;
Betracht' den Tod als einen Freund,
Der dich erlös't und Gott vereint.

Ein tragisches Wiedersehen.

(Fortsetzung.)

Sie schlief so lange und sah in dem verschwindenden Lichte so blaß aus, daß er zu fürchten begann, sie möchte von Neuem in die tödtliche Starrsucht verfallen, aus welcher er sie mit so vieler Mühe erweckt hatte. In seiner Angst rief er ihr laut zu, zu erwachen, und bei diesem Ruf fuhr sie, die Augen öffnend, in die Höhe. Er hatte sich auf eine kleine Rede vorbereitet, um sie zu beruhigen, wenn das Erstaunen, sich an einem fremden Orte und in so seltsamer Lage zu finden, sie bewältigen sollte; allein sie bedurfte einer solchen Beruhigung so wenig als ein Kind, das noch zu jung war, um seine Mutter von irgend einer andern Frau unterscheiden zu können. Sie sah sich verwundert, aber keineswegs erschreckt, im Zimmer um, und als ihr Blick auf Astley fiel, verlangte sie in seiner eigenen Sprache Etwas zu essen. Es war sichtlich, daß sie weder eine Erinnerung an vorheriges Kranksein hatte, noch Angst oder Neugierde über ihre gegenwärtige Lage empfand. Sie aß, was ihr gebracht wurde, mit Appetit und wollte dann, achtlos darauf, daß sie nur mit einem Leichenhemd bekleidet war, vom Bett aufstehen, allein Astley überredete sie, liegen zu bleiben und wieder zu schlafen. Sie fiel auch bald in tiefen Schlummer, und der junge Arzt begab sich in ein anderes Zimmer, von seltsamen, ungeordneten Gedanken bewegt. Diese junge, schöne Frau, anscheinend unwissend und hülflos wie ein Kind, war gänzlich seinem Schutze anheimgegeben, da sie keine Spur einer Erinnerung an Vergangenes zeigte und damit die Möglichkeit, ihre Angehörigen ausfindig zu machen, abgeschnitten war. Es konnte möglich sein, daß ihr Verstand und Denkvermögen nie wiederkehrten und das liebliche Geschöpf durch's ganze Leben hindurch eine Blödsinnige blieb. Daß sie Englisch sprach, war ein anderes Räthsel. Sie konnte eine Engländerin sein, und ihre Schönheit hatte auch vollkommen den sächsischen Typus, sie konnte aber auch die Sprache nur erlernt haben; wenn aber das Letztere der Fall, wie ließ es sich erklären, daß sie nur diese Kenntniß bewahrt und alles Andere sonst gänzlich vergessen hatte? Des jungen Mannes Rathlosigkeit ließ ihn immer tiefer in Grübeleien versinken, bis er durch den Eintritt der eigentlichen Ursache derselben unterbrochen wurde. Das räthselhafte Wesen stand an der Thür, nur bekleidet mit dem Leichenhemd und einer darüber gezogenen Bettdecke, und blickte mit süßem, kindlichem Ausdruck, der in seiner Leere und Hülflosigkeit rührend war, nach ihm hin. „Ich muß sie bei irgend einem Namen nennen," dachte er bei sich, da es ihm schien, als warte sie, daß er spreche, „ich will sie Mary taufen."

„Geht es Ihnen besser, Mary?" fragte er, „und wollen Sie sich auf diesen Stuhl setzen?"

Sie gab keine Antwort, aber nahm den gebotenen Platz ein und fing dann an, mit verschränkten Armen sich hin und her zu wiegen. In ihrem langen weißen Gewande, mit dem noch blassen Gesicht, obschon nicht mehr todesbleich, und sich schweigend von einer Seite nach der andern hin und wieder neigend, bot sie im Schein der Lampe ein so geisterhaftes Bild, daß Astley sich wie von Furcht durchschauert fühlte. Er mußte Etwas be-

ginnen, denn dies konnte er nicht ertragen. Er nahm ein Buch, das erste beste, das ihm unter der Hand lag, — es war ein englisches — und reichte es ihr hin, indem er sie fragte, ob sie lesen wolle.

Sie nahm es mit kindischem Lächeln, legte es auf ihren Schooß und wandte die Blätter hin und her, als ob sie ein Spielzeug daraus machen wolle.

„Gerechter Himmel!" dachte Astley bei sich, „sie ist wahnsinnig oder doch auf jeden Fall blödsinnig; ich muß irgend eine Cur mit ihr vornehmen."

Aber es war unmöglich nachzudenken, so lange sie vor ihm saß, daher nahm er sie bei der Hand und sagte:

„Nun, Mary, müssen Sie wieder zu Bett gehen und morgen —"

Sie wartete nicht auf das Ende seiner Worte, sondern stand sogleich gehorsam auf, legte das Buch hin und ging ruhig in das innere Zimmer.

Astley riegelte die Thür und glaubte vor Verwirrung selbst wahnsinnig zu werden. Vor allen Dingen mußte sie Kleider haben, und wie konnte er solche herbeischaffen, ohne irgend Jemanden in's Vertrauen zu ziehen? Sogar wenn er gewußt hätte, wo er das Nöthige kaufen könnte, so war er doch ganz unwissend in Bezug auf Das, was Frauenkleider eigentlich waren. Er mußte sich an Jemanden wenden, ihm zu rathen und zu helfen, und zwar mußte es ein weibliches Wesen sein.

Der Morgen graute, ehe er sich zu einem bestimmten Plan entschließen konnte, und endlich entschied er sich dafür, daß die junge Frau, die ja ohnehin nicht zu entfernen war, auch wenn er es gewollt hätte, in seiner Wohnung bleiben sollte, und er sich seiner Haushälterin anvertrauen wolle. Diese war eine ältliche, zuverlässige Person; sie befand sich gerade auf kurzen Besuch bei Verwandten, konnte jedoch jede Stunde zurückkehren. Er wollte sie durch den feierlichsten Eid, den er ersinnen konnte, zum Schweigen verpflichten, und auf alle Fälle war dies der einzige Ausweg in seiner eigenthümlichen Verlegenheit. Die Haushälterin traf im Laufe des Morgens ein, und Astley erzählte ihr sogleich den Vorfall, indem er sie um ihren Beistand anflehte. Zu seiner großen Beruhigung erklärte sie sich willig, Alles, was in ihrer Macht stand, für das unglückliche Mädchen zu thun, und nachdem die nöthigsten Anordnungen verabredet waren, verließ Astley für den ganzen Tag das Haus, um wo möglich den beängstigenden Eindruck abzuschütteln, den das Ereigniß auf ihn gemacht hatte.

Als er Abends wiederkehrte, fand er Mary bequem gekleidet und nicht mehr so bleich und krank aussehend. Die Haushälterin sagte ihm, daß sie sich wie ein Kind hätte anziehen lassen und keine Idee davon zu haben schien, wie man sich selbst helfen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Resultate der Oenologie oder Weinwissenschaft.

(Fortsetzung.)

Betrachtet man jedoch die Hefentheilchen unter dem Mikroskope, so sehen dieselben keineswegs, wie man nach diesen Voraussetzungen erwarten sollte, wie eine durch die Fäulniß veränderte und verrottete Masse aus, sondern stellen sich als kleine, perlschnurartig aneinandergereihte kugelige Gebilde dar, welche in jeder Hinsicht mit einfachen Pflanzenzellen die vollkommenste Uebereinstimmung darbieten, und welche auch jetzt allgemein, selbst von den Vertretern der Liebig'schen Theorie, als niedere pflanzliche Organismen anerkannt sind, welche häufig große Aehnlichkeit mit gewissen Pilzen oder Algen besitzen. Von dieser Beobachtung ausgehend, haben daher schon seit lange bedeutende Naturforscher die Umsetzung des Zuckers in Alkohol und Kohlensäure als das Resultat der Lebensthätigkeit der organisirten Hefensubstanz betrachtet und demnach den Gährungsproceß für einen rein physiologischen Vorgang erklärt, welche Anschauung durch die neuesten Forschungen zahlreiche und mächtige Stützen gewonnen hat. Namentlich hat Pasteur diese vitalistische Gährungstheorie durch seine ausgezeichneten Arbeiten weiter ausgebildet und es mehr und mehr zur Gewißheit erhoben, daß die Wein- und Bierhefe, sowie überhaupt alle Fermente oder Gährungserreger, lebende Wesen, und zwar meistens pflanzliche Organismen sind, welche, aus den stets in der Luft schwebenden Sporen oder Keimstoffen sich

erzeugend, in der gährenden Flüssigkeit leben und sich vermehren und hierbei durch den Act ihrer vitalen Thätigkeit die Umbildung der ihnen zur Ernährung und zum Wachsthum dienenden Stoffe, d. h. mit anderen Worten die Gährung des Zuckers bedingen. Der Most und die Bierwürze, sowie überhaupt jede gährende Flüssigkeit gleicht hiernach einem fruchtbaren Boden, auf welchem eine üppige Vegetation wuchert und die Bestandtheile des Bodens und der Atmosphäre durch ihre Lebensthätigkeit auf dem Wege der Ernährung und Athmung aufnimmt und in neue Formen und veränderte Producte überführt.

Die Fortpflanzung und Vervielfältigung der Hefenzellen, welche aus einem inneren eiweißartigen Kern und aus einer äußeren stickstofffreien Hülle bestehen, geschieht, wie bei den meisten niederen Organismen, auf dem Wege der Knospung oder Selbsttheilung. Bringt man eine einzelne Hefenzelle in eine gährungsfähige Flüssigkeit und beobachtet dieselbe unter dem Mikroskope, so sieht man, wie sich an einem Punkte derselben sehr bald eine kleine Anschwellung bildet, welche rasch zunimmt und in Kurzem zu einem ähnlichen und eben so großen Hefenkügelchen wie die Mutterzelle heranwächst, das nun seinerseits in gleicher Weise eine weitere Generation von Zellen hervorbringt.

Der stickstoffhaltige, albuminartige Bestandtheil des Traubensaftes und der Kleber des Malzes bilden nach der Pasteur'schen Anschauung eine eben so unerläßliche Bedingung des Gährungsprocesses wie nach der Liebig'schen Theorie, jedoch nicht in der Eigenschaft als wirkliches Ferment, sondern in mehr untergeordnetem Sinne, als Material der Hefenzellenbildung, ohne welches sich das Ferment nicht entwickeln und vermehren und folglich auch keine Gährung stattfinden kann. Wie eine Pflanze nicht auf einem Boden gedeihen kann, der die nothwendigen Pflanzennährstoffe nicht enthält, so sterben auch Hefenzellen in einer reinen Traubenzuckerlösung sehr bald ab, ohne Gährung zu erregen. Düngt man dagegen diesen Boden, indem man der Zuckerlösung Ammoniaksalze und Phosphate zusetzt, so entwickeln und vermehren sich die Hefenzellen sofort üppig unter gleichzeitigem Eintritte der Gährung, während die Ammoniaksalze hierbei allmählig verschwinden und demnach offenbar der Fermentvegetation zur Nahrung und Neubildung dienen.

(Fortsetzung folgt.

Landwirthschaftliches.

(Der Eierstock der Hühner.) Der Eierstock einer Henne, so berichtet der „Landw. Anzeiger," enthält ungefähr 600 Ei'chen; daher kann dieselbe während ihrer Lebenszeit nicht mehr als 600 Eier legen. Bei naturgemäßem Verlauf ihres Lebens, das neun Jahre beträgt, vertheilt sich die Zahl der gelegten Eier auf die Dauer folgendermaßen: 1. Jahr nach dem Ausbrüten 15—20, 2. Jahr do. 100—120, 3. Jahr 120—135, 4. Jahr 100—115, 5. Jahr 60—80, 6. Jahr 50 bis 60, 7. Jahr 35—40, 8. Jahr 15—20, 9. Jahr 1—10 Eier. Hieraus folgt, daß es nicht vortheilhaft ist, Hennen länger als vier Jahre zu halten, da ihre Producte nicht das Futter bezahlen, ausgenommen, wenn sie einer seltenen oder werthvollen Race angehören.

Verschiedenes.

(Frage und Antwort im Polytechnikum.) Prof.: Welcher Veränderung sind die Metalle bei Zutritt von Sauerstoff unterworfen?

Schüler: (gibt keine Antwort.)

Prof.: (nachhelfend) „Sie ex... (exidiren.)

Schüler: „Ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten; ich bin kein Ochs."

Graf Bismarck soll zu einem österreichischen Cavalier gesagt haben: „Jeder Oestreicher hat eine Mission im Osten!" — „Und jeder Preuße hat seine Mission in der Weste," soll dieser geantwortet haben.

Amtmann: „Es scheint, Hilaribauer, ihr Leute hier im Gebirge könnt Niemanden per Sie anreden?"

Bauer: „I sog' zu Koan' Sie, als zu 'n Herrn Pfarra und zu Dir."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 28. Mittwoch, den 6. März 1867.

Ein tragisches Wiedersehen.

(Fortsetzung.)

Es würde unmöglich sein zu beschreiben, wie es allmälig im Geiste des armen Mädchens tagte und ihr Verstand sich zum Lichte rang. Es war nicht wie das langsame seelische Wachsthum eines Kindes, sondern mehr wie das zeitweise helle Aufleuchten einer Kerze, die nach solchem Aufleuchten wieder dunkler brennt. Der größte Fortschritt zeigte sich zuerst, als ihr liebliches Gesicht seinen leeren, bewußtlosen Ausdruck verlor, jedes Mal wenn Astley sich näherte; und dann fing sie an ihn zu bedienen wie ein liebendes Kind. Er widmete ihr die zärtlichste Sorgfalt, fast wie eine Mutter sie ihrem Kinde erzeigt, und lehrte sie mit unsäglicher Geduld Lesen und Schreiben. Sie lernte auch Nähen und brachte es zu einiger Geschicklichkeit in weiblichen Handarbeiten; aber sie begriff am schnellsten und besten Alles, worin er sie unterrichtete.

Zwei Jahre vergingen und Mary hatte sich verhältnißmäßig so schnell entwickelt, daß sie in Wissen und Können ziemlich jeder andern Frau glich, jedoch hatte sie nicht die geringste Erinnerung an die Zeit ihres Daseins vor dem Scheintode. Astley erzählte ihr ihre ganze Geschichte, soweit er sie kannte, und forderte sie auf, sich zu besinnen, wo und wie sie vorher gelebt, aber Alles war umsonst, ihr Gedächtniß war völlig dahin. Die Gegenwart war auch so glücklich, daß Beiden die Vergangenheit von keiner besondern Wichtigkeit war. Sie war ein ihm so gänzlich angehöriges Wesen, das ihm sogar das Leben verdankte, und sie liebte ihn so tief und innig, da sie ja sonst Niemanden in der Welt besaß, den sie kannte oder lieben konnte, daß er sich nicht anders als glücklich fühlen mußte; und das Geheimnißvolle ihres Bundes erhöhte noch dessen Reiz.

Sie wurden verheirathet, und immer noch lebte Mary in der gleichen Verborgenheit. Ihr Gatte und ihre Liebe genügten ihr vollkommen und sie scheute sich, Etwas von einer Welt zu sehen, die ihr so ganz fremd war.

Astley's Bekannte hatten längst ihr Urtheil dahin festgesetzt, daß er, wenn nicht entschieden irrsinnig, doch sonderbar und excentrisch genug war, um kein bequemer, angenehmer Gesellschafter zu sein; sie hatten sich nach und nach von ihm zurückgezogen, und nur der Kreis seiner Patienten war ihm geblieben. Dieser war jedoch, da er für einen geschickten Arzt galt, ausgedehnt; er hatte daher nur wenige Mußestunden, und diese brachte er stets in seiner Häuslichkeit zu, die sein Himmel war.

Wieder zwei Jahre vergingen, Jahre des vollkommensten Glückes. Mary unterschied sich in Nichts von jeder andern Frau, ausgenommen durch ihre große Schönheit, ihre Güte und Seelenreinheit, und durch ihre gänzliche Unkenntniß der ersten zwanzig Jahre ihres Lebens. Ihre Erinnerung an jene Zeit kehrte nie wieder. Die todesähnliche Starrsucht, vielleicht auch eine vorhergegangene Krankheit, hatte das Gedächtniß völlig zerstört. Niemals verließ sie ihre Wohnung, ein Mal nur hatte Astley sie Abends zu einem Spaziergange ausgeführt, allein der ungewohnte Anblick der Straßen und das fremdartige Geräusch, das sie vernahm, hatten sie so sehr erschreckt, daß er das Experiment nie mehr wiederholte. Zuweilen beschlich ihn das Verlangen, sein reizendes junges Weib seinen Angehörigen und Freunden in England vorzustellen, allein die Schwierigkeit, ihr Dasein zu erklären, ohne zu Unwahr-

heiten seine Zuflucht zu nehmen, so wie Mary's entschiedene Abneigung gegen ein solches Beginnen, trugen immer den Sieg davon, und das Project wurde als eine Unmöglichkeit bei Seite gelegt.

Sechs Jahre waren seit der Nacht verflossen, da Mary als Leiche in Astley's Haus gebracht worden war. Um diese Zeit ging er einmal durch die Straßen von Lima, als er einem alten Freunde begegnete, den er seit seiner Abreise von England nicht gesehen hatte. Das Erkennen war gegenseitig, und Astley bestand darauf, daß sein Freund das Mittagessen mit ihm einnehmen sollte. Die Einladung wurde bereitwillig angenommen, und da der junge Arzt Mr. Hold durch den plötzlichen Anblick der Schönheit seiner Frau zu überraschen gedachte, sagte er ihm Nichts von seiner Heirath und freute sich im Stillen auf das Schauspiel der Verwunderung, das Jener zum Besten geben würde.

Obwohl demnach Astley auf eine Darlegung von Erstaunen gerechnet hatte, so war er doch ganz unvorbereitet auf die heftige Gemüthserregung, welche sich seines Freundes bemächtigte, als er Mrs. Astley vorgestellt wurde. Alle Farbe wich aus seinem Antlitz und kehrte dann heftig wieder, es purpurroth färbend, und die Worte der Begrüßung wurden unverständlich hervorgestammelt. Mit Anstrengung suchte er seine Fassung wieder zu erlangen und bot der jungen Frau den Arm, sie zu Tische zu führen, allein sie lehnte es ruhig ab und nahm den Arm ihres Mannes. Während des Mittagsessens wandte Mr. Holt kaum den Blick von Mary's Gesicht, die jedoch dadurch nicht im Mindesten bewegt zu sein schien und ihrem Gaste nur so viel Aufmerksamkeit schenkte, als die Höflichkeit erforderte.

Astley's Argwohn war erregt lange ehe das Mahl vorüber war, und die Krallen der Eifersucht schlugen sich in sein Herz bei dem Gedanken, daß sein Freund sich in seine schöne Frau verlieben könne. Er zürnte mit sich selbst, daß er sich hatte verleiten lassen, Holt mit nach Hause zu nehmen, und suchte eifrig nach einem Vorwande, ihn sobald als möglich wieder los zu werden.

Holt's Aufregung dagegen steigerte sich bis zu wirklichem Unwohlsein, so daß er plötzlich aufstand und Astley ersuchte, ihn in ein anderes Zimmer zu begleiten. Er war kaum im Stande zu gehen, und während der junge Arzt ihn unterstützte, fragte dieser, ob er krank sei.

„Krank!“ stöhnte Holt. „Ich wollte, ich wäre todt.“

Er setzte sich nieder und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Sie werden mich für einen Thoren halten, Astley,“ sagte er, „aber die Aehnlichkeit Ihrer Frau mit der meinigen hat mich völlig bewältigt.“

„Sind Sie denn verheirathet?“ fragte Astley, „ich wußte es nicht.“

„Ich heirathete vor acht Jahren. Meine Frau war eine Engländerin mit den Haaren und Augen der Ihrigen, sie hatte dieselbe Größe und die süße Stimme. Vor sechs Jahren brachte ich sie hieher, nachdem wir zwei Jahre unaussprechlich glücklich gewesen waren. Wenige Tage nach unserer Ankunft war ich genöthigt, eine kleine Reise in die Umgegend zu machen, und als ich zurückkehrte, fand ich sie nicht mehr. Sie war plötzlich gestorben, so schnell und plötzlich, daß sie schon begraben war und ich nicht einmal ihren Leichnam umarmen konnte. Und ich hatte sie doch völlig gesund verlassen!“

Astley schwieg. Er fühlte, daß es für den Verlust einer Gattin, die seiner Mary glich, keinen Trost durch Worte gab. Plötzlich dämmerte jedoch ein furchtbarer Gedanke in ihm auf.

„Wie lange ist es her, sagen Sie, daß Ihre Frau starb?“ fragte er mit heiserer Stimme.

„Sechs Jahre. Ich verließ Lima den folgenden Tag. Ich konnte es sogar nicht über mich gewinnen, ihr Grab zu besuchen, sondern kehrte ohne Aufenthalt nach England zurück; und jetzt, nach so langer Zeit, finde ich Ihre Frau der meinigen in jedem Zug und jedem Blicke so ähnlich, daß die alte Wunde von Neuem blutet und die furchtbarste Pein mein Herz zerwühlt.“

Astley fuhr in die Höhe und packte mit eisernem Griff seines Freundes Schulter. Seine Stimme klang rauh und trocken, und seine Augen hatten einen starren, wilden Blick.

„Holt, um Gottes willen, lassen Sie uns nichts Uebereiltes thun! Gehen Sie mit mir zum Grabe Ihrer Frau, damit wir Gewißheit haben.“

Holt sah auf und las Alles in des jungen Arztes Mienen.

„Sprechen Sie!" schrie er, „sie ist meine Frau! Sagen Sie mir, wo Sie sie antrafen; sprechen Sie schnell, so lange ich Sie noch hören kann, denn in meinem Hirn braust es wie ein Cataract und betäubt meine Sinne." Und im nächsten Augenblick fiel er ohnmächtig zusammen.

Er hätte sterben können, und Astley hätte Nichts gethan, ihn zu retten. Der junge Arzt stand regungslos, den stieren Blick auf das blasse Gesicht des Unglücklichen gerichtet, ohne im Stande zu sein, nur die Hand auszustrecken.

Holt kam nach einer Weile wieder zu sich und sich schwankend erhebend, wiederholte er sein heftiges Begehren zu erfahren, wo Astley seine Frau angetroffen hatte. Der Letztere sagte ihm endlich Alles, ersparte ihm Nichts; er berichtete, wie ihm die Leiche von den Auferstehungsmännern in's Haus gebracht worden sei, wie sie über Nacht kalt und steif auf seinem Secirtische gelegen, wie —"

„Und Sie wagten —" fiel Holt kaum seiner Sinne mächtig ein.

„Ich rettete ihr Leben," sagte Astley sanft, denn die Erinnerung an jene Wiedererweckung milderte den Sturm seines Innern. „Wollen Sie mit mir zu dem Grabe gehen, damit wir uns überzeugen, ob es leer ist?"

„Nein, nein, nein," ächzte Holt; sein wilder Schmerz mäßigte sich und machte einem dumpfen Kummer Platz. „Nein, ich kann nicht mehr ertragen. Es ist nur zu gewiß, daß Ihre Gattin meine Gattin ist. Gott helfe uns!" (Schluß folgt.)

Die neuesten Resultate der Oenologie oder Weinwissenschaft.

(Fortsetzung.)

Liebig bekämpft die vitalistische Gährungstheorie unter Anderem durch den Einwand, daß es unerklärt und unerklärlich sei, wie mikroskopische Pflänzchen Zucker in Alkohol und Kohlensäure zu zerlegen vermögen, und daß es außerdem viele Gährungs- und Fäulnißprocesse gebe, in welchen noch niemals mikroskopische Pflanzen oder Infusorien beobachtet worden seien. Die Existenz und das Wachsthum der Hefenvegetation in gährenden Flüssigkeiten ist ihm gleichbedeutend mit dem Vorkommen von Würmern in faulem Käse oder mit dem Erscheinen von Käfern in faulenden Thierexcrementen, in welchen Stoffen sich diese Thiere nur darum vorzugsweise entwickeln, weil sie darin die Bedingungen ihres Daseins in Bezug auf Nahrung erfüllt finden, ohne daß es darum Jemand einfallen würde, sie als die Ursache und Erreger der Fäulniß jener Substanzen zu betrachten.

Pasteur hat dagegen gezeigt, daß bei allen Gährungsprocessen organisirte Wesen vorkommen, und außerdem gefunden, daß jede besondere Gährung ihre eigenen Fermente besitzt, und daß z. B. die Buttersäure- oder Weinsäuregährung durch Infusorien, also durch thierische Fermente verursacht werden. Eine Hauptstütze der Pasteur'schen Gährungstheorie bildet aber die Thatsache, daß frische Wein- oder Bierhefe, auf dem Reibsteine vollständig bis zur gänzlichen Zerstörung aller organischen Form zerrieben, unfähig wird, die Alkoholgährung oder die Zerlegung des Zuckers in Alkohol und Kohlensäure zu bewirken, sowie ferner, daß gährungs- und fäulnißfähige Substanzen nicht in Zersetzung übergehen, wenn man dieselben unter geeigneten Vorrichtungen nur mit Luft in Berührung bringt, welche man zuvor durch Baumwolle oder Schwefelsäure filtrirt oder noch besser stark geglüht hat, indem in diesem Falle die in der Luft enthaltenen Keimstoffe der Fermente zurückgehalten oder zerstört werden und so gewissermaßen der Samen, aus dem allein die Gährungsvegetation sich entwickeln kann, ausgeschlossen oder durch die Wirkung des Feuers getödtet wird. Mit Hilfe der Pasteur'schen Theorie lassen sich ferner verschiedene bei der Gährung auftretende Erscheinungen auf die einfachste und befriedigendste Weise erklären, über welche die Liebig'sche Theorie nur höchst ungenügende, zum Theil sogar unhaltbare Aufschlüsse zu geben vermag, womit zugleich ein entschiedener Vorzug der ersteren ausgesprochen ist. Es ist bekannt, daß die Siedhitze und Frostkälte den Gährungs- und Fäulnißproceß aufhebt. Um die Ursache dieses Verhaltens zu erklären, nimmt nun Liebig an, daß die Gährung unter diesen Umständen darum nicht stattfinden könne, weil die eiweißartigen Körper bei jenen extremen Temperaturen gerinnen und

in Folge dessen nicht in Fäulniß übergehen, also nicht zu Fermenten werden können. Wenn jedoch diese Erklärungsweise stichhaltig und annehmbar sein sollte, so müßte vor allen Dingen bewiesen werden, daß die eiweißartigen Stoffe im Zustande der Gerinnung wirklich nicht in Fäulniß übergehen. Jedermann weiß aber, daß geronnenes Eiweiß eben so gut, wenn auch weniger rasch, fault und sich zersetzt, wie ungeronnenes. Nach der Pasteur'schen Theorie wird dagegen das in Rede stehende Verhalten die nothwendige und selbstverständliche Consequenz eines allgemeinen Naturgesetzes, dem zufolge die Siedhitze und Frostkälte jedes organische Leben aufhebt und demnach auch die Entwicklung der Fermentpilze unmöglich macht.

Ebenso ist es schwierig, fast unmöglich, mit Hilfe der Liebig'schen Theorie die massenhafte Reproduction und Vermehrung des Fermentes in gährenden Flüssigkeiten, sowie die merkwürdige Wirkung gewisser Gifte, insbesondere des Quecksilbersublimats, des Alkohols und der schwefeligen Säure, zu erklären, welche die Hefe unwirksam machen und so gleichfalls die Gährung aufheben, wogegen sich diese Wirkung nach der Pasteur'schen Theorie so zu sagen von selbst versteht, da man weiß, daß sich in Stoffen, welche sich in Berührung mit diesen Giften befinden, niemals Pilse oder Infusorien entwickeln, indem durch dieselben jedes organische Leben zerstört wird.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Ein Industrieller.) Vor Kurzem starb im Elsaß der Besitzer einer Maschinenfabrik, der ein Vermögen von zwei Mill. Frs. hinterlassen hat. Dies Vermögen verdankte er einem Hute. Als armer Drechslergesell reiste er im Jahre 1816 mit einem selbstfabricirten hölzernen Hute auf dem Kopfe nach Arbeit. Er kam auch zu dem Dorf, in dem die Maschinenfabrik der Herren Bouton und Weill lag. Herr Bouton fragte ihn, wo er den Hut gekauft. Den habe ich selbst gemacht auf der Drechselbank, antwortete der Gesell. Auf der Drechselbank? Aber er ist oval, und auf der Drechselbank drechselt man doch die Sachen rund. — Das ist wahr, mein Herr, aber ich habe ihn doch gedrechselt. Ich stellte den Mittelpunkt anders und konnte dann das Holz so drechseln, wie ich wünschte. — Der arme Arbeiter hatte aus Instinkt die excentrische Drehbank erfunden, welche die Veranlassung zu den nützlichsten Anwendungen der neueren Mechanik geben sollte. Es fiel dem Herrn Bouton gar nicht schwer, die Wichtigkeit dieser Erfindung einzusehen. Er behielt den Mann mit dem hölzernen Hute bei sich und fand in ihm nicht blos einen geschickten Arbeiter, sondern auch eine ausgezeichnete Einsicht, kurz einen Mann, der, um sich zu entwickeln, Nichts weiter bedurfte, als der Gelegenheit und etwas Cultur. Moulin wurde bald als Theilnehmer in das Geschäft aufgenommen, dessen einziger Besitzer er später wurde und das ihn zum reichen Manne machte.

(Zahl nützlicher Pflanzen.) Es beträgt die Zahl nach den neuesten Forschungen 12,000 Pflanzen. Es gibt 2500 bekannte landwirthschaftliche Pflanzen, davon 1100 eßbare Früchte, Beeren und Samen, 50 Cerealien, 40 unangebaute eßbare Grassamen, 23 von andern Familien, 260 eßbare Rhizome, Wurzeln und Knollen, 37 Zwiebeln, 420 Gemüse und Salate, 40 Palmen, 32 Arten Pfeilwurz, 31 Zuckerpflanzen, 42 Salepwurzeln. Weinige Getränke erhält man aus 200 Pflanzen und wohlriechende aus 266. Es gibt 50 Surrogate für Kaffee, 129 für Thee. Gerbestoff ist vorhanden in 14 Pflanzen, Kautschuk in 96, Guttapercha in 7, Harz und Balsam in 389, Wachs in 10, Fett und Oele in 330. Pottasche, Soda und Jod enthalten 88 Pflanzen. 650 enthalten Farbe, 47 Seife, 250 liefern Fasern zum Weben, 44 solche zu Papier, 48 Pflanzen geben Stoff zur Bedachung, 100 zu Flechtwerk, 740 zu Bauzwecken und 615 sind als giftig bekannt. Nur 18 Familien sind durchaus nutzlos.

Finanzbeamter: „Habt Ihr hierherum gutes Wachsthum?" — Bauer: „O ja! wenn sonst Nichts wachst, so wachsen die Steuern."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 29. Freitag, den 8. März **1867.**

Ein tragisches Wiedersehen.

(Schluß.)

Welcher der beiden Männer war der bedauernswürdigste? Ein beängstigendes Schweigen folgte, während dessen jeder das Klopfen seines eigenen Herzens hörte.

Holt sprach zuerst wieder.

„Rufen Sie Edith herbei. Sie kann mich doch nicht ganz vergessen haben."

„Mary — ich nenne sie Mary. Es würde sie nur in schmerzliche Aufregung versetzen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß sie keine Erinnerung an irgend Etwas vor ihrem Scheintode hat."

Als er aber die Heftigkeit sah, die in Holt's Stimme aufstieg, hielt er es um seinetwillen für's Beste, daß sie herbeikäme. Da Jener aus Mary's eigenem Munde hören wollte, was ihm zu glauben er sich weigerte, so sollte nach seinem Willen geschehen.

Die junge Frau eilte auf den Ruf der geliebten Stimme herbei und stand vor den Beiden, gleich einem Engel des Friedens zwischen zwei Geistern des Zornes. Sie gewahrte in Astley's Antlitz die Todesangst, die seine Seele belastete, und warf sich mit einem Aufschrei liebender Besorgniß an seine Brust. Aber er wehrte sie ab und entzog sich, zum ersten Mal seit sie die Seine war, ihrer Umarmung.

„Mary, mein liebes Kind," sprach er, „sage doch Mr. Holt, ob du dich an irgend Etwas erinnern kannst, das sich vor deinem Scheintode in deinem Leben zugetragen?"

„Nein," entgegnete sie, „ich erinnere mich an Nichts; ich habe es ja schon viele Mal gesagt."

„Schwöre es!" rief Holt.

„Ich schwöre es," sagte sie, „bei meinem Gatten, Richard Astley."

Der arme Holt! Er warf sich ihr zu Füßen, umklammerte ihre Kniee und rief leidenschaftlich:

„O Edith! hast du mich vergessen, deinen Gatten, Georg Holt? O mein Liebling, du mußt dich meiner erinnern und wie glücklich wir während jener zwei kurzen Jahre waren!"

Aber sie riß sich von ihm los und warf sich weinend in Astley's Arme.

„Schicke ihn weg!" rief sie. „Was will er? Schicke ihn weg!"

Sie war wieder blaß wie eine Leiche und zitterte heftig.

„Lassen Sie sie los!" schrie Holt, „oder bei Gott —"

Der Schwur wurde von Astley unterbrochen.

„Holt! der Himmel weiß, daß ich thun will, was recht ist, und um ihretwillen bitte ich Sie, ruhig zu sein."

Er führte Mary zu einem Stuhl und sie setzte sich weinend nieder, während er fortfuhr:

„Sie sollen Alles sagen, was dazu dienen kann, ihre Erinnerung der Vergangenheit wieder zu beleben, und wenn sie Ihnen gegenüber nur das schwächste Erkennen an den Tag legt, so will ich meine Ansprüche den Ihrigen opfern. Wenn sie sich aber nicht erinnert, dann — o Holt! — ich rettete ihr Leben!"

Der Kampf war hart und beugte ihn wie der Sturm das Rohr.

„Sagen Sie ihr, wer ich bin," versetzte Holt mit Bitterkeit, „vielleicht wird sie Ihnen glauben. Wenigstens wird sie Sie doch anhören."

Es war eine grausame Aufgabe für Astley, dennoch unterzog er sich derselben um Mary's willen. Seine Stimme bebte, wie sehr er sich auch bestrebte, ihr Festigkeit zu geben.

„Mary, Geliebte, höre mich an. Du weißt, daß du eine lange Zeit, mindestens zwanzig

Jahre, gelebt haben mußt, ehe du in jener Nacht hieher gebracht wurdest."

„Ich weiß es nicht," sagte sie, „ich kann mich nicht besinnen."

„Aber es muß doch so gewesen sein, denn du warst damals schon eine erwachsene Frau."

„Ich weiß von Nichts," wiederholte sie, „ich habe nicht die geringste Erinnerung an irgend Etwas."

Astley wandte sich mit bangem Blick zu Holt.

„Sie sehen, wie es ist," sagte er, „lassen Sie uns diese Folterqual enden."

„Geben Sie mir meine Frau!" rief Holt mit Heftigkeit.

„Sie werden sie mir nicht entreißen," entgegnete beängstigt der junge Arzt, dem jetzt die Möglichkeit einfiel, daß Mary's erster Gatte sie gegen ihren Willen gewaltsam hinwegführen könnte.

„Sie ist mein," beharrte Holt; „fahren Sie fort, sagen Sie ihr Alles. Wenn sie es auch nicht begreift, so wird sie es doch glauben, sobald Sie ihr sagen, daß es so ist."

Er sprach diese Worte mit Hohn, aber das Unglück seiner Lage hatte ihn grausam gemacht und er wußte kaum, was seine Lippen hervorbrachten.

Astley sagte ihr Alles in wenigen Worten. Sie sah verwirrt und erschreckt aus.

„Es muß wahr sein, weil du es sagst," sprach sie; „aber ich kann mich nicht besinnen und, o Richard, ich liebe nur dich!"

„Sie muß dennoch mit mir gehen," rief Holt wild.

Ein böser Geist hatte sich des Unglücklichen bemeistert, der voll wahnsinniger Eifersucht die härtesten, ungerechtesten Worte ausstieß, so daß das erschreckte, arme junge Weib sich schluchzend nur noch fester an Astley hing.

Die Scene mußte um Mary's willen geendet werden, und der junge Arzt beschwor seinen Freund, ihn bis zum nächsten Tage zu verlassen und dann womöglich zu beschließen, was geschehen müsse, um dem Rechte nach zu handeln.

Mary lag bewußtlos in Astley's Armen, und dieser Anblick regte Holt's wahnsinnigen Zorn nur noch mehr auf. Endlich wich der Paroxismus, nachdem er sich bis zur Erschöpfung ausgetobt, einer weichen Schwäche, und der gequälte Mann weinte wie ein Kind.

Astley sprach ihm beruhigend zu. „Seien Sie ein Mann, Holt! Dies ist ein furchtbares Drama, und ich wollte, ich wäre eher gestorben, als daran Theil zu haben. Es gibt auf Erden nicht wieder zwei Männer so unglücklich, als Sie und ich. Wir müssen das Unvermeidliche annehmen, wie es ist, aber es ist unsere Pflicht, diesem armen Wesen so viel Schmerz zu ersparen, als in unserer Macht steht. Verlassen Sie mich jetzt und morgen will ich Sie wiedersehn. Vielleicht hat Gott mir bis dahin einen Ausweg gezeigt."

Holt stand willenlos auf, zu gehen.

Astley legte Mary auf einen Ruhesitz nieder und begleitete den Andern aus dem Zimmer.

„Sie sind edler als ich," sagte Holt, indem er sich entfernte.

Es schien Astley, als beginne sein Kummer erst, wie er seiner Frau die ganze Sache klar zu machen suchte. Die Qual, das Schreckliche in Worte zu fassen, überstieg Alles, was er bisher Schmerzliches empfunden. Und als sie endlich zu begreifen anfing und ihn fragte, ob er wünsche, daß sie ihn verlasse, kam noch die härtere Todespein, ihr sagen zu müssen, er glaube, sie sollte zu ihrem ersten Gatten zurückkehren. In ihrer großen Liebe zu Astley konnte sie die Nothwendigkeit eines der Pflicht und dem Gesetze zu bringenden Opfers nicht fassen, und ihre völlige Unkenntniß der Welt machte es gleichfalls unmöglich, ihr zu erklären, welches ihre Stellung sein würde, wenn sie bei Astley bliebe. Und hinwiederum war dies ein Fall, — wie er wenigstens zu denken sich überredete, — so außerordentlich, so ganz verschieden von Allem, was sich je in der Welt zugetragen, daß es kein göttliches oder menschliches Gesetz zu geben schien, das hier in Anwendung kommen konnte. Aber alle Vernunftschlüsse, alle Sophistereien des Herzens mußten sich doch dem geheim und gewaltig sich aufdrängenden Ausspruch des Gewissens unterwerfen, daß, welch räthselhaftes Verschwinden des Gedächtnisses Mary von der Vergangenheit trennen mochte, sie doch Holt's Weib und nicht das seine war; und daher sagte er ihr, obschon der Schmerz ihn fast vernichtete, daß sie ihn verlassen müsse.

Sie stand auf, und plötzlich das Ansehen stolzer Kälte zeigend, wollte sie von ihm gehen, aber schon an der Schwelle wich ihr ganzer Muth und sie kehrte wieder um und warf sich schluchzend und jammernd ihm zu Füßen.

Der Schleier der Nacht hat manches Weh verhüllt, und mancher Aufschrei bitterer Angst hat ihre Stille unterbrochen; Rufe um Barmherzigkeit, Gebete um Glauben und Hoffnung, sich aufschwingend über die Sterne zu Gottes heiliger Nähe, — doch niemals barg die Nacht solch großes Weh, und niemals vernahmen die weinenden Engel solch angsterfülltes Klagen.

Als es endlich tagte, waren Beide ernst und still. Die Augen waren trocken, denn der Thränenquell war erschöpft. Er hatte sich für das Recht entschieden, obschon der Kampf sein Herz gebrochen; und sie, als ächtes, liebendes Weib, das sie war, hatte sich der Pflicht gefügt, nicht weil es Pflicht war, sondern weil er, den sie liebte, es dafür hielt.

„Ich werde sterben," sagte sie mit einer Stimme, aus der alles Leben gewichen, „ich kann nicht noch mehr tragen und leben, aber ich kann dies noch tragen und dann sterben."

Wer vermöchte das Scheiden zu schildern? Als die Sonne wieder unterging, war Astley ein verzweifelnder, vereinsamter Mann.

Holt hatte Mary weggeführt.

Sieben Tage vergingen, und der Unglückliche verließ nicht seine verödete Heimstätte. Er machte keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht, sondern legte sich angekleidet nieder zu schlafen, oder sich vielmehr dem dumpfen Starrsinn zu überlassen, der ihn für Stunden bewußtlos machte und dann wieder abwechselnd einem leidenschaftlichen Ausbruch des Schmerzes wich. Am Abende des siebenten Tages versuchte er zum ersten Mal, seinem Geschick offen in's Antlitz zu blicken.

„Ich bin nicht gestorben," sagte er zu sich, „daher ist es klar, daß dieser Kummer mich nicht tödten wird."

An diesem Abende entkleidete er sich und ging zu Bett. Jene Nacht vor sechs Jahren, als die eingehüllte Gestalt im Nebenzimmer lag, und phantastische Träume, die mit ihr in Verbindung standen, seinen Schlaf erfüllten, stellte sich lebhafter denn je seinem Geiste dar. Auch dies Mal war sein Schlummer fieberhaft und unterbrochen, und wilde Träume umjagten sein Lager. Zwei Mal erwachte er mit dem bestimmten Gefühl, daß er ein Klopfen vernommen, und zwei Mal schlief er wieder ein, da er fand, daß Alles still war. Aber er erwachte zum dritten Mal im grauen Dämmerschein des frühen Morgens und hörte dann deutlich den nämlichen Ton, — ein schwaches Klopfen an der äußern Thür, das plötzlich aufhörte. Er erhob sich, entschlossen, die Ursache zu ergründen; er riegelte die Thür auf und öffnete sie, und Mary's todter Körper, aus dem die Seele so eben entflohen, fiel ihm entgegen. Das arme junge Wesen hatte sich zu Richard Astley's Schwelle geschleppt, dort zu sterben; — dies Mal um nimmer wieder zu erwachen.

Die neuesten Resultate der Oenologie oder Weinwissenschaft.

(Fortsetzung.)

Die praktische Anwendung der schwefeligen Säure zu dem sogenannten Einbrennen der Fässer sowie des Weingeistes beim Versenden von Wein erklärt sich hiernach in ebenso einfacher als befriedigender Weise. Es sind dies eben nach dem vorhin Gesagten Stoffe, welche die Eigenschaft besitzen, die Fermente zu tödten und so die Gährung zu unterdrücken. Die schwefelige Säure, welche man durch die Verbrennung des Schwefels erzeugt, findet daher stets da eine richtige Anwendung, wo es sich darum handelt, Gährung erregende Einflüsse zu bekämpfen, und eignet sich insbesondere dazu, die schon in unserem letzten Artikel besprochene, für die Güte des Productes so schädliche Nachgährung zu verhüten. Es ist demnach ein vollkommen rationelles Verfahren, Weine, welche man lange Zeit möglichst unverändert erhalten oder auf bedeutende Entfernung hin versenden will, in der üblichen Weise zu schwefeln, indem hierdurch die nach der ersten Gährung etwa in dem Wein zurückgebliebenen Fermentstoffe verhindert werden, sich zu wirklichen Hefenzellen zu entwickeln. Auch das Schwefeln leer liegender Fässer hat denselben Zweck, nämlich die Erzeugung einer Pilzvegetation auf den inneren Faßwänden oder, mit anderen Worten, das Schimmeligwerden der letzteren zu verhindern und die Fässer auf diese Weise weingrün zu erhalten. Doch wirkt die schwefelige Säure in diesem Falle, sowie namentlich auch beim Einbrennen nicht ganz vollgefüllter Fässer, nebenbei noch in der Weise, daß sie vermöge ihrer großen Verwandtschaft zum Sauerstoffe

der in dem Fasse eingeschlossenen Luft dieses Gas entzieht und hierdurch eine Hauptursache der Verderbniß vergohrener und fertiger Weine beseitigt. Ein sehr schädlicher und verwerflicher Gebrauch der schwefeligen Säure ist es dagegen, Fässer vor dem Einfüllen von Most, also vor dem Eintritte der Gährung zu schwefeln, wie dies noch an vielen Orten geschieht, indem hierdurch gerade der für die Qualität und Haltbarkeit des Weines so wichtige, rasche und vollständige Verlauf des Gährungsprocesses gehindert und aufgehalten wird. In manchen Gegenden, namentlich in Südfrankreich, benützt man sogar diese Eigenschaft der schwefeligen Säure, um in gewissen Fällen die Gährung ganz zu unterdrücken. Im Departement des Herault zum Beispiel, von wo jährlich eine große Quantität des dortigen zuckerreichen Mostes in unvergohrenem Zustande nach England versendet wird, um hier weiter zu Madeira und Xeres verarbeitet zu werden, schwefelt man denselben so stark, daß er meistens noch ganz süß, oft sogar ohne jede Spur von Gährung an seinem Bestimmungsorte anlangt.

Ganz dieselbe Wirkung wie die schwefelige Säure besitzt in dieser Hinsicht der Weingeist bei einem gewissen Concentrationsgrad. In einem Weine, welcher 15—16 Procent Alkohol enthält, findet in Folge dessen keine Gährung mehr statt. Der Most, aus welchem der Muscatwein, sowie verschiedene andere südländische, sogen. süße Weine (vins doux) bereitet werden, ist so überaus reich an Zuckerstoff, daß der Alkoholgehalt bei der Gährung sehr bald bis zu der angegebenen Höhe von 15—16 pCt. steigt, womit zugleich der Gährungsproceß sein Ende erreicht, indem die Ferment- oder Hefenzellen unter diesen Umständen ihre Lebensfähigkeit und damit natürlich auch ihre Wirksamkeit verlieren. Der alsdann noch in der Flüssigkeit vorhandene unzersetzte Zucker erleidet in Folge dessen keine weitere Veränderung mehr und ertheilt so jenen Weinsorten die ihnen eigene Süße.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Leichtsinn ist eine unglückliche Schwäche; man duldet sie nur bei **Kindern**, sieht sie mit Kummer bei dem **Knaben** und mit Verdruß bei dem **Jünglinge**. Der leichtsinnige **Mann** ist ein Gegenstand des Unwillens, der Verachtung und wird gewiß ein elender **Greis** werden.

Die Strafe macht dich frei von dem Gefühl der Schuld;
Drum straft dich, Kind, nicht **Zorn** des Vaters, sondern **Huld**.

Verschiedenes.

(**Eine gute Partie.**) Der „Böblinger Bote" enthält folgenden „Heirathsantrag:" „Ein Mann mit angenehmen Eißern welcher sich das 32. Lebensjahr nebst eines schönes Geschäfts mit bereits noch ohne Concurrenz zu erfreuen hat, sucht wegen Mangel an Umgänglichkeit auf dießem Wege eine Lebensgefährtin, Ansprüche auf Vermögen, sind 2000 fl. Photographien sind erwünscht. beliebige Adresse W. Mr. posterestande Böblingen."

Dorat vermählte sich im hohen Alter mit einem neunzehnjährigen Mädchen. Als seine Freunde eine so späte Heirath tadelten, entschuldigte D. dieselbe mit seiner poetischen Freiheit und äußerte, als sie fragten, warum er nicht lieber eine Person gewählt, deren Alter mehr zu dem seinigen passe: „Ich will lieber, daß ein reiner und blank geschliffener Degen mir das Herz durchbohrt, als ein altes verrostetes Eisen."

Ein Amtmann machte eine Reise. Nach einigen Stunden bog sich sein Kutscher von dem Bocke um den Wagen und fragte sodann: Herr Amtmann, was heißt doch gleich verloren auf Französisch? — Perdu. — Nu, dann ist unser Koffer perdu! —

Räthsel.

Zwei Silben hab' ich; alle beide zeigen
Dir Glieder an, die deinem Leibe eigen;
Doch hast du sie zum Ganzen erst verbunden,
So schlagen sie dem Leibe höchstens Wunden.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 30. Sonntag, den 10. März **1867.**

Einsamkeit.

Wenn wund dein Herz,
Krank dein Gemüth,
Geheimer Schmerz dich zehret,
So flieh' den Lärm
Der Außenwelt,
Wo Lust sich nur
Zu Lust gesellt
Und deine Pein vermehret.

Flieh' mit mir doch
Auf Berges Höh'n,
Wo frei der Mensch
Sich fühlet.
Nicht drückt dich da
Der Erdenstaub,
Ein frischer Wind
Weht durch das Laub
Der deine Stirne kühlet.

Verbirg dich in
Des Waldes Grün
Und lausche da
Der Lieder!
So traulich singt
Das Vögelein,
Belebend, wie
Der Sonne Schein,
Klingt's in der Seele wieder.

Und senkt das Licht
Des Tages sich
Und weicht dem Reich
Der Schatten,
O, tritt hinaus
In dunkler Nacht!
Erhebend ist
Der Sterne Pracht
Und stärkend für den Matten.

Wenn's draußen stürmt,
Wenn's draußen tos't,
Als wie dir selbst
Im Herzen:
Gar heimlich ist
Ein Kämmerlein,
Und mit sich selbst
Allein zu sein,
Macht süße oft die Schmerzen.

Vergänglich ist,
Was dich bewegt,
Unendlich nicht
Das Leiden;
Einst nimmt das Grab
Den Müden auf,
Vollendet ist
Der Schmerzenslauf,
Braucht's Muth zu diesem Scheiden?

Neustadt a. d. H. F. H........h.

Furchtbarer Wahn.

Erzählung nach Thatsachen von Julius Mühlfeld.

I.

Hoch oben im Norden unseres deutschen Vaterlandes lecken die Wogen der Ostsee viele, viele Meilen lang an einem schönen, smaragdgrünen Strand, den arme, aber frohe und glückliche Menschen von kräftigem Körperbau und gesundem derben Sinn bewohnen. Ihre vorzüglichsten Gewerbe sind Ackerbau und Fischerei, die sie zwar nicht reich machen, aber sie doch so ernähren, daß sie frohen, frischen und kräftigen Sinn und heiteres Gemüth sich bewahren, bei allem äußern Ernst, der dem Nordländer eigen ist. Die jungen Männer dieser Küsten, denen Muth und Unternehmungs-

lust in der Brust wohnen, pflegen auch kürzere oder längere Zeit zu Schiffe zu gehen und als gern gesehene und gesuchte Matrosen die Welt zu durchsegeln. Der practische Verstand des Briten versteht den starken Arm und biedern Sinn des deutschen Nordländers zu schätzen und er wird auf britischem Schiffe stets gern Willkommen finden. Mancher der kräftigen Burschen kehrt nach einigen Jahren wieder an den heimathlichen Strand zurück, um vielleicht in die väterliche Hütte ein braves Weib zu führen und von dem ersparten Häuer seines Matrosenlebens ein Boot zu kaufen, mit welchem er das friedliche Gewerbe des Fischers treibt, bei dem er nicht mehr monate- und jahrelang dem heimischen Strand sich entfernt, sondern nur auf Stunden, und dessen lockenden Schimmer, der ihm zeigt, wo sein Theuerstes auf Erden weilt, nicht mehr aus dem Auge verliert. Mancher der Burschen bleibt aber auch länger draußen. Seine Braut ist die wogende See geworden, von der er nicht mehr lassen kann, ohne deren sanftes Wiegen und plätscherndes Gemurmel er keinen ruhigen Schlummer findet. Das sind dann die echten Seeratten, deren Element das Wasser, deren Freude seine Mühen und Beschwerden sind und die dem Sturm entgegenjauchzen, wenn er in blinder Wuth mit ihrem bewährten Fahrzeug einen Tanz beginnt, bei dem sich die schlanke, leichthüftige Dame so schön und graziös bewegt und so geschickt dem tobenden Partner unter den verderbendrohenden Händen hindurchschlüpft, daß er endlich mit langer Nase das Nachsehen hat, während das flotte Fahrzeug, vom ersten neugebornen Sonnenstrahl umflort, sein luftiges Schwanengefieder ausbreitet und vor dem frischen Hauch des Abendwindes hertanzt, der ein viel zarterer und natürlicherer Geselle ist, als sein rauher Bruder aus Nordosten. Solch ein Seemann kommt nur auf Tage flüchtig an das Land, bis ihn das Alter drückt und endlich hereintreibt, wo den Einsamen dann Nichts als die Einsamkeit erwartet und er eine Art Bildsäule am Strande wird, die mit hellem, scharfem Auge wenigstens noch das Element überwacht, das ihm bis zum baldigen seligen Seemannsende das liebste bleibt. Und noch andere der braven Bursche kehren niemals wieder. Sie erliegen der Krankheit in der Fremde, auf den Wogen der See und werden auf ein Brett gebunden und mit Kugeln beschwert hinabgesenkt in den geheimnißvollen, tiefen Grund; oder auch der tückische Sturm wird Herr des Fahrzeuges und treibt es in die Brandung, an die Klippen, daß seine Planken krachend zerschellen und seine Trümmer wie seine Bewohner von den kalten Fluthen grausig umarmt und allmälig hinabgezogen werden in die Tiefe, deren Bett allein die Wohnung des Todes ist. . . .

In einem Dorfe dieses deutschen Strandes, dessen heimliche Poesie man auch in der üppigsten Zone des Südens nicht vergißt, lebte ein heiteres und zufriedenes Völkchen. Das Dorf war auf einer Landzunge gelegen, die sich stumpf in das Meer hinauswölbte, ein Landsee war in der Nähe, Felder und smaragdne Wiesen, die fast jedes Frühjahr unter Wasser standen und dann im Sommer um so herrlicher mit Frische getauft erschienen, zogen sich am niedrigen Strande entlang; im Hintergrunde aber, wo das Land sich etwas erhob, und an einzelnen Stellen fast bis zum Strand herabreichend, streckten sich herrliche alte Waldungen von Laubholz, deren Buchen und Eichen die Zierde moderner Parks bilden konnten, hätten sie nicht hier im ureignen Boden gewurzelt, gehegt und geschützt von einem reichen und mächtigen Grafengeschlechte, welches die Gegend beherrschte und in echt altaristokratischer Gesinnung sich mit den gewohnten reichen Erträgen der Besitzung begnügte, die modernen Bestrebungen und Erfindungen der Cultur und besonders jedes industrielle Gelüsten aber energisch zurückweisend.

So war es wenigstens bislang geschehen unter der Herrschaft der nun zur Greisin gewordenen Gräfin Katharina von Buckow. Seit vierzig Jahren lebte sie verwittwet auf ihrem altersgrauen, rings von Urwald umgebenen Schlosse, ihre einzige Tochter Elisabeth war nur wenige Jahre an einen Vetter, der die reiche Erbin gefreit und in die Residenz geführt hatte, wo er als altadliger Officier eine Rolle spielte, verheirathet gewesen. Sie hatte ihm ein einziges Töchterchen, Käthchen, geboren, aber vergeblich hatte man versucht, die weltscheu gewordene Großmutter, Gräfin Katharina, aus ihrem alten Schlosse nur zu dem Tauffeste des Kindes hervorzulocken. Sie

war und blieb einsam auf ihrem Schlosse Buckow und lud ihre Kinder ein, sie zu besuchen. Da, eines Tages langte gegen Abend wirklich ein Wagen mit Gästen an — Gräfin Katharina sah ihn aus dem Waldwege in die Buchenallee biegen, die in den Schloßhof mündete und diesen noch mit kräftigen Stämmen kränzte, und läutete nach ihrem alten Hausmeister.

„Jochen," rief sie diesem zu, „es langt Besuch an, wenn es Elisabeth wäre, die mich überraschen wollte!" —

Die alte Dame hatte zum Theil recht geahnt. Es war wirklich die Gräfin Elisabeth, aber sie wollte die Mutter nicht mit ihrem Kommen überraschen, wenn sie auch eine höchst schmerzliche Ueberraschung bereiten mußte.

Die alte Dame ahnte das bereits, als sie ihre Tochter in schwarzen Trauerkleidern und mit einem zarten Kinde auf dem Arm aus dem Wagen steigen sah und den Gatten nicht neben ihr erblickte; — wie ein Dolchstoß traf es die Greisin, daß sie sich an die Lehne ihres Sorgenstuhls klammern mußte, um nicht umzusinken, und nur mit Mühe den Angstruf der Seele unterdrückte. . . .

Gerade so war sie vor sechs und zwanzig Jahren in diesem Schloßhofe angelangt mit einem Töchterchen auf dem Arm und dieselbe Verzweiflung im Herzen, welche sie in den verstörten Zügen ihrer Tochter las . . .

Wenige Minuten später ruhte die Tochter weinend am Herzen der Mutter . . .

Man hatte ihr vor einigen Tagen den Leichnam des Gatten in das Haus gebracht, der von einem Kameraden im Duell getödtet worden war — und schaudernd war die junge Frau wieder aus der Welt geflohen, die ihr so Böses gethan, sich mit ihrem Kinde in die Heimath, in das Reich der frischen, unverfälschten Natur, an das starke Herz der Mutter rettend, um dasselbe nie wieder zu verlassen. (Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Resultate der Oenologie oder Weinwissenschaft.

(Fortsetzung.)

Auch auf künstlichem Wege wird zuckerreichen, südlichen jungen Weinen häufig Alkohol zugesetzt, um hierdurch die weitere Gährung und Zersetzung des Zuckers zu verhindern, auf welchem Princip eigentlich die ganze, namentlich in Cette und London so schwunghaft betriebene Fabrikation von Malaga, Madeira und Sherry beruht.

Wenn man, wie dies bei zu versendenden Weinen auch bei uns häufig geschieht, dem Weine Spiritus zusetzt, um demselben namentlich während längerer Seereisen eine größere Haltbarkeit zu verleihen, so bezweckt man, wenn auch meistens unbewußt, hierbei gleichfalls, die etwa noch in dem Weine enthaltenen Fermentstoffe durch Alkohol unwirksam zu machen und so eine schädliche Nachgährung und Trübung des Weines, wie dieselbe auf dem Transporte unter dem Einflusse der Erschütterung und wechselnder, oft sehr hoher Temperaturen leicht eintreten kann, zu verhüten.

Ein anderes häufig angewendetes Mittel, die bei dem gewöhnlichen, oft sehr fehlerhaften Gährverfahren in beträchtlicher Menge in dem vergohrenen Wein zurückbleibenden Fermentstoffe zu beseitigen und hierdurch die alsdann häufig in der warmen Jahreszeit sich erzeugende Nachgährung und Trübung des Productes möglichst zu verhindern, ist das Verfahren des sogen. Schönens, welches darin besteht, dem Wein eine Auflösung leimgebender Stoffe, wie Hausenblase oder Gelatine (bei rothen Weinen auch Eiweiß oder Blut) zuzusetzen, welche sich hierbei mit der in den meisten Weinen, wenn auch oft in sehr geringer Menge, enthaltenen Gerbsäure zu einer geronnenen, fleckigen Masse verbinden, die sich allmälig niederschlägt und dabei die noch in der Flüssigkeit schwimmenden Fermentbestandtheile durch eine lediglich mechanische Wirkung mit sich auf den Boden des Fasses hinabzieht. Damit demnach das Schönen den beabsichtigten Zweck wirklich erfülle, ist es nothwendig, daß in dem Weine Gerbsäure enthalten sei, und man ist deßhalb, im Falle dieselbe von Natur aus darin fehlt, häufig genöthigt, dem zu schönenden Wein zuerst diesen Bestandtheil durch Zugießen eines Galläpfelauszugs oder einer Tanninlösung zuzusetzen. Wegen des meist sehr geringen Gehaltes der weißen Weine an Gerbsäure ist beim Schönen der letzteren die wirksamere Hausenblase vorzuziehen, während bei rothen Weinen gut gereinigte Gelatine dieselben Dienste

leistet. Die Anwendung aller dieser Hilfsmittel könnte unzweifelhaft vermieden oder doch auf eine geringe Zahl von Fällen beschränkt werden, wenn man ein rationelles Gährverfahren befolgen und durch reichlicheren Luftzutritt den Verlauf des Gährungsprocesses zu einem rascheren und vollständigeren Abschluß bringen würde, in welcher Hinsicht wir zur Unterstützung der schon in unserem letzten Artikel entwickelten Gründe hier namentlich noch auf die oben erwähnte, in wissenschaftlicher wie practischer Beziehung wichtige Thatsache hinweisen, daß die Keimstoffe oder Sporen der Fermente aus der Luft stammen, welche zufolge der durch das Mikroskop gebrachten ungeahnten Aufschlüsse fortwährend mit solchem unsichtbaren organischen Staube erfüllt ist, und daß demnach der Zutritt der Luft gleichbedeutend ist mit der Zufuhr dieser für das Stattfinden der Gährung unentbehrlichen Fermentkeime. Je reichlicher aber diese Zufuhr des Fermentsaurens aus der Luft erfolgt, desto üppiger wird sich die daraus entsprießende Hefenvegetation in dem Weine entwickeln, und um so lebhafter und vollständiger muß alsdann auch der dadurch bewirkte Gährungsproceß von Statten gehen, wogegen der spärliche Zutritt der Luft hiernach nothwendiger Weise eine beschränkte Entwickelung jener Hefenvegetation und dadurch einen trägeren und weniger vollständigen Verlauf der Gährung zur Folge haben muß.

Ein weiteres sehr wichtiges Moment bei dem Verlaufe des Gährungsprocesses bildet die dabei herrschende Temperatur, unter deren Einfluß die Producte der Zersetzung ganz andere werden können, indem z. B. der Traubenzucker, welcher bei der zwischen 10° und 20° stattfindenden Gährung in Alkohol, Kohlensäure, Glycerin und Bernsteinsäure zerfällt, bei höherer Temperatur keinen Alkohol mehr liefert, sondern sich in Milchsäure, Wasserstoff, Kohlensäure, Mannit (Zuckerstoff der Manna) und in einen dem arabischen Gummi sehr ähnlichen, schleimigen Stoff umsetzt, wie dies in der heißen Jahreszeit bei der Nachgährung in warmen, mit den Fenstern nach der Südseite zu gelegenen Kellern nicht selten der Fall ist, wobei alsdann der Wein eine ölige, trübe und schleimige Beschaffenheit annimmt oder, wie man zu sagen pflegt, sich in Fäden zieht, weßhalb man diese Art von krankhafter Gährung auch mit dem Namen der schleimigen Gährung belegt. Tiefe, kalte Keller mit stets gleich bleibender Temperatur bilden daher immer ein Haupterforderniß einer richtigen Weinpflege, und es wäre aus diesem Grunde ein öfterer Gebrauch des Thermometers, das eigentlich ein ständiges Kellergeräth sein und in keinem größeren Weinlager fehlen sollte, den Weinbesitzern nicht minder anzuempfehlen wie den Bierbrauern, indem man durch regelmäßige Beobachtung der Kellertemperatur der Ursache vieler krankhaften Veränderungen des Weines leicht auf die Spur kommen und manche schädliche Einflüsse von dieser Seite her zu bekämpfen lernen würde.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Kinder und Narren sprechen die Wahrheit. Diese Erfahrung machte neulich ein Lehrer bei seinem geographischen Unterricht, als er die jetzt dem preußischen Staate einverleibten Reiche Hannover 2c. als „integrirende" Bestandtheile bezeichnete und den Schüler Müller repetirend fragte, was jetzt Hannover sei. — Der Knabe antwortete sehr naiv: „Hannover ist ein „intriguirender" Bestandtheil von Preußen."

Eine Dame wurde von einem an ihr vorübergehenden jungen Manne etwas unsanft berührt, wofür sie ihn mit dem Ehrentitel „Flegel" regalirte. — Der junge Mann zog artig seinen Hut und erwiderte: „Sie irren, meine Dame, ich heiße nicht Flegel, sondern Schlegel, und bin Student der Thierarznei-Schule. Sollte ich Ihnen Schaden gethan haben, bin ich erbötig, Sie gratis zu curiren!"

(O Zeiten, o Sitten!) In einer der bevölkertsten Straßen von Paris steht auf einem Schilde: „Flinten für Damen," gerade gegenüber bei einer Näherin: „Schnürleiber für Herren."

Auflösung des Räthsels in Nr. 29:
Armbrust.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 31. Mittwoch, den 13. März 1867.

Furchtbarer Wahn.

Erzählung nach Thatsachen von Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

An dem Mutterherzen fand sie den gesuchten Trost. Gräfin Katharina war so stark und männlichen Geistes, männlicher Willenskraft voll, als ihre Tochter weich und zart war, ein echt weibliches, stets erst von der Mutter, dann von dem Manne in willenloser Abhängigkeit gehaltenes, aber auch gepflegtes Wesen, daß sie nun vor der Möglichkeit eines Selbststehens und Selbsteinstehensollens erbebte und angstvoll unter die schützenden Fittiche des Geistes und Willens der Mutter zurückflüchtete, um in der alten lilienhaften Schwäche und Sorglosigkeit weiter zu leben.

So war es nun seit beinahe fünfzehn Jahren geblieben. So viele neue Anträge auch an die reiche Wittwe, die reichste Erbin weit und breit, gestellt worden waren, sie hatte jeden voll Entsetzen zurückgewiesen und nur für ihre Tochter gelebt, die sich schön und elfenhaft, eine rechte frische und lieblich duftende Blume des Waldes, entfaltete, ohne jede schädliche Berührung der Außenwelt.

Schloß Buckow lag eine Stunde vom Strande, aber mehr als sechs Stunden von der nächsten Stadt entfernt. Einsam, nur von wenigen Häusern umgeben, welche die unmittelbaren Unterthanen der Schloßherrschaft beherbergten, lag es etwas erhöht und mit hohen dicken Mauern umschlossen im Walde, inmitten der weiten gräflichen Besitzung, deren Dörfer und Vorwerke es im weiten Umkreise umgaben.

Das Dorf am Strande, von dem wir vorhin redeten, war der äußerste auf der vorgestreckten Landzunge ruhende Punkt der gräflichen Herrschaft. Man nannte es Strandow, und seine Bewohner waren meist Schiffer und Fischer, der kräftigste Schlag der Gegend. Die Strandower verkehrten mehr mit Fremden, die zuweilen vom Meere aus zu ihnen kamen, denn da keine Hafenstadt in der Nähe war, so ankerte dann und wann ein in der Gegend bekanntes Schiff der Landzunge gegenüber und schickte Boote ab, um von dem herrlichen Trinkwasser, das es in der Nähe des Schlosses gab, oder frisches Fleisch und Fische einzunehmen, oder auch, um einen der Strandow'schen Burschen als Matrosen zu häuern, die als tüchtige und brave Seefahrer bekannt waren. Die nächste Stadt aber lag von Strandow eben an sieben Stunden entfernt, es bedurfte einer Reise, um dahin zu gelangen, und da die Dorfleute die Bedürfnisse des Luxus nicht kannten, so waren sie nur selten in der Stadt zu finden, höchstens zu einem der zwei Mal jährlich stattfindenden Jahrmärkte, auf denen die unumgänglichen Bedürfnisse aus der Fremde gleich für eine lange Dauer eingehandelt wurden.

In Strandow waren zwei junge Leute, ein frischer Bursche Namens Karl und eine hübsche Dirne Elsa, als Nachbarskinder aufgewachsen. Wie das ganze Dorf, waren auch ihre Eltern nicht anders gestellt, als daß sie ihr Auskommen hatten. Ein Stück Feld, eine einfache Hütte, ein starkes Boot und das weite Meer mit seinem Fischreichthum bildete den Besitz jeder dieser Familien. Karl war nicht der einzige Sohn seiner Eltern, und als der jüngere beschloß er ein paar Jahre in See zu gehen und Etwas zu verdienen, um, wenn er zurückkehrte, davon entweder selbst ein Häuschen zu bauen und ein Stück Feld zu erwerben, oder auch, wenn ihm Elsa treu und gut blieb, wie bisher, die die Erbin eines kleinen Anwesens wurde, dieses aufzubessern und zu vermehren.

Mit dem ersten Schiffe, das wieder der Strandow'schen Landzunge gegenüber anlegte, ging Karl in See und machte drei Jahre lang tüchtige Reisen. Mit einem hübschen Sparpfennig kehrte er dann heim, als das Schiff gerade wiederum den heimathlichen Strand berührte, und erwartungsvoll, sehnsüchtig und bangend zugleich blickte er von dem Boote aus, in welchem seine liebsten Kameraden ihm das Geleite zu dem heimathlichen Strande gaben, auf diesen hinüber. Was würde ihn in dem kleinen Dorfe erwarten, das er da, zwischen Gärten und Obstwaldungen liegend, bereits erblickte? Würde sein hochklopfendes Herz, das nur an Elsa dachte, die ihm an demselben Strande vor drei Jahren Liebe und treues Ausharren zugeschworen hatte, jetzt Gewährung seiner heißen Wünsche finden? —

Er kam unerwartet an, und auch im Dorfe schien Niemand das Ankern des fremden Schiffes zu bemerken oder zu beachten. Er war gerade um die Mittagszeit und Niemand außer den Häusern, sonst wären doch wohl einige Neugierige an den Strand herniedergestiegen.

Karl landete. Die Kameraden luden seine Kiste an den Strand — noch einen kräftigen Händedruck, ein herzliches „Glückliche Fahrt!" und „wollt's Gott!" — das Boot stieß wieder ab; einige Minuten lang stand Karl noch am Strande still und erwiderte die lauten Grüße der Kameraden mit dem Schwenken des Südwesters. Dann lud er seine Kiste auf die Schulter und schritt dem heimathlichen Dorfe zu, das still und wie ausgestorben erschien. Karl kannte dieses Symptom der Mittagszeit und wunderte sich dessen nicht. Mit klopfendem Herzen betrat er das Dorf. Das dritte Haus war das wohlbekannte. Leise öffnete er die Thür und blickte hinein. Ein Strom von Frieden schien ihm aus der stillen Ruhe und Reinlichkeit entgegenzuströmen; leise trat er der Stubenthür näher, die nach der Landessitte ein verglastes und mit einer weißen Gardine verdecktes Guckfensterchen hatte. Die Gardine war halb zurückgezogen, und der Matrose mit dem hochklopfenden Herzen und der Kiste auf der Schulter, wie bereit, sofort wieder umzuwenden, wenn es räthlich sei, legte die scharfen Augen an das Glas.

Drinnen saß auf einem lederbeschlagenen Polsterstuhle ein blühendes junges Mädchen mit großen schwimmenden Augen und blondem Haar, das in schweren Flechten über den Nacken und das bunte Kattuntuch niederfiel, und hielt eine Näharbeit in der Hand. Aber sie ruhete eben aus, und ihre Augen hingen groß und liebevoll auf einem kräftigen Rosenbaum, der in einem schön angemalten Scherben vor ihr auf dem Tische stand, gerade mit einer Unzahl blühender Blumen und Knospen bedeckt. Auf diesem blühenden Stocke weilte liebevoll ihr Blick . . . Karl kannte den Blumenstock wohl, es war ein Geschenk von ihm, und er selbst hatte den Scherben so mit diesen bunten Farben gemalt.

Seine Augen leuchteten freudig auf, sein Herz klopfte höher. Jetzt lud er beruhigt seine Last von den Schultern und schob sie hinter die Thür — dann öffnete er die Stube. Elsa schrack bei diesem ungewohnten Geräusch wie aus einem süßen Traume auf — doch es war freudiger Schrecken — wie Sonnenglanz überflog es ihre Züge, und mit einem Ausruf des Entzückens, den nur die rechte Liebe kennt, flog sie an Karls Brust.

Das war ein Glück und eine Wonne wie Götterlust. Ein so zärtliches und innig einander anhangendes Brautpaar hatten die rauhen Bewohner von Strandow noch niemals gesehen; aber Alle waren dem schönen Paare gut, und als dasselbe wenige Tage nach Karls Ankunft nach Buckow wanderte, um von Elsa's Pathe, der Gräfin Katharina, Erlaubniß und Segen zu ihrer Verbindung zu erbitten, da folgten die besten Wünsche der braven Strandbewohner ihnen nach. (Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Resultate der Oenologie oder Weinwissenschaft.

(Schluß.)

Was nun das sog. Ablassen des jungen Weines anbetrifft, durch das man die möglichst rasche Trennung der bereits abgeschiedenen Hefe von dem geklärten Weine bezweckt, so ist es noch zur Zeit kaum möglich, sich unbedingt für oder gegen dieses Verfahren auszusprechen. In manchen Gegenden, namentlich in einigen Orten des durch seine herrlichen Weine ausgezeichneten Rheingaues, läßt man den jungen Wein einen großen Theil des ersten Jahres

ganz auf der Hefe liegen, während man dagegen in anderen Provinzen und insbesondere auch in unserer Pfalz schon im Winter und Frühling ein wiederholtes Ablassen des jungen Weines vornimmt.

Obwohl sich zu Gunsten der ersteren Praxis die Thatsache anführen ließe, daß die Hefe nach ihrer Abscheidung auf dem Boden des Fasses sehr bald ihre Wirksamkeit als Weinferment verliert, so dürfte dennoch das längere Verweilen der Hefe im Fasse und die dadurch bedingte Berührung des Weines mit einer so leicht zersetzbaren und zersetzend wirkenden eiweißartigen Substanz ernste Bedenken darbieten und unter Umständen nachtheilige Folgen für die Qualität des Weines nach sich ziehen. Die Frage von der Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit des öfteren Ablassens reducirt sich daher nach unserer Ansicht auf eine blose Wahl zwischen zwei Uebeln. Läßt man nämlich den Wein ab, so setzt man denselben hierdurch jedes Mal einer längeren Einwirkung der Luft aus, worunter der vergohrene, in der Entwickelung begriffene Wein, wie früher erwähnt, stets mehr oder minder leidet. Läßt man denselben dagegen zu lange in Berührung mit der Masse der abgeschiedenen Hefe, so ist leicht eine Säuerung und Trübung und dadurch gleichfalls eine Verschlechterung des Productes zu befürchten.

In dieser Hinsicht bilden daher die in der neueren Zeit vielfach zum Ablassen und Abfüllen des Weines angewendeten Circularpumpen einen sehr wesentlichen Fortschritt, indem die durch dieselben ermöglichte rasche Arbeit die Dauer des Ablassens und dadurch zugleich die nachtheilige Berührung der Flüssigkeit mit der Luft bedeutend abkürzt. Jedenfalls sollte man aber den Wein zum ersten Mal stets möglichst rasch nach der Gährung ablassen, um so diese Operation zu einer Zeit vorzunehmen, wo die Entwickelung des Weines noch nicht weit vorgeschritten und derselbe in Folge dessen noch nicht so empfindlich gegen die Einwirkung der atmosphärischen Luft ist. Namentlich gilt dies von den feineren, bouquetreichen Weinen, welche selbst schon durch eine kurze Berührung mit der Luft sehr viel von ihrer Güte verlieren, und bei welchen daher dieser Nachtheil die von der Hefe zu befürchtende Gefahr bei weitem überwiegt, weßhalb bei solchen Weinen das drei- und viermalige Ablassen, wie dasselbe in unserer Gegend nach einem uralten, wohl mehr durch die Jahre als durch den inneren Werth geheiligten Recepte geübt wird, entschieden zu widerrathen ist. Es erklärt sich zugleich hieraus, warum man gerade im Rheingau, wie oben erwähnt, an vielen Orten das öftere Ablassen nicht zur Anwendung bringt, sondern den jungen Wein lieber längere Zeit auf der Hefe liegen läßt.

Noch möchten wir hier schließlich unseren Lesern eine Idee unterbreiten, welche uns schon seit lange beschäftigt, und über welche die Resultate einiger von uns im Kleinen angestellten, aber noch nicht ganz zum Abschlusse gediehenen Experimente vielleicht in Bälde etwas mehr Licht verbreiten dürften. Da nämlich, wie oben gezeigt worden ist, die Producte der Gährung stets abhängig sind von der Art und Beschaffenheit des betreffenden Fermentes, und da, wie wir gleichfalls gesehen haben, die Weingährung nicht blos Alkohol und Kohlensäure, sondern auch Glycerin und Bernsteinsäure und höchst wahrscheinlich noch andere für den Charakter des Weines wesentliche Bestandtheile erzeugt, so ist man hiernach wohl zu der Annahme berechtigt, daß die Qualität eines Weines, außer von der Art und dem Mischungsverhältnisse seiner sonstigen Bestandtheile, auch zum Theil wenigstens von der Natur und Constitution der demselben eigenthümlichen Fermentstoffe bedingt werde, und daß es demnach gelingen müsse, durch Uebertragung frischer wirksamer Hefe aus einem edelen Weine in einen Most geringerer Sorte dem letzteren hierdurch Eigenschaften mitzutheilen, welche derselbe durch die Gährung mit seinem eigenen Fermentstoffe nicht verlangen würde. Wie schon öfter, so kann uns auch hier wieder die rationelle moderne Bierbrauerei zum Muster und zur Lehrmeisterin dienen. Es ist Jedermann bekannt, welch großes Gewicht die Bierbrauer darauf legen, beim Beginne der Brausaison für den ersten Biersud Hefe von anerkannt gutem Biere oder, wie sich der Brauer auszudrücken pflegt, einen guten Satz zu bekommen, indem die Qualität seines Productes, wie die Erfahrung gelehrt hat, sehr wesentlich hiervon abhängt. In gleicher Weise würde man nun nach unserer Idee auch geringeren Mostsorten die frische Hefe edeler Weine zusetzen, um so gleichsam

auf einem gemeinen Gährungsboden einen edleren Fermentsamen auszusäen. Im Falle eines günstigen Erfolges würde dieses Verfahren unstreitig ein werthvolles Mittel rationeller Weinverbesserung abgeben, und strebsame Weinproducenten sollten daher nicht verfehlen, geeignete Versuche über diesen Punkt anzustellen.

An das Capitel der Gährung, das wir hiermit schließen, reiht sich in naturgemäßer Folge zunächst die Betrachtung einer namentlich in der neueren Zeit vielfach empfohlenen Weinconservirungsmethode an, welche die Fermente durch die Wirkung der Hitze zu zerstören sucht, und welche wir daher zum Gegenstand unseres nächsten Artikels machen werden.

Verschiedenes.

(Wohlfeiles Concilium.) „Herr Apotheker, da sind drei Recepte for mein kranke Tochter, erkläre Sie mir, welche zwai stimmen überein?“

Apotheker: „Das vom Kantonsarzt und das vom Heppenheimer Doctor sind gleich, nur ist das vom Kantonsarzt etwas stärker; aber warum habt Ihr denn Recepte von drei Aerzten?“

„Worum, dorum! hätt' ich zusammenkommen lassen die drei Doctors, hätt' jeder genummen for Consultations-Gebühr eine Louisdor; so aber jeder is apart gerufe werde, macht die Sach' for jeden sechs Batze, thut zusamme achtzehn Batze; mache Sie mir die stärkste von die drei Mixture!“

Die kürzlich erst angefertigte Krone für die Königin von Belgien ist ein unglaublich reiches Meisterwerk. Sie besteht aus 40 ächten Perlen, die Hälfte birnförmig und ungeheuer groß, aus 40 großen Brillanten und ungefähr 5000 kleinen, Alles in Gold und à jour gearbeitet. Einfach von Form und zierlich sondergleichen, strahlt sie wie ein Flammenkreis; sie wiegt noch kein halbes Pfund.

Fräulein Aurelie (liest in einem Romane): „Um diese Zeit war es, als der russische Feldmarschall Diebitsch am Balkan stand.“ (Zu ihrer Mutter): „Ach, Mama, das ist doch schrecklich, was jetzt in den Büchern für Druckfehler stehen; es kann doch unmöglich Balkan heißen; es heißt doch jedenfalls Balkon!“

(Auch nicht übel.) Bei dem jüngsten Gastspiele einer bedeutenden Sängerin soll ein etwas überschwenglicher Enthusiast den Wunsch geäußert haben, ein Mehlwurm zu sein, um von dieser Nachtigall gespeist zu werden.

(Erfahrungssatz.) Der Befehlshaber einer Schwadron pflegt in der Regel ein großer Schwadroneur zu sein.

Ein Räthsel für die Jugend.

Wem ist der edle Baum bekannt
Mit seinen himmelhohen Ästen;
Die Wurzel an des Jordans Strand,
Des Stammes Wucht im fernen Westen?

Wer kennt von euch den hehren Baum
Mit seinen Früchten wundermild,
Aus denen fern durch Zeit und Raum
Des Himmels reichster Segen quillt?

Und dieser Baum — wer kennt ihn nicht
Mit seinen glanzumfloss'nen Sprossen,
Aus denen der Erkenntniß Licht
Durch alle Zonen sich ergossen? —

Noch grünt und prangt er freudig fort
Trotz allem Ungestüm der Zeiten,
Sein Blüthendach ein sichrer Hort,
Ein Schirm in Nöthen und in Leiden.

Und nun, ihr Knaben, frisch zur Hand,
Des Räthsels Sinn mir zu errathen!
Wer ist der Baum aus Morgenland
Mit Blüth' und Früchten reich beladen?

Und kennet ihr des Baumes Pracht
Und seiner Früchte reiches Sprießen,
So strebt, so ringt mit aller Macht
Des Segens Fülle zu genießen.

Str.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 32. Freitag den 15. März 1867.

Furchtbarer Wahn.

Erzählung nach Thatsachen von Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

II.

Solche Hochzeit, wie die von Karl und Elsa wurde, dem schönsten und glücklichsten Brautpaare weit und breit, hatten die Strandower seit zwanzig Jahren nicht mehr im Dorfe gehabt. Karl war es insbesondere, der in seiner ausgelassenen Freude darauf bestand, daß sein Ehren- und Freudentag groß gefeiert und ein Festtag für das ganze Dorf würde — seine Glückseligkeit mußte austoben und sich mittheilen, und in seines Herzens Jubel hätte er die ganze Erde umarmen und den Himmel illuminiren mögen, daß er zu seinem Hochzeitstag extra geschmückt wäre. Die Strandower, welche den lustigen Burschen alle gern hatten, denn er war ehrlich und brav, wie schon sein Vater selig, der ein wohlbeliebter Mann im Dorfe gewesen, erklärten sich gern zur Hilfe und Unterstützung bereit, und Jeder that das Seinige, um die Hochzeit des glücklichen Paares zu verherrlichen.

Als der festliche Tag kam, da zeigte sich Elsa's Häuschen selbst wie eine Braut geschmückt. Die grauen Mauern waren ganz verdeckt von Blumen und Baumzweigen; große Gehänge überrankten die Thüren, und bunte Bänder flatterten daran wie Siegesfahnen des Glücks, das heute triumphirend seinen Einzug halten wollte.

Und gegen Mittag, als die Glocken vom Kirchlein läuteten, da zog Karl, festlich geschmückt, in der Mitte freudiger Kameraden aus dem elterlichen Hause, in welchem er seither bei dem älteren Bruder gelebt hatte, durch das Dorf, Elsa's Häuschen zu. Elsa, die von Freundinnen mit der einfach bunten Tracht des Landes geschmückt worden war, erwartete den Bräutigam bereits mit verschämtem Lächeln, aber unendlich glücklichen Augenstrahlen. Die Hochzeit sollte im Hause der Braut ausgerichtet werden, eine ältliche Verwandte derselben stand heute dem Hauswesen vor, und während Elsa im Oberstübchen dem Bräutigam die Hand reichte, um mit ihm den Weg zur Kirche und von da durch das Leben anzutreten, warteten in der großen Stube unten die Gäste auch auf den Aufbruch und schlossen sich in langer Reihe dem Brautpaare an, als es dann dem vor dem Dorfe, halbwegs zwischen diesem und Schloß Buckow gelegenen Kirchlein zuschritt, einem Gotteshause, das Gräfin Katharina hier hatte errichten lassen, um mit den Strandowern und noch einigen Gemeinden ihrer nahe gelegenen Dörfer denselben Gottesdienst zu genießen.

Als das Brautpaar in die ebenfalls geschmückte Kirche trat, und in demselben Augenblick die Orgel in vollen Accorden zu rauschen begann, bemerkte dasselbe gerührt, daß auch die beiden Gräfinnen mit der Comtesse anwesend waren, die freundlich aus ihrem Herrensitze grüßten.

Der Pfarrer machte seine Rede nicht allzulang, was bedarf es viel der Worte, um zwei glückliche Herzen zu verbinden? —

Unter endlosem Jubel wurden die Glückwünsche dem Brautpaar dargebracht, und schneller und heiterer, als er hingezogen, bewegte sich der Hochzeitszug aus der Kirche in das Dorf zurück. Die Gräfinnen folgten ihm ebenfalls, um an dem Hochzeitsmahle Theil zu nehmen, und Gräfin Katharina trank auf das Wohl ihrer Pathe, der kleinen Elsa, die nun ein kleines Frauchen geworden war.

Karl und Elsa hatten den Gipfelpunkt ihrer Wünsche erreicht, und nach der Hochzeit begann jetzt ein Leben, so schön und friedlich, so seligsten und beseligendsten Liebesglückes voll, wie das tiefempfundenste Idyll es nicht herrlicher zu schildern vermag.

Karl nahm das Anwesen Elsa's kräftig in die Hand, und seine im Kampf mit den Meereswogen gestählten Arme schienen die Schwere der Arbeit nicht zu fühlen, er selbst die Last des Sommertages und die drückende Gluth einer Sonne, die aus reiner Himmelbläue niederglühte, nicht zu empfinden, da seine Gedanken stets bei Der weilten, für die er arbeitete, die unterdeß im Hause emsig schaffte und die vermehrte und bereicherte Wirthschaft mit practischem Hausfrauensinn in gutem Stande hielt, und die ihm, wenn die Sonne sank, und der Sohn des Schulmeisters Feierabend läutete, den Weg hinaus entgegen kam, ihn heim zu holen, wo schon das Lieblingsgericht, welches sie liebevoll dem Erschöpften bereitet hatte, seiner wartete.

Schon von Weitem winkten sie sich dann Grüße entgegen. Das Auge der Liebe blickt scharf und übersieht das kleinste Zeichen nicht, welches die Liebe spendet. Und trafen sie dann aufeinander, dann war ein herzlicher Kuß der Lohn für das lange Entsagen, und Arm in Arm gingen sie heim, zur Freude der Dorfbewohner, die ihnen herzliche Grüße boten. Denn gerade bei einfachen, unverdorbenen Naturen findet so ein reines, anspruchsloses Herzensglück, das sich, nach außen wunschlos, in sich selbst genügt, noch Anerkennung, wird die Idylle noch geglaubt und verstanden, welche die Blasirtheit der verwöhnten und verdorbenen Großstädter überlegen in das Reich des Märchens und der Romandichtung verbannt hat.

War dann ein recht schöner Abend, und schien der Vollmond auf den schlummernden Strand und das stillbewegte Meer, in dessen Spiegel sein Licht sich friedlich schaukelte, so machten Karl und Elsa wohl noch einen Gang zum Meere hinunter und trieben auch wohl im leichten Boote ein Stück in das an solchen Abenden kindlich fromme Element hinaus, Arm in Arm und Seele an Seele geschmiegt, die Schönheit des Abends und die stille Größe dieser Schöpfung bewundernd. Niemand ist so freudig bereit, als glückliche Liebende es sind, die Allmacht und Güte Gottes im tiefsten Herzen zu erkennen und die Herrlichkeit seiner Schöpfungen zu preisen. Für sie ist Alles Genuß, sobald sie sich selbst besitzen — sie sind am Allerwenigsten im Stande, dem zauberischen Schmelz einer Mondnacht am nordischen Strande zu widerstehen, deren Märchenduft selbst den Riegel des kältesten Herzens zu lösen und sein verschlossenes Empfinden zu wecken versteht.

Vier Monate waren so seit Karl's und Elsa's Hochzeitstage vergangen, und ihre Liebe war sich gleich geblieben, wie es in diesem Jahre das Wetter bleiben zu wollen schien, blau und wolkenlos, ohne Sturm und Frost. Denn obgleich schon der October zu Ende ging, waren noch keine kühlen Tage, kaum etwas kühle Nächte gekommen, die gewohnten Herbststürme schienen die Zeit übersehen zu haben, Georginen und Astern standen im Garten noch im vollen Flor, wie auf den Wiesen noch das Gras trieb und die Stoppelfelder wieder grünen Grund zeigten; die Blätter auf den Bäumen gilbten zwar, nahmen sich aber Zeit zum Abfallen, da kein Sturm sie antrieb, und auch die Zugvögel, welche man bereits in Schaaren gewahrte, zögerten noch immer, sich definitiv zur Abreise zu bestimmen.

Ein schöner Herbst, das ist ja wohlbekannt, wiegt einen schlechten Sommer auf, und nach einem schönen Sommer, wo nun das eitele, verwöhnte Menschenherz, dessen bitterstes Wehe das Scheiden von liebgewordenen Freunden und Verhältnissen bildet, sich gar nicht von den lieben, sonnighellen und sonnigwarmen Tagen trennen mag, ist er nicht minder willkommen. Karl und Elsa genossen ihn miteinander nach Herzenslust.

Es war ein Montag. Am Sonntag hatten sie die Kirche besucht, waren dann bei befreundeten Nachbarn gewesen und hatten endlich in glücklichster Stimmung einen Spaziergang durch das Feld und an den Strand gemacht, aus dankbaren Herzen sich des inneren wie des äußeren Glückes freuend, denn vom lieben Gott, dessen väterliches Angesicht ihnen in so hellem Glanze zulächelte, war auch ihr Fleiß gesegnet worden, und die Ernte hatte reiche Frucht für Menschen und Vieh in die Scheunen geliefert. Aber auch den Sonntag

rief unsern Karl das Schaffen wieder in das Feld hinaus, denn es galt die guten Tage noch zu benutzen, weil doch das Wetter nicht ewig so bleiben konnte, und Sturm, Winter, Schnee und strenger Frost vielleicht, wie das so manch Mal geschieht, wenn sie erst lange gezögert hatten zu kommen, mit einem Male über Nacht hereinbrachen, dann mußte die Wintersaat bestellt sein, und Karl versäumte Nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Preußens deutsche Politik.

Von Adolf Schmidt.

Vor 17 Jahren hat der Historiker Adolf Schmidt, der dem größeren Publikum durch die neue Redaction der Becker'schen Weltgeschichte rühmlich bekannt ist, eine Schrift über Preußens deutsche Politik veröffentlicht und darin die Anläufe, welche Preußen im Jahr 1785 durch den Fürstenbund, 1806 durch den Versuch eines norddeutschen Reichsbundes und 1849 durch die deutsche Union, zu einer wenigstens partiellen Einigung Deutschlands gemacht hat, in einer kernhaften gedrängten Darstellung geschildert. Jetzt hat er die damals mit Beifall aufgenommene Schrift in 3. Aufl. herausgegeben und jenen mißlungenen Einigungsversuchen den gelungenen von 1866 hinzugefügt. Es haben ihm keine neuen, Anderen unzugänglichen Quellen zu Gebot gestanden, aber es ist ihm gelungen, durch geschickte Zusammenstellung und Ausbeutung der offiziellen und offiziösen Mittheilungen eine überraschende scharfe Beleuchtung des Ganges der Begebenheiten hervorzubringen, welche Manchem über den Zusammenhang der Ereignisse Aufschluß zu geben und den Groll über die Katastrophe durch Blut und Eisen zu mildern geeignet ist. Wir können der Ausführung des Verf. nicht Schritt für Schritt folgen, aber wir wollen einige Partien hervorheben, die uns besonders belehrend scheinen. Zunächst erinnert der Verf. daran, wie Oesterreich seit 1850 unablässig darauf hingearbeitet habe, das von dem Fürsten v. Schwarzenberg ausgegebene Losungswort: „Man muß Preußen zuerst demüthigen, dann zerstören," zur Ausführung zu bringen. „Am Meisten kam es," sagt er, „dem Wiener Cabinet darauf an, seine Anziehungskraft unausgesetzt auf die Mittelstaaten spielen und wirken zu lassen, sie in ihrem Coalitionsgelüst warm und wach zu erhalten und dieses Gelüst zu einem permanenten Verschwörungstrieb zu entwickeln, der seine Spitze unverwandt gekehrt habe. Immer und immer war es darauf abgesehen, das „avilir la Prusse" in Uebung zu erhalten oder die Olmützer Demüthigung durch größere oder kleinere Acte der Mißachtung zu vervollständigen; überall galt es, der preußischen Politik unvermuthet ein Bein zu stellen, den preußischen Interessen im Zollverein durch Anwendung des liberum Veto entgegenzutreten und am Bundestage die verhaßte und verfehmte deutsche Großmacht durch künstliche Stimmenmehrheiten zu majorisiren, oder vielmehr zu minorisiren, da bei dem seltsamen Mißverhältniß zwischen der Stimmenvertheilung und den wirklichen Machtverhältnissen Preußen formell überstimmt wurde, während die Stimmenmehrheit nur die Bevölkerungsminderheit darstellte." — Der Krieg Italiens gegen Oesterreich bot Preußen Gelegenheit, sich für Olmütz zu rächen, aber die Allianz Italiens mit Frankreich machte die Situation und Volksstimmung unklar und widerspruchsvoll, und als sich das preußische Cabinet großmüthig entschlossen hatte, für Oesterreich einzutreten, und die Hilfe bestimmt zugesagt hatte, eilte Oesterreich, Frieden zu schließen und die Lombardei zu opfern, weil es um keinen Preis seine Rettung Preußen verdanken wollte und, wie der Verf. sagt, eine größere Genugthuung darin fand, die wahrheitswidrige Anklage in die Welt zu schleudern, Preußen sei an allem Schmählichen schuld, Preußen habe es trotz Bundesgenossenschaft im Stich gelassen. — Nach 1859 tauchte in Berlin der Plan der neuen Militärorganisation auf; man wollte die Macht so viel als möglich steigern, um künftigen europäischen Eventualitäten gewachsen zu sein. Das liberale Ministerium, mit dem Grundgedanken einverstanden und mit der verfassungsmäßigen Durchführung der Reorganisation beauftragt, hatte nicht das Geschick, die Abgeordnetenkammer dafür zu gewinnen, es mußte zurücktreten, der Conflict kam zum Ausbruch, und nach einigen Schwankungen wurde Bismarck-Schönhausen an das Steuerruder des preußischen Staates berufen.

Der Urtheilsorientirung über Graf Bismarck widmet der Verf. ein eigenes Capitel; er zieht nicht in Abrede, daß Bismarck in den Jahren 1847—50 Vorkämpfer aller feudalen Rechte, Ansprüche und Interessen, Fürsprecher der östreichischen Allianz und Gegner der Union gewesen, und daß ihm wegen dieser Antecedentien das berechtigte Mißtrauen der liberalen und nationalen Partei entgegengestanden habe, aber er hebt auch hervor, daß ihn die 1851 übertragene Gesandtschaft am Bundestag der Anstoß zu einer völligen Umwandlung geworden. In Frankfurt lernte Bismarck Oesterreich kennen und wurde dessen rückhaltloser Gegner. Als Beleg dafür citirt der Verf. eine vor Kurzem veröffentliche Unterredung Bismarcks mit dem Correspondenten des Siècle Anfangs Juni 1866. Im April 1858 war bereits Bismarcks Ueberzeugung dahin gediehen, daß Preußen auf das Unionsproject von 1849 zurückgreifen und mindestens eine Art Zollparlament errichten müsse. Während des italienischen Krieges nahm Bismarck entschieden für Italien gegen Oesterreich Partei und sah als die Aufgabe Preußens an, mit aller Energie die Lage der Dinge zu benützen und seinerseits auch Deutschland von dem Einfluß Österreichs zu befreien. Da er diese Meinung rückhaltlos aussprach, das Berliner Cabinet aber noch nicht so weit gekommen war, seinem Rathe zu folgen, so wurde Bismarck für Frankfurt unmöglich und übernahm die Gesandtschaft in Petersburg. Dort wurde er in seiner Ansicht, daß es für Preußen unmöglich sei, in Gemeinschaft mit Oesterreich die deutschen Angelegenheiten zu leiten, noch mehr bestärkt, wie sein bekannter Brief an den Minister v. Schleinitz vom 12. Mai 1859, der bereits das Programm von 1866 im Wesentlichen enthält, ausweist. Auch fand er sich veranlaßt, von dort aus in einem späteren Brief vom 22. Aug. 1860 sich gegen die Verleumdung zu verwahren, als ob er geneigt sei, gegen eine Machtvergrößerung Preußens die Rheinlande als Compensation an Frankreich zu überlassen. Er spricht sich mit solcher Entrüstung gegen diesen Verdacht aus, daß wir nicht an seinem guten Gewissen in dieser Beziehung zweifeln können. Mehrere briefliche Aeußerungen aus jener Zeit bezeugen, daß er schon damals die deutsche Frage so aufgefaßt hatte, wie er sie 1866 zu lösen suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

— Guter Ruf
Ist allernächst das Kleinod unsrer Seelen,
Des Mannes wie des Weibes. Wer den Beutel
Mir wegstiehlt, stiehlt mir Tand; 's ist was, 's ist nichts!
's war mein, 's ist sein! ein Sclav von Tausenden! —
Doch wer mir meinen guten Namen raubt,
Beraubt mich Dessen, was ihn reich nicht macht,
Mich aber wahrhaft arm.

Glücklich, glücklich nenn' ich Den,
Dem des Daseins letzte Stunde
Schlägt in seiner Kinder Mitte.
Solches Scheiden heißt nicht Sterben,
Denn er lebt im Angedenken,
Lebt in seines Wirkens Früchten,
Lebt in seiner Kinder Thaten,
Lebt in seiner Enkel Mund.

Verschiedenes.

In Paris hat ein Spaßmacher entdeckt, wie Batty seine Löwen zähmt. Der wilde König des Thierreichs wird drei bis vier Tage lang im Käfig abgehungert, dann wirft ihm sein Bändiger ein Bündel zu, bestehend aus genau demselben Costüm, welches derselbe trägt, mit Knöpfen, Tressen und dem ganzen heraldischen Zubehör. Der hungrige Löwe fällt gierig über den Kräuel her, reißt ihn in Stücke und verschlingt, was in den leeren Magen hinunter gehen will. Dann folgt Nemesis in Form unbeschreiblicher Verdauungsbeschwerden, und während der Magen noch krankt an dem Ragout aus Batty'schen Kleidungsstücken, steigt der Circusheld zum Leu. Eingedenk was der Gefangene von dem Waffenrock seines Zwingherrn zu leiden gehabt, hütet er sich wohl, noch ein Mal in den sauren Apfel zu beißen, er läßt sich unter Peitschenhieben lieber das Demüthigendste gefallen und leckt die Hand, die ihn züchtigt.

Auflösung des Räthsels in Nro. 31:
Christi Lehre.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 33. Sonntag, den 17. März **1867.**

Frühlingsgedanken im Jahre 1867.

Das Schlechte kann zwar öfters siegen,
Doch überwinden kann es nicht.
Wie dicht auch Nacht und Nebel liegen,
Durchbrechen muß sie doch das Licht;
Und mag sich Hochmuth blähend wiegen
Auf des Erfolges höchster Schicht:
Es schwärmen auch die Eintagsfliegen
Gar keck vor ihrem Strafgericht.

Geschrieben steht: „Despotenfreude
Währt nie und nirgends überlang;
Des Krönungsmahles Festgeläute
Verwandelt sich in Grabgesang.“
Was gestern war, ist nicht mehr heute,
Und was gebebt vorm Waffenzwang,
Das gürtet sich nun selbst zum Streite
Die ganze Linie entlang.

Die fade Phrase feiger Thoren,
Daß einzig nur zu rechnen sei
Mit just gegebenen Factoren,
Die reißt ein Augenblick entzwei;
Staut sich der Strom an Felsenthoren,
Scheinbar versumpft zu trägem Brei:
Er sickert dann durch neue Poren
Und bricht die Bahn sich frisch und frei.

So wird die Menschheit auch gesunden,
Die da und dort an Krücken geht;
Sie hat noch stets den Weg gefunden
Aus schlimmer Zeiten Lazareth;
Es lehrt das Glück, das schnell entschwunden,
Daß grad es so dem Unglück geht;
Schon vorgemerkt hat seine Stunden
Des Wechsels einz'ge Majestät.

Und diese Majestät hat eben
Den König Winter fortgeschickt,
Hat aufgeweckt zu neuem Leben
Frau Hertha, die schon eingenickt.
Ha! welch' ein Schaffen, Wirken, Weben,
Soweit hinaus das Auge blickt;
Die Frühlingsboten, die dort schweben,
Sind heuer früher eingerückt.

Und früher kommt der Mensch auch heuer
Mit Kopf und Herz in rechten Fluß;
In Kratern kocht unheimlich Feuer
Und sinnt auf plötzlichen Erguß;
Doch 's Sternenbanner weht am Steuer,
Es wacht der Freiheit Genius
Und wirft in's alternde Gemäuer
Den wohlgezielten Meisterschuß.

Furchtbarer Wahn.

Erzählung nach Thatsachen von Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

Elsa, die wirthschaftlich practisch, auch froh war, daß die Natur noch grünes Futter für das Vieh auf den Wiesen gewährte, war gegen Abend hinausgegangen, um davon zu schneiden und sogleich einen Korb voll zur Abendfütterung heim zu bringen. Karl wollte zwar nicht, daß sie so schwere Lasten trage, und würde ihr gern das Futter noch nach Feierabend auf dem Handwagen hereingeholt haben, den er leider mit im Felde hatte, aber sie that es doch, denn Karl sollte nach Feierabend Nichts mehr thun dürfen, und wie das frische Futter dem Vieh und seinem Ertrage gut that, nun das wußte sie am besten.

Elsa hatte sich aber doch beinahe etwas verspätet, denn des Schulmeisters Junge schlug Feierabend an, noch ehe sie mit ihrem hoch gepackten Korbe nach Hause gelangte. Noch

ein Gebüsch, das sich hinter dem Dorfe entlang nach Schloß Buckow hin erstreckte, mit dem Hauptgehölz, welches dieses umgab, in Verbindung stand und mit Wegen durchschnitten war, von denen einer durch den Wald bis in das Schloß führte, hatte Elsa zu durchschreiten, und sie beeilte sich, daß sie zu glühen begann, damit Karl wenigstens nicht eher als sie zu Hause anlange und sie dann mit ihrer Last so ankommen sähe.

Rüstig schritt sie vorwärts, sich kräftig auf den Stock stützend, den sie, wenn sie Lasten trug, vernünftigerweise in die Hand zu nehmen pflegte. So hatte sie bald das Gehölz quer durchschritten und eben die Stelle passirt, wo der Weg vom Schlosse ihren Weg schnitt und zum Strande hinabführte, da hörte sie das heisere Kläffen eines Hundes fast dicht hinter sich und erblickte einen großen, schmutzig grauen und struppigen Hund, der mit hängender Zunge lechzend sich schnuppernd an sie herandrängte. Elsa liebte die Hunde nicht sehr, am wenigsten so schmutzig struppige und ganz fremde. Sie rief ihm ein herrisches Fort! zu, das ihn jedoch nicht abhielt, sich schnuppernd nur näher an sie zu drängen. Jetzt hob Elsa ungeduldig den Stock gegen ihn auf. Der Hund verstand jedoch den Scherz nicht, kläffte heiser, packte erst den Stock und dann Elsa's nacktes Bein und biß sie tief und heftig, daß das Blut sofort am Fuße herniederströmte. Elsa schrie auf vor Schmerz und Schrecken, instinctiv hob sie den Stock und schlug den Hund — ein Pfeifen in der Ferne überhörte sie in der Erregung — der Hund flog davon. Außer sich und weinend eilte Elsa nach Hause, im Gehen eine Blutspur aus der Bißwunde hinterlassend.

Als sie sich ihrem Hause näherte, sah sie auf der Bank in der Weinlaube vor demselben Damen sitzen. Näher kommend, erkannte sie, trotz ihrer Verwirrung, die Herrschaft aus Schloß Buckow.

Gräfin Katharina trat der erhitzt näher kommenden jungen Frau entgegen und rief:

„Elsa, liebes Kind, was plagst du dich so arg, du wirst dir Schaden thun mit so schweren Lasten! Ich werde es deinem Mann sagen, daß er dich am Wenigsten jetzt solche Arbeit thun läßt. Doch, was ist dir, du bist ja ganz verstört, was ist denn geschehen, Elsa, du blutest ja; wo kommst du her?"

„Ach Gott!" stöhnte die junge Frau und ließ die schwere Bürde auf den Tisch nieder, „mich hat ein Hund gebissen — und ich bin so sehr erschrocken."

„Ein Hund!" kreischte Gräfin Elisabeth, die so nervös und reizbar war, wie nur je ein Mitglied des zarten Geschlechtes, „gewiß ein toller, einer von denen, die man in der Gegend gesehen!"

„Elisabeth!" rief Gräfin Katharina verweisend, „wie rücksichtslos!"

„Aber, Mama, ich bin so erschrocken. Wenn das Thier hierher gekommen wäre!"

„Das wäre, wenn es wirklich ein toller Hund war, vielleicht besser gewesen, als daß er dieses arme Weib gebissen hat. Ich würde ihn erkannt haben und konnte ihn erlegen. Du weißt, ich bin, wenn wir irgend Fußpartien mit unsern Ausfahrten verbinden, nie ganz unbewaffnet und verfehle mein Ziel nicht so leicht."

Sie zeigte dabei ihrer Tochter ein Pistol, das sie in der Tasche trug, dann wandte sie sich zu Elsa zurück, welche die Wunde waschen und mit reinem Leinen verbinden mußte.

Die Gräfin fragte dabei nach allen Einzelumständen des Vorfalles. Ihr hauptsächliches Interesse war, Elsa's Beschreibungen zu entnehmen, ob der Hund ein von der Tollwuth besessener gewesen sei. Der tiefen blutigen Wunde gegenüber sah sie wohl ein, daß auch in solchem Falle selbst durch ein qualvolles Ausbrennen der Wunde keine Rettung mehr zu erzielen sei, da das Gift sich mit dem Blute längst gemischt haben mußte. Elsa erzählte unbefangen, während Elisabeth beinahe krampfhaft weinte. Elsa hatte wohl von dem tollen Hund sprechen hören, im ersten Augenblick aber wohl die Bedeutung gar nicht verstanden, da sie, seit der belehrenden Auseinandersetzung ihres Schulmeisters über die Hundswuth, Nichts wieder von tollen Hunden gehört hatte.

Erst in ganz neuester Zeit hatten sich einige der Tollheit höchst verdächtige Hunde in der Gegend gezeigt, was bei dem trockenheißen Sommer nicht zu verwundern war. Der Gräfin Förster hatte einen dieser verdächtigen bereits erschossen, ein anderer, ein grauer struppiger Geselle, war ihm entkommen. Auf ihn fahndete er noch und auf diesen paßte

Elsa's Beschreibung. Die Gräfin befiel eine namenlose Angst. So allein waren sie mit der Nichts ahnenden jungen Frau, die nur die kleine Wunde sah und ahnungslos nun schon über den kleinen Schrecken lachte; denn selbst den Bedienten hatte die Gräfin beim Wagen zurückgelassen, der vor dem Dorfe ihre Rückkehr erwartete. Die Gräfinnen hatten mit ihrem Besuch in Strandow die löbliche Absicht verknüpft, die Leute auf verdächtige Hunde aufmerksam zu machen und sie zu warnen, und nun war es wahrscheinlich doch schon zu spät.

Da kam endlich Karl aus dem Feld nach Hause. Er hatte sich nicht wenig verwundert, daß Elsa ihm nicht entgegengekommen war. Nun übersah er mit einem Blick die Gruppe, den schweren Korb, Elsa sitzend, die Gräfin um sie beschäftigt, und ein Unglück ahnend, flog er herbei.

„Mein Gott, Elsa, was ist Dir?" fragte er athemlos.

„Nichts, Karl," lächelte sie, „ein Hund hat mich ein Wenig in das Bein gebissen, und darüber war ich erschrocken."

Er preßte sie aufathmend an sein Herz und küßte sie.

Die Gräfin sah ihm mit kummervollem Blicke zu. Dann brachen sie auf. Karl geleitete sie zum Wagen. Gräfin Katharina schwankte mit sich. Erst am Wagen entschloß sie sich und sagte:

„Karl, ich muß es Ihnen sagen, es sind wuthverdächtige Hunde gesehen worden — und es ist zu befürchten, daß ein solcher Elsa gebissen hat. Ihr müßt das wissen. Sprecht mit dem Pfarrer und seid vorsichtig."

Sie fuhren davon. Karl stand starr wie gelähmt an derselben Stelle.

„Gott, o Gott, nein, nur das nicht! Das nicht, nein, das kannst Du ja nicht wollen!" betete er in Todesängsten.

(Fortsetzung folgt.)

Preußens deutsche Politik.

Von Adolf Schmidt.

(Fortsetzung.)

Als Bismarck im Sept. 1862 das Ministerium übernahm, war sein Ziel in der auswärtigen Politik, die gebrochene innere Politik aber eine hemmende Erbschaft, die er mit antreten mußte, deren Schwierigkeiten er übrigens unterschätzte. Er gestand selbst, er verstehe sich nicht auf das Innere; auch beklagte er sich später in jener Unterredung mit dem Corresp. des Siècle, daß man ihn für eine Situation, die er nicht geschaffen habe, die ihm aufgedrängt worden sei, verantwortlich mache. Beim Eintritt in das Ministerium war seine Absicht, sich auf die liberale Majorität der zweiten Kammer zu stützen; er dachte in vertraulichen Unterhandlungen mit den Vertretern, sowohl der Altliberalen, als der Fortschrittspartei, diese für sich zu gewinnen, und erklärte ihnen in ausführlichen Unterredungen, daß er sich nothwendig auf eine Partei stützen müsse, und daß er am Liebsten die Unterstützung der Fortschrittsmänner wünsche. Aber das Mißtrauen, auf das er wegen seiner Antecedentien stieß, war unüberwindlich, und es blieb ihm nun Nichts übrig, als sich seinen früheren Genossen von der Kreuzzeitungspartei anzuschließen, wobei ihm jedoch, wie unser Verf. andeutet, öfters Gewissensscrupel aufstiegen. Wir möchten zur Erklärung des Widerspruchs, in welchem seine revolutionäre äußere Politik mit der conservativen oder reactionären inneren Politik seiner Collegen im Ministerium zu stehen scheint, noch auf einen Punct aufmerksam machen, den unser Verf. nicht berührt. Das conservative System der inneren Politik, die starke Regierung des Ministeriums Bismarck war zugleich ein Mittel, um das Mißtrauen der fremden Mächte und der deutschen Höfe zu beschwichtigen. Ein liberales Ministerium würde bei den Bevölkerungen der deutschen Kleinstaaten mehr moralische Eroberungen gemacht, aber mit dem größten Mißtrauen Frankreichs und Rußlands und der meisten deutschen Höfe zu kämpfen gehabt und im eigenen Land an der kleinen, aber mächtigen Partei der Feudalen Gegner geschaffen haben. Es fragt sich sehr, ob in dem Kampf mit Oesterreich und schon im Kriege zur Befreiung Schleswig-Holsteins die europäischen Mächte nicht gegen ein Heer, das die liberale Fahne aufgesteckt hätte, mindestens mit diplomatischen Intriken, wahrscheinlich auch mit Waffengewalt intervenirt hätten. Die conservative Haltung des preußischen Ministeriums, der reactionäre Ruf, in dem es stand,

hat viel dazu beigetragen, die feindlichen Minister und Diplomaten zu täuschen, die Berechnungen zu verwirren, die Gegenrüstungen zu lähmen und zu verhindern. Schmidt erklärt sich die Stellung Bismarcks zum Abgeordnetenhause so: er sei gegen seinen ursprünglichen Plan durch das Mißtrauen der Liberalen zu der Kreuzzeitungspartei hinübergedrängt worden, die ihn mit offenen Armen aufgenommen habe, und er habe, da er doch einer Partei zu bedürfen glaubte, sich ihr, in Ermanglung einer geeigneteren, zunächst nur äußerlich hingegeben. So sei es gekommen, daß er, der in seinen Vorempfindungen die Abgeordnetenkammer als seine Stütze gedacht, mehr und mehr den Schwerpunct seines Wollens in das Herrenhaus verlegte, daß er, fern davon, der Lösung der inneren Differenzen näher zu kommen, sich immer tiefer in die verschlungenen Fäden derselben verwickelte; daß er dabei mit seinen Berechnungen scheiternd, den Knäuel nur immer mehr verwirrte und den ursprünglichen Militärreformstreit zum schärfsten Budget- und Verfassungsconflict steigerte. In der deutschen Frage suchte Bismarck zunächst durch den Versuch einer Verständigung mit dem Wiener Cabinet zur Klarheit zu kommen, und er gibt hierüber in einer Circulardepesche vom 24. Jan. 1863 ausführlichen Bericht, aus dem erhellt, wie er zur Ueberzeugung kommen mußte, daß eine aufrichtige Verständigung mit Oesterreich unmöglich sei. Es folgte nun der österreichische Gegenzug der Einberufung des Frankfurter Fürstentages, wobei es auf eine Ueberrumpelung Preußens abgesehen war, das in völliger Unkenntniß erhalten wurde, während Oesterreich von langer Hand her über den bevorstehenden Bundesstaatsstreich mit den Mittelstaaten geheime Einverständnisse gepflogen hatte. Eine klägliche Delegation der Ständekammern mit wunderlich zugeschnittener Competenz; ein österreichisches Supremat über Deutschland mit Einschluß Preußens; ein mittelstaatliches Directorium, worin Preußen, wenn es theilgenommen, zuversichtlich die Rolle der Null vor dem Eins gespielt haben würde, das waren die Hauptgrundzüge der Verfassung, welche Oesterreich bot. Es war für Deutschland und Preußen von größtem Interesse, daß diese Fürstentagsacte nicht zur Ausführung komme, und Bismarck war es, der die Gefahr abgewendet hat, indem er seinen König vermochte, dem Fürstentage seine Theilnahme zu versagen. Er war auch schon damals eventuell, d. h. wenn Oesterreich seine Drohung, den neuen Bund als Separatbündniß zur Ausführung zu bringen, erfüllen würde, zum bewaffneten Widerstand entschlossen und bereits für das Frühjahr 1864 auf den Entscheidungskampf mit Oesterreich gefaßt.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Denken was wahr, und fühlen was schön, und wollen was gut ist,
Darin erkennt der Geist das Ziel des vernünftigen Lebens.

Es gibt eine Höflichkeit des Herzens; sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußern Betragens.

Was Menschen Böses thun, das überlebt sie;
Das Gute wird mit ihnen oft verscharrt.

Verschiedenes.

Der in Paris beliebte Sänger Grangé kommt eines Abends beim Nachhausegehen durch eine dunkle Straße und wird plötzlich von einem Betrunkenen angehalten. „Können Sie pfeifen?" fragt ihn der Mann. „Was geht Sie das an?" — „Entschuldigen Sie; ich wohne hier oben und habe keinen Hausschlüssel. Wenn ich pfeife, wirft mir meine Frau den Schlüssel herunter!" — „Gut, so pfeifen Sie!" — „Ich kann nicht pfeifen, ich habe zu viel getrunken!" — „Ah so," sagt Grangé, welcher ein natürliches Mitleid mit dem Betrunkenen fühlt. Er fängt an zu pfeifen, und in wenigen Augenblicken wird ein weiblicher Kopf am Fenster sichtbar. Dasselbe öffnet sich, ein Schlüssel fällt lärmend auf das Pflaster, während die Frau herabruft: „Kommst du endlich, lüberlicher Geselle?" Und in demselben Augenblick erhält Grangé eine Ladung kalten Wassers über den Kopf, als Lohn für seine Menschenfreundlichkeit.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 34. Mittwoch, den 20. März 1867.

Furchtbarer Wahn.

Erzählung nach Thatsachen von Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

III.

Karl hatte in einem Augenblick die ganze Furchtbarkeit der Situation begriffen. Wie erstarrt blieb er auf dem Platze stehen und blickte dem Wagen nach, der Diejenige davontrug, welche das Schreckenswort gesprochen, vor dem sein Blut zu Eis erstarrte. Wenn es Wahrheit war! Sein Weib, die liebliche Elsa, dem schrecklichsten, unvermeidlichen Geschick, dem grausamsten Tode verfallen, der sein Opfer erst zur Raserei treibt und in bestialischer Wuth es elend würgt! Karl hatte davon genug gelesen und gehört, um das ganze Entsetzliche zu begreifen, um aber auch seine völlige Ohnmacht, diesem Verhängniß gegenüber, einzusehen. Sein Blut stürmte durch die Adern, in seinem Gehirn pochte es wie Schreckensmahnung — ein Moment hatte den friedlichen, fröhlichen Mann wie ausgetauscht — fast glaubte er sich nun selbst von dem furchtbaren Gifte durchdrungen — er packte den glühenden Kopf, in dem es hämmerte, mit stürmischer Gewalt, wie um die Raserei zu wehren, von der er sich bedroht fühlte — so stürmte er davon in sein Haus zurück, bei dessen Anblick seine Angst immer gewaltiger stieg.

Er trat in die Stube, von tausend Qualen verzehrt, aber doch die äußere Gleichmüthigkeit nach Kräften zurückerzwingend. Er wollte die Angst allein tragen, Elsa sollte Nichts davon merken, sie sollte Nichts ahnen und unbefangen bleiben, — ereilte sie dann das traurige Geschick wirklich, so durfte sie doch nicht lange an der Qual tragen, die durch Zweifel und Furcht verzehnfacht wird.

Da ruhte Elsa auf dem Canapee und lächelte ihm entgegen, als er eintrat. Sie hatte den verwundeten Fuß emporgezogen, damit er ruhe; so lag sie da in holder Hilflosigkeit, und Karl stürzte zu ihr, warf sich neben ihr nieder und weinte. Krampfhaftes Schluchzen drang aus seiner Brust, vergeblich suchte er es zu beherrschen.

Elsa lächelte ihn freundlich an und streichelte mit ihrer kräftigen Hand das reiche braune Haar des Gatten.

„Was hast du denn, Karl?" fragte sie zärtlich. „Es ist ja gar Nichts, der einfache Biß in das Fleisch ist morgen wieder gut, und ich werde nicht einmal daran hinken, daß du dich deines Weibes nicht schämen sollst."

„O wäre es das, wäre es der Biß allein!" entschlüpfte ihm unachtsamer Weise.

„Nicht der Biß allein, ja was ist denn noch, sonst ist doch Nichts geschehen?" sagte sie unbefangen; „oder wäre doch, gäbe es noch Etwas, was ich nicht wüßte?" fügte sie besorgter hinzu, weil des sonst so gemüthsstarken Karl's sichtbare Erschütterung sie frappirte.

„Nein, nein!" rief Karl schnell gefaßt sie beruhigend, „nur der Schrecken für dich ist es, den ich fürchte, mein gutes Weib. Wenn er dir schadete, ohne daß du es ahntest, die süße Hoffnung uns vernichtete, die du glücklich mir entdecktest und die unser Glück vollkommen machen sollte!"

„O fürchte Nichts, mein Freund," tröstete sie, voll zärtlicher Hingabe sich an den geliebten Mann schmiegend, „ich fühle mich vollkommen wohl und bin sehr wenig nur erschrocken. Sah ich die Bestie doch vorher, die mir mit ihrem eckelhaften Anblick mehr Abscheu als Schrecken einjagte, so kam mir der Anfall nicht von Ungefähr, da ich ihn selbst durch meinen Schlag

mit dem Stocke verschuldete. Drum sei gut und tröste dich, es wird mir Nichts schaden."

Mit zärtlicher Sorgfalt war Karl um Elsa beschäftigt. Er hatte sich nun gefaßt. Preßte der Schmerz ihm auch noch immer die Brust zusammen, äußerlich erschien er doch ruhig, liebevoll, und das entzückte sie, wenn er so für sie sorgte.

Karl verbrachte eine entsetzliche Nacht; das Gespenst der Tollwuth stand vor seiner aufgeregten Phantasie und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Schlaflos wälzte er sich mit glühendem Gehirn auf seinem Lager umher, während Elsa sich kaum ein Mal rührte und, wie ihre ruhigen Athemzüge bezeugten, in Wahrheit einen Schlaf des Gerechten schlief.

Schon ehe es Tag wurde, war Karl auf und schlich sich leise aus der Kammer, während Elsa ruhig fortschlummerte. Ihn litt es nicht länger in dieser unthätigen Ruhe, die doch keine Ruhe war — er mußte für die rastlos arbeitenden Stürme des Innern einen wohlthätigen Gegensatz außen suchen und begab sich ohne Zögern an sein tägliches Geschäft, in dieser Morgenfrühe schon hinausfahrend zur Wiese, um auf dem Handwagen den Rest des Futters heimzuholen, welches Elsa am Abend noch geschnitten, aber nicht mehr hereingebracht hatte.

Als er mit dem gefüllten Handwagen zurückkehrte, war auch Elsa munter und bereits in voller Thätigkeit. Sie war bereits in den Ställen bei dem Vieh gewesen und trat mit freudig lächelndem Gesicht unter die Thür, als sie das Rollen des Wagens hörte, den Karl in den Hofraum zog.

„Ei der Tausend!" rief sie munter ihm entgegen, „du bist doch ein Mann nach dem Herzen Gottes! Während ich noch schlafe, als ob ich dazu verzaubert wäre, bist du schon auf den Wiesen und in voller Thätigkeit."

Karl aber ließ den Wagen im Hofe stehen und kam schnell zum Hause herüber, um nach Elsa's Befinden zu fragen.

„Munter bin ich wie ein Fisch, wenn die frische Fluth ihn aus dem Sande aufspielt," rief sie heiter, mit glücklichem Blicke den Kuß des jungen Mannes erwiedernd, dessen Liebe ihr Glück und auf dessen Besitz sie außerdem noch stolz war, weil sie wußte, wie viele Mädchen in Strandow und der Nachbarschaft ihr ihn beneideten, und wie viele Augen an seiner stattlichen Figur hingen, wenn sie Sonntags miteinander in die Kirche kamen.

Aber Karl's Blick richtete sich besorgt auf ihren Fuß.

„Ach Gott!" rief sie lachend, „das ist ja Nichts, ist schon beinah wieder heil. Wer will so viel Aufhebens machen um eine Schramme! Komm nur, erst mußt du ein Frühstück haben, da du so fleißig gewesen bist, das Futter kann unterdeß noch auf dem Wagen stehen — komm nur erst, der Kaffee ist fertig, ich habe auf dich gewartet, denn da der Handwagen fort war, so dachte ich mir schon, wo du wärest."

Aber so lieb und zärtlich sie auch war, sie vermochte es nicht, von Karl's Stirn die Schatten hinwegzulächeln, welche seine innere Beängstigung auf dieselbe warf und die sich nur verdüsterten, je heiterer das theure Wesen war, das so unbefangen, kindlich lächelte, während das entsetzlichste Verhängniß, welches ein liebendes Menschenherz auszudenken vermag, über ihrem Haupte drohte.

Karl wollte freilich auch unbefangen und harmlos erscheinen, denn Elsa sollte nicht ahnen, was sie und ihr Leben bedrohe, doch wenn das auch für Fremde gelungen wäre, für Elsa gelang es ihm nicht, die mit dem Blick der Liebe an seinem Wesen hing und den Schatten wohl bemerkte, den sie nicht begriff und der ihrem Bemühen nicht weichen wollte.

Endlich fragte sie danach, aber er leugnete Alles ab und sie mußte sich damit begnügen, war aber nun ihrerseits auch unruhig und betrachtete fast eben so besorgt den geliebten Mann, wie er sie mit namenloser Angst beobachtete.

So verging der Morgen unter gegenseitigem Sorgen. Es ging Jeder von ihnen an seine Arbeit und that sie, aber Karl, der sie sonst stets mit fröhlichem Muth und mit einem lustigen Liede oder wenigstens Pfeifen verrichtete, brachte es heute so wenig zu einem freundlichen Gesicht, als Elsa, die in ihrer Küche blieb und gar einige Mal heimliche Thränen trocknete.

(Fortsetzung folgt.)

Preußens deutsche Politik.

Von Adolf Schmidt.

(Fortsetzung.)

Der Tod des Königs von Dänemark und die daraus hervorgegangene schleswig-holsteinische Episode schien die Lage der Dinge mit einem Male gänzlich zu verändern. Bismarck übte für alle Vasallendienste, welche das Wiener Cabinet dem gefügigen Preußen auferlegt und zugemuthet hatte, Vergeltung und zwang Oesterreich, die Elbherzogthümer, die es zur Schmach für Deutschland 1850 mit Waffengewalt an Dänemark ausgeliefert hatte, jetzt wie zur Buße dafür von Dänemark zurückerobern und befreien zu helfen, und nöthigte es, den schimpflichen Londoner Vertrag, den es seiner Zeit Preußen zu unterschreiben gezwungen hatte, nunmehr mit dem eigenen Schwert zu zerfetzen. Und indem es dieses Alles that, sprengte es die für die nationale Entwicklung Deutschlands so verderbliche Coalition Oesterreichs mit den Mittelstaaten und brachte es dahin, daß der Minister Schmerling am 12. Febr. 1865 gestehen mußte, für Oesterreich sei die schleswig-holsteinische Frage total zerfahren. — Der Verf. bekennt sich in Bezug auf die Rechtsanschauung noch zu demselben Standpunct, den er am Schlusse des Jahres 1863 durch eine Schrift über „Schleswig-Holsteins Geschichte und Recht“ mitvertreten hat; er erkennt es noch an, daß der Erbprinz von Augustenburg der bestberechtigte, ja der alleinberechtigte Prätendent der Herzogthümer gewesen; aber er erkennt auch vollkommen den Gang der Geschichte an. Allerdings sei das Recht der Herzogthümer auf ihren angestammten Fürsten und das Recht des Fürsten auf seinen Thron thatsächlich gebrochen worden, aber er fragt, ob es gebrochen worden sei durch Preußen oder durch den Haß und die Leidenschaft gegen Preußen. Das werde doch Niemand in Abrede stellen, daß der nationale Gesichtspunct allein der maßgebende sein dürfe; daß vor allen Tractaten die Nationen ihre Rechte haben müssen! Darum habe kraft höheren und sittlichen Rechts die Geschichte das Recht des Londoner Tractates gebrochen, und darum könne sie auch mit gleichem Fuge kraft höheren und sittlicheren Rechts das dynastische Erbrecht der Fürsten brechen, wenn es sich dem nationalen Recht entgegenstemmt. Der Verf. geht nicht näher auf die Geschichte des über die schleswig-holsteinische Frage entstandenen diplomat. Streites ein und constatirt nur, daß es schon im Sommer 1865 nahe am Ausbruch des Krieges war, der nur durch die Gasteiner Convention verschoben wurde. Ueber die preußischen Motive derselben bekennt er, im Unklaren zu sein, hält aber die Vermuthung, daß es sich so zu sagen um eine letzte Terminstellung zu Versuchen friedlicher Lösung gehandelt habe, für die am meisten berechtigte. Die Katastrophe von 1866 führt uns der Verf. nur in ihren Hauptmomenten vor, da sie allzufrisch in Jedermanns Erinnerung lebt, als daß es sich verlohnen würde, ihren Verlauf zu erzählen. Ueber jenen verhängnißvollen Mobilisirungsbeschluß vom 14. Juni bemerkt er, daß derselbe niemals von der Geschichte anders aufgefaßt werden könne und werde, als im Sinne einer Parteiergreifung für Oesterreich und einer unmittelbar kriegerischen Bedrohung Preußens.

(Schluß folgt.)

Lebensphilosophie.

Man soll sich vor einem Talente hüten, das man in Vollkommenheit auszuüben nicht Hoffnung hat. Man mag es darin so weit bringen, als man will, so wird man doch immer zuletzt, wenn uns einmal das Verdienst des Meisters klar wird, den Verlust von Zeit und Kräften, die man auf eine solche Pfuscherei verwendet hat, schmerzlich bedauern.

Göthe.

Aus der Liebe schöpft die Frau ihr edles Sein. Für Den, den sie liebt, ist sie mild wie eine Taube, fromm wie eine Heilige; ist seine Sicherheit in Gefahr, saugt ihr sanftes Gemüth den Scharfsinn der Schlange, ihr schwaches Herz den Muth einer Löwin ein.

Verschiedenes.

(Ein Selbstmord mit Concert.) Lord K. war einer der größten Musikliebhaber

Großbritanniens. Wöchentlich ein Mal versammelte er Alles, was London an Celebritäten der musikalischen Kunst barg, in seinen Salons. Kürzlich kündete er, wie ausländische Blätter erzählen, ein außergewöhnliches Concert an, zu welchem er zahlreiche Einladungen ergehen ließ. Die Gesellschaft wurde am festgesetzten Tage in einem mit schwarzem Sammt drapirten Salon empfangen, dessen spärliche Beleuchtung an den Wänden die in Silber gestickten Wappen des Lords erkennen ließ. Das Orchester war in einem von dem Salon durch einen einfachen Vorhang getrennten Cabinet. Die Gäste staunten über die eigenthümliche Idee Mylords und erwarteten mit Ungeduld den Beginn des Concerts. Den Anfang desselben bildete das Stabat mater, dann folgte eine der schönsten Partien aus der Todtenmesse von Lesueur, als plötzlich ein Schuß ertönte, worauf augenblicklich die Musik mit dem Requiem einfiel. Nach einigen Augenblicken stürzten die Diener in den Salon mit dem Rufe: „Mylord hat sich erschossen!“ In der That fand man den Herrn des Hauses in einem anstoßenden Gemach mit zerschmettertem Gehirn auf dem Sopha liegend vor. Auf dem Kamine lag ein Papier, worauf geschrieben stand: „Ich langweile mich über alle Maßen; doch verehre ich die Musik und will, daß diese meinen letzten Athemzug begleite. Ich habe den Musikern befohlen, sobald sie den Pistolenschuß vernommen haben, das Requiem auszuführen. Sie verkünden so meinen Tod, ohne daß sie es wissen. Thun sie es nicht, sollen sie keine Bezahlung erhalten, da sie mich der Seelenruhe berauben. Meinen Gästen sage ich hiemit mein letztes Lebewohl und fordere sie auf, meinem Beispiel zu folgen.“

(Eine wichtige Entdeckung in der Optik.) Dem Professor am k. k. Staatsgymnasium zu Linz, Joseph Kudelka, ist es gelungen, weißes Licht (Sonnenlicht) durch ein Prisma zu leiten, ohne daß es eine Farbenzerstreuung erleidet. Das austretende Licht bleibt vollkommen weiß, und es erscheint kein Spectrum. Diese Entdeckung ist geeignet, eine vollständige Umwälzung in der Licht- und Farbenlehre herbeizuführen, denn sie liefert den Beweis, daß das weiße Licht aus keinerlei farbigen Bestandtheilen zusammengesetzt und sohin auch unzerlegbar ist. Dadurch wäre die allgemein angenommene Lehre Newton's widerlegt, daß sich die Entstehung der Farben durch die Brechung und Ablenkung erklärt. Dieselbe muß daher einen andern Grund haben. Der Gegenstand ist für die Physiker vom Fache so interessant, daß er nicht verfehlen wird, die Aufmerksamkeit derselben auf sich zu lenken.

(Eine offene Frage.) Nachdem bei einer jüngsten Rauferei in Altbayern 3 Bauernbursche durch Maaßkrüge getödtet und 7 andere lebensgefährlich verwundet worden, kam bei der Beurtheilung des Falles die nahe liegende Frage zur Erörterung, ob der Maaßkrug eine Waffe sei. Nein, lautete die Antwort, weil sonst das bayerische Volk ein Volk in Waffen wäre.

Der Schlaf.

— Wer unbefleckt und rein
In den Arm des Schlafes sinket,
Dem nur wird der Schlaf zur Lust;
Der kann sagen, daß er träume,
Ihm umgaukeln die Zephyre
Mit des Friedens sanften Schwingen
Bilder der Vergangenheit
Doch, wer seine scheuen Augen
Mühsam in das Dunkel drängt,
Wer mit schuldbewußter Seele
Sich den Schlaf ertrotzen muß
Von der sträubenden Natur —
Weh ihm! ausgestreckt zur Ruhe
Liegt der matte Körper da —
Glaubst du aber, daß er ruhe?
Nein, das inn're Leben streitet,
Ringt und windet sich; der Geist,
Aufgeschreckt aus seinen Fesseln,
Wandelt wie ein Nachtgespenst
Durch die Räume der Gedanken,
Will sich heben,
Will entschweben
Der gewalt'gen Last,
Die ihn bang umfaßt;
Mit verstörten Sinnen
Seinem Kerker zu entrinnen,
Tilgt er selbst des Lebens Keime.
Das sind des Verbrechers Träume.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 35. Freitag, den 22. März 1867.

Furchtbarer Wahn.

Erzählung nach Thatsachen von Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

Es war Mittag geworden, als der etwas altmodische, kastenartige Wagen der Gräfin Katharina in das Dorf rollte und vor dem Hause unserer jungen Eheleute anhielt. Karl war eben heimgekommen, und das Essen stand noch nicht auf dem Tische — so hatte er Elsa nur erst flüchtig durch die Küchenthür begrüßen können. Als er des Wagens ansichtig wurde, sprang er schnell hinaus und half der Gräfin Katharina aus dem Wagen, der ein bejahrter kleiner, aber noch immer flinker Herr mit beinah schneeweißem lockigen Haar und einem liebevollen, vertrauenweckenden Gesichte folgte.

„Das ist Professor Herbert, lieber Karl," sagte die Gräfin leutselig, „er will die Freundlichkeit haben, nach deiner Frau zu sehen. Was macht denn die gute Elsa? —"

„Sie ist wohlauf, gnädigste Frau," antwortete Karl bescheiden, „als Wunde ist der Biß nicht gefährlich, nur verzehrt mich die Angst und Sorge, daß die Folgen schreckliche werden. Ich habe in der Nacht über die Tollheit der Hunde nachgedacht, was ich vor Jahren vom Schulmeister darüber gehört habe, es ist mir Alles wieder eingefallen. Das wäre ja entsetzlich, wenn meiner armen Elsa so Furchtbares geschähe!"

Sie schritten während dessen dem Hause zu. Die Gräfin antwortete nicht, sie beschleunigte nur ihren Schritt noch etwas — aber hätte Karl in diesem Augenblicke in ihre Augen sehen können, die sich feuchteten von Mitgefühl, ihm würde das Herz noch schwerer geworden sein.

Zu dem neben ihr schreitenden Professor sagte die Gräfin leise:

„Es ist doch gut, daß ich Sie sogleich in meinem Schrecken berufen habe, lieber Professor! Das Wohl dieser armen Leute liegt mir am Herzen."

„Gnädige Frau, ich hege Zweifel, ob meine Gegenwart irgend einen Nutzen zu stiften vermag."

„Wir werden durch Sie wenigstens Gewißheit erlangen."

„Wenn die Frau von dem Hunde gebissen wurde, den Ihr Förster gestern Abend in dieser Gegend schoß, so haben wir die Gewißheit leider schon, der Hund war von der Tollwuth besessen."

„Entsetzlich!" flüsterte die Gräfin und erbebte dabei, „und kennen Sie kein Mittel der Rettung, Professor? —"

„Keines, Frau Gräfin; empfing die junge Frau das Gift in der Bißwunde, so circulirt es mit ihrem Blute durch den ganzen Organismus."

Sie traten in das Haus, in das Wohnzimmer, in dem es freundlich und nett aussah, so einfach auch Alles war. Der Professor sah sich mit wohlwollendem Blicke um, wie Alles so blank und reinlich war, und ein Schatten des Bedauerns flog über sein wohlwollendes Gesicht. Unterdeß hatte Karl die hölzernen Stühle schnell noch ein Mal abgewischt, ehe er sie den Gästen präsentirte, und als sich diese setzten, da trat auch Elsa bereits ein, eine frische Schürze, die sie schnell über ihr Arbeitskleid gebunden hatte, züchtig zurechtzupfend.

Sie lächelte so frisch und lieblich wie der junge Morgen, als sie die Gräfin erblickte, und eilte auf sie zu, um ihr die Hand zu küssen.

Das unbefangene Wesen verstand den leisen Schauder nicht, welcher bei Berührung ihrer

Lippen die Gräfin durchrieselte, und bemerkte auch nicht, daß dieselbe ihre Hand beinah eilig zurückzog.

„Hier ist der Herr Professor Herbert," sagte sie dabei hastig, „meine liebe Elsa! mein Hausarzt, der uns heute besuchte und den ich zu einer Spazierfahrt mit mir eingeladen habe, daß er dabei nach deiner Wunde sehen kann."

Aber Elsa lachte und rief: „Wie gut Sie sind, gnädigste Frau, so freundlich für mich zu sorgen. Aber es ist wahrhaftig überflüssig, die kleine Schramme heilt schon wieder, und kaum fühle ich noch etwas davon. Sie sind zu gütig, zu besorgt, gnädigste Frau."

„Wenn auch, Else, der Herr Professor ist jetzt da, es ist also besser, er überzeugt sich davon, daß die Sache nichts auf sich hat. Gerade so kleine Bißwunden, die anfänglich nicht beachtet wurden, haben zuweilen recht üble Folgen nach sich gezogen. Es ist zu meiner Beruhigung, daß der Herr Professor die Wunde untersucht."

Jetzt beeilte sich Elsa zu gehorchen. Der Professor untersuchte die Wunde wirklich nur flüchtig, um sich zu überzeugen, daß solche nichts auf sich habe, und empfahl ihr ein einfaches Hausmittel für die Heilung. Er legte entschieden viel mehr Gewicht, sie über den ganzen Vorfall, über Zeit und Ort desselben, wie besonders über den Hund selbst, über sein Aussehen, seine Größe und Farbe auszufragen, worüber Alles ihm Elsa ihre Mittheilungen, so gut sie es vermochte, gab.

„Es ist kein Zweifel," sagte der Professor endlich ernst und zur Gräfin gewandt, „derselbe Hund, welchen Ihr Förster gestern Abend in dieser Gegend erschossen hat, hat auch diese junge Frau gebissen. Nun, die Bestie ist todt und kann weiter keinen Schaden anrichten."

Die Gräfin war doch so erschüttert, trotzdem ihr die Nachricht nicht mehr überraschend kam, daß es Elsa bemerkte und sich sorgend erkundigte, ob ihr nicht wohl sei.

„Allerdings, liebes Kind," sagte die Gräfin hastig, „wir wollen aufbrechen, lieber Professor, meine Kinder warten."

Vergebens bot Elsa frische Milch zur Erquickung an, die Gräfin schlug Alles aus — ihr Weggehen glich beinah einer Flucht. Elsa hielt sie für ernstlich unwohl und gab ihr tausend Segenswünsche mit auf den Weg.

Karl begleitete die Herrschaften, und dabei ertheilte ihm der Professor Aufschluß über die Elsa und ihn bedrohende Gefahr und die nöthigen Verhaltungsmaßregeln für alle Fälle — besonders für den eines etwaigen Ausbruches der Krankheit bei Elsa.

„Das ist eben das Entsetzlichste dieser höllischen Krankheit," schloß er, „daß die Furcht vor derselben niemals mehr Frieden gönnt. Dies Gift ist dämonisch launisch, denn während es in einem Falle schon nach wenigen Tagen wirkt, schleicht es in einem andern Jahre lang durch den Körper, um so furchtbarer auszubrechen, wenn längst Niemand seiner mehr gedachte, Niemand mehr fürchtete."

IV.

Der Winter war mit all' der Langsamkeit und Einförmigkeit, die ein Winter in dieser nordischen Gegend bietet, die durch seine Mauern und Wälle aus Eis und Schnee gleichsam von der übrigen Welt abgeschnitten werden, verlaufen, und der Frühling war wieder gekommen und brachte neues Leben und neue Arbeit mit.

Unserm jungen Paare war der Winter unter dem Drucke jener trüben Stimmung Karl's vergangen, die er nicht überwinden konnte, so viele Mühe sich die über den Grund derselben ahnungslose Elsa gab. Er blieb so freundlich und gut, wie er es niemals inniger gewesen, aber sein mattes Lächeln durchbrach nur mühsam die Schatten, die aus seiner Seele entsprangen und die über dem bald verschwindenden Lichtblick düster wieder zusammenschlugen. Er leugnete diese Schatten, die doch unleugbar da waren, denn was hätte er Elsa antworten sollen, wenn er sie bekannte? Diese mit dem Auge der Liebe übersah sie nicht, ihr Herz und die Angst der Liebe dachte und forschte vergeblich nach ihren Gründen, die sie endlich bei sich selbst suchte, und während sie die Angst darob erfaßte, daß sie nicht im Stande sei, den geliebten Mann ganz zu beglücken — trachtete sie eifrig danach, durch immer größere Aufmerksamkeit diese schönste Mission des Weibes zu erfüllen. Und je mehr Elsa ihm ihre Liebe bewies, je reiner dieselbe mit himmlischem Wohlthun sein leidendes Herz bestrahlte, um so schmerzlicher zuckte dasselbe und um so dichter wurden die Schatten schmerzlicher Trauer, welche seine Seele umschleierten.

So gingen die beiden sich so herzlich liebenden guten Menschen unverstanden nebeneinander her. Sorge auf der einen, ein schweres Geheimniß und das ihm entspringende tiefe Mitleid auf der andern Seite wurde ihnen zum allmälig unerträglich drückenden Kreuz des Lebens.

Und dazu für Karl nun stets noch die Seelenangst vor einem Ausbruch der entsetzlichen Krankheit bei Elsa! Mehrmals war er in seiner Verzweiflung heimlich nach Buckow gerannt und hatte unter heißen Schmerzensthränen der Gräfin Katharina das Leid seiner Seele und seine Qualen gestanden. Die gute, theilnehmende Frau, welche noch wie Wenige ihres Standes humane Gesinnung für die armen Leute hegte und das fühlende Herz unter dem Arbeiterkittel so hoch schätzte, als das unter Ordenssternen schlagende, hatte ihm nicht nur mit Rath und Trost beigestanden, sondern auch noch ein Mal den Professor Herbert berufen, um dessen Rath einzuholen. Der gelehrte Mann dachte so human wie die Gräfin, er betrachtete das Unglück dieser beiden Herzen mit derselben Theilnahme wie das von hohen Standesherrschaften, die seinen Rath begehrten; aber auch seine Kunst war hier zu schwach, um wirklich zu helfen. Er konnte nur den Rath zur Präservative gegen neues Unheil geben, und dieser lief darauf hinaus, Elsa einer Anstalt zu übergeben, in der sich sorgsame Pflege mit strenger Beobachtung vereinigten und alle Vorbereitungen vorhanden waren, um die Außenwelt vor den Folgen der vielleicht plötzlich ausbrechenden Wuthkrankheit des unglücklichen Weibes zu bewahren.

„Und welche Anstalt schlügen Sie uns da vor, Herr Professor?“ fragte die Gräfin leise und erschüttert, sie fühlte dem armen Karl die Qualen nach, welche sich sichtbar in seinen bleichen Zügen malten.

„Ein Irrenhaus, Frau Gräfin,“ erwiderte der Arzt.

Die Gräfin schauderte. Karl fuhr, wie von einer Natter gestochen, auf.

„Niemals!“ rief er außer sich, „da würde Elsa bestimmt rasend werden und erschrecklich leben und sterben, während so vielleicht doch Alles Täuschung ist.“

„Die Wahrscheinlichkeit dieser Hoffnung ist leider gering,“ entgegnete Herbert, „und wenn die Krankheit ausbricht, vielleicht während der Nacht ausbricht, so würden Sie selbst jedenfalls das erste Opfer sein, das ihr zur Beute fiele. Ueberlegen Sie sich das wohl.“

„Ich würde das erste, aber auch das einzige sein, denn da ich weiß, warum es sich handelt, würde ich sie und mich unschädlich machen können. Und ich achte mein Leben nichts mehr, wenn sie untergeht, wir werden glücklicher, als jetzt sein, wenn wir vereint sterben.“

Karl blieb hierbei und die beiden menschlich fühlenden Herzen mußten ihm innerlich zustimmen. (Fortsetzung folgt.

Preußens deutsche Politik.

Von Adolf Schmidt.

(Schluß.)

Im Schlußcapitel wirft der Verf. die Frage auf: „Was noth thut?“ und antwortet darauf: „Was zuerst noth thut, ist, daß wir männiglich aufhören zu grollen und zu schmollen oder zu zürnen ob der Katastrophe durch Blut und Eisen. Haben wir doch Alle gewiß, zumal seit 1849, uns unendlich oft gesagt und von Männern jeder Partei gehört: Es wird nie besser werden, nie anders vorwärts gehen in Deutschland, als auf dem Wege der Gewalt. Und nun, da die Prophezeihung eingetreten, sollten wir Grund haben, in sittlicher Entrüstung zurückzuprallen vor der Wirklichkeit Dessen, was als unausbleiblich so allgemein und so oft von uns selbst betrachtet worden ist?“ — Auf den immer wiederkehrenden Vorwurf: das Recht ist gebrochen worden durch die Gewalt! erwiedert der Verf.: „Allerdings, aber in Folge eigener Schuld,“ fügt jedoch sogleich hinzu: „aber es bedarf nicht einmal der Schuld, um die Geschichte zu rechtfertigen. Hat etwa die Reformation, haben die französischen und englischen Revolutionen, haben die Freiheitskriege aller Völker je die bestehenden Rechte als solche geachtet? Wo es sich um den Fortschritt der Geschichte handelt, da hat der Papst und Kaiser sein Recht verloren. Jedes Geschlecht, jedes Volk, jedes Zeitalter hat das geschichtliche Recht, das Gefäß von Rechtszuständen, worin es aufwächst, zu zertrümmern, wenn es seiner schwellenden Geistes-, Lebens- und Spannkraft nicht mehr entspricht. Wo den allgemeinen

nationalen Rechten oder Ansprüchen, Interessen und Zwecken die Sonderrechte von Ständen und Fürsten oder von Einzelstaaten und Körperschaften zum Opfer fallen, da begibt sich nie und nimmer ein Bruch des Rechts durch das Unrecht, oder ein Umsturz des Sittlichen durch das Unsittliche, sondern vielmehr die Verdrängung des niederen Rechts durch ein höheres Recht, die Verdrängung einer niederen Sittlichkeit durch eine höhere Sittlichkeit. Wie vor allen Tractaten, so haben auch vor allen Rechten und Vorrechten der Stämme oder der Fürsten die Nationen ihre Rechte." Nach dieser geschichtsphilosophischen Apologie der im vorigen Sommer vollzogenen Revolution richtet der Verf. eine Reihe von Mahnungen an das deutsche Volk, den Hader über vergangene Rechte zu lassen, der nationalen Pflicht zu folgen und in gemeinsamer Arbeit ein Vaterland zu gründen, das wir bisher nicht in Wirklichkeit, sondern nur in Wünschen, Träumen, Liedern und Toasten besessen haben; er mahnt uns, nicht zu träumen von anderen Wegen, nicht passiv zuzuschauen, vielmehr Hand an's Werk zu legen, auf daß der norddeutsche Kernbund nicht im Werden stille stehe oder verkomme, sondern wachsend zum Gesammtbund, zum einheitlichen Ganzen werde. Darum sollen wir den Götzendienst der Vielstaaterei bis auf die letzte Faser ausrotten, das Pharisäerthum des Stammeshochmuths bis auf das letzte Stäubchen ablegen, die letzten Spuren der Eifersucht und des Hasses fahren lassen und bei allem Parteistreit, der im Innern eines großen gemeinsamen deutschen Staatslebens seine Berechtigung habe, doch immer nach Außen hin sich einig zu wissen und zu sein. Denn der Thatsache dürfe man sich nicht verschließen, daß es im Auslande Viele gibt, die mit Mißgunst auf uns blicken und nicht mögen, daß wir unser Haus bestellen und wie Eine Familie unter Einem Dache wohnen, die gerne unsere nationale Entwicklung hemmen und der Geschichte Stillstand gebieten möchten. Ihnen müssen wir mit der Ruhe der Ueberzeugung entgegnen: Und die Geschichte bewegt sich doch! Möge die inhaltreiche, von patriotischer Begeisterung und geschichtlicher Einsicht getragene Schrift viele aufmerksame Leser finden!

Verschiedenes.

(Die Geschichte eines Schwerverwundeten.) Ein Techniker vom Wiener Institute aus gutem Hause fühlte sich beim Ausbruche des Krieges von seinem Patriotismus getrieben, obschon nahezu absolvirter Ingenieur, für die Kriegsdauer als Cadet in die k. k. Armee zu treten, und machte den Feldzug in Böhmen mit. Bei Königgrätz verlor er ein Bein und wurde als schwerverwundet von der Wahlstatt getragen. Mit einem Verwundeten-Transporte in Brünn angekommen, wurde er einer reichen patriotischen Dame übergeben, die sich erboten hatte, einen Schwerblessirten zur Pflege und Heilung in ihrem Hause aufzunehmen. Anfang dieses Monats kehrte er nach Wien zurück, um seine Studien fortzusetzen. Sein Vater, gegen dessen ausdrücklichen Willen er in den Krieg gezogen, war durch das Mißgeschick des Sohnes nicht versöhnt; er erklärte beharrlich, dem Ungehorsamen seine Hand nicht mehr reichen zu wollen, er möge nur „als Einharxl" allein durch die Welt hinken. In einem Dankschreiben an seine patriotische Beschützerin bei Brünn klagte nun der arme Techniker sein Familien-Unglück und stellte ihr mit Absichtslosigkeit das Traurige seiner Lage dar. Die Dame antwortete ungefähr Folgendes: Da ich Wittwe bin und mir aus einem Bein mehr oder weniger nicht viel mache, so biete ich Ihnen Hand und Herz, warte, bis Sie Ihre Berufsstudien vollendet haben und escomptire Ihnen aus meiner Mitgift so viel, als Sie dazu brauchen. Auf diesen liebevollen Antrag ist unser Ritter vom Schwert und Zirkel auch eingegangen. Man hat ihn auch schon in den Hörsälen gesehen, ärmer um ein Bein, aber um eine Braut reicher. —

Räthsel.

Da noch das Ganze stand in ird'scher Lebenszeit,
Ergötzt ihn innig oft der Ersten Munterkeit.
Drum hat er wiederum die Ersten gern erfreut
Und ihnen noch im Tod die Zweiten hingestreut.
An seinen Namen mahnt die schöne That noch heut.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 36. Sonntag, den 24. März **1867.**

Das Schicksal.

Dem Adler gleich mit schnellen Schwingen
So eilen Tage, Jahre fort,
Um neue Schicksale zu bringen
Den Menschen all an jedem Ort.
Der Eine fällt im schnellen Lauf;
Der Andre stehet kräftig auf,
Um aus des Nächsten Glücksruinen
Vielleicht sein eignes zu gewinnen.

Der Mensch fährt auf dem schwanken Nachen
Des Schicksals durch das Meer der Zeit,
Ist glücklich oft, — versäumt zu wachen
Und fällt in träger Sicherheit.
Denn tückisch ist der Zeiten Welle;
Sie spühlt ihn an des Abgrunds Schwelle!
Er sinkt ohne Güter und Freunde hinab
Und findet verlassen in Elend sein Grab. —

Was grämst du dich und willst verzagen,
Wenn deine Parzen zürnend sind
Und nicht auf Götterhand dich tragen,
Nicht sorgsam pflegen wie ein Kind? —
Hast du dich ihnen so vertraut,
Die Hoffnung nur auf sie gebaut,
Dich träg ergeben ihrer Huld,
Dann ist dein Unglück eigne Schuld! —

Zum Brauch ist dir die Kraft gegeben,
Zum Wirken, Zeugen, Schaffen, Spähn!
Durch Tugend Menschenwerth erstreben,
Darin sollst du dein Glück nur sehn.
Nicht Reichthum, Ehre, Flitter, Tand
Ist deines Glückes Unterpfand! —
Sie erreichen ist Müh', verlieren nur Schmerz,
Und leer bleibt das arme, verödete Herz!

Stetig rollt das Rad der Zeiten,
Von Zeus gelenkt auf sichrer Bahn;
Den Einen läßt's zum Grabe gleiten,
Den Andern hebt's zum Thron hinan.
Verlaß im Unglück wie im Glück
Nicht träge dich auf das Geschick!
Tückisch ist der Dämon der Welt,
Der Menschen hebt und wieder fällt, — das Geld! —

Neustadt   Lang.

Furchtbarer Wahn.

Erzählung nach Thatsachen von Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

Karl's Seele athmete doch auf, als der letzte Schnee geschmolzen war und die warme Aprilsonne den Landbauer zur Thätigkeit herausforderte. Draußen bei der Arbeit wurde ihm leichter um das Herz, und wenn er im Schweiß seines Angesichts emsig schaffte und dabei die Sonne ihm bereits sehr fühlbar den Rücken brannte und die Lerche aus den mit Frühlingsduft überhauchten jungen Saaten emporwirbelte, so war es, als kehrte ein Schein von Frieden in seine Brust zurück, und die Macht der herrlichen Gottesschöpfung, die ja so oft in trüben Lebenslagen des armen Menschenkindes einziger Freund und Tröster bleibt, verfehlte auch bei ihm ihren segenwirkenden Eindruck nicht.

Freilich waren auch das nur Momente. Wie dann am lichten Sonnenhimmel plötzlich leichte Nebel aufsteigen, die man erst kaum beachtet, am Wenigsten fürchtet, und die doch dann in kurzer Frist bestimmten Umriß und Gestalt gewinnen, sich dick und drohend am Firmamente aufthürmen und die Sonne selbst verdunkeln, ihren segnenden Strahl mit ihrer Nacht umhüllend, — so ging es Karl, wenn er in freien, fröhlichen Momenten sich Elsa's

plötzlich erinnerte oder wenn er den Heimweg antrat und an ihr schwermüthiges Lächeln dachte, mit dem sie ihn willkommen heißen würde. Denn schon seit langer Zeit war vor seinem veränderten Wesen, das sie nicht richtig zu deuten, nicht zu verstehen vermochte, ihre zärtliche Liebe mit sanftem Wehmuthsschleier umwoben, und nur mit gegenseitig schmerzlichem Ausdruck sahen sich die Gatten, ohne nun schon lange sich noch zu fragen. In solchen Momenten erschien dem armen Karl seine vorherige freudige Stimmung fast als ein Raub, als ein Verbrechen an Elsa. So hatte sich der Unglückliche, denn das war er, in das Unnatürliche hineingelebt, daß er den natürlichen Grundton der menschlichen Seelenstimmung, der vom ersten glücklichen Kinderlächeln an bis zum friedlichen Hinscheiden ein still heiterer ist, sich selbst als Verbrechen anrechnete.

Der arme Karl! Und doch war es zu Hause mit Elsa nicht besser.

Nach dem trübe verlebten Winter blieb sie nun allein im Hause zurück, aber sie konnte und durfte nicht so viel arbeiten, als sie es sonst gethan, und jetzt war sie selbst voll liebender Sorge, die es sich nicht gestattet hätte, ihre Schultern mit einem gefüllten Tragkorb zu belasten. Wohl aber saß sie jede Stunde, die ihr an Zeit übrig blieb, in ihrem Lehnstuhle am Fenster, da, wo Karl sie bei seiner Wiederkunft aus der See den Rosenstock betrachtend betroffen hatte, der jetzt auch noch an seinem Platze stand und sich eben wieder mit neuen Trieben und jungen Knospen bedeckte, die eine reiche Blüthe versprachen. Und mit schmerzlich und zuweilen von Thränen umdunkeltem Auge sah sie öfters auf den ihr so lieben Blumenstock hinüber und dann auf die feine Arbeit zurück, die kleine Gegenstände bildete für ein kleines Wesen, ein Pfand ihrer Liebe, dessen Geburt Elsa in Kurzem erwarten durfte, und dem sie mit den seltsamsten Empfindungen entgegenharrte.

Mit welchen hochbeseligten Gefühlen hatte sie in dem Anfang ihrer Ehe zuweilen den Gedanken heimlich gehegt, daß es ihr vergönnt sein würde, den geliebten Mann mit einem lebendigen Pfande ihrer Liebe, gleichsam dem hermetischen Schlußpunkt zum vollendeten Glücke, zu beschenken! Und heute, Der hohe Wellenschlag ihres Empfindens war gesänftigt, war gedemüthigt. Es war ihr ja nicht gelungen, den so heiß geliebten Mann völlig zu beglücken; vielleicht fühlte er sich gar unglücklich, und die zarte Sorgfalt und Theilnahme, die er ihr, jedoch ohne den lichtkündenden Morgenrothschein eignen Beglücktseins, spendete, war vielleicht nur Mitleid, der Ausdruck seines guten und braven Herzens, das nicht wehe thun, nicht verletzen kann, sondern im steten Erbarmen lieber selbst Galeerenketten trägt, ehe ein Menschenherz bricht, welches ihm das höchste Erdenvertrauen bewies. Vielleicht schleppte er nun diese Kette durch das Leben, und sie hörte nur ihr Klirren nicht, vor dem lauten Schlage ihres Herzens, das bei seinem Anblick sich nur gezwungen resignirte und innerlich blutete . . . . Wie würde er da ihr Kind begrüßen? Vielleicht als eine Last, die sich sein Mitleid auch noch auf die Schultern lud! Schwindel erpackte sie bei diesem Gedanken, und sie brach in bittere Thränen aus. O dieser Zustand der Qual im ewigen Bangen und Fürchten! Welche entsetzlichen Stunden bereitete er ihr, während ihre Hände emsig schafften, um von des kleinen neuen Erdenbürgers Ankunft nicht unvorbereitet überrascht zu werden! —

So saß sie auch heute, als der Abend nahete und die niedergehende Sonne ihre schon erblassenden Strahlen durch das Fenster sandte und auf den Blättern des Rosenstocks spielte, und hing dabei, wie gewöhnlich, ihren trüben Gedanken nach.

Ihr Zustand machte sie überdies jetzt leicht reizbar, und Gedanken und Empfinden wechselten bei krankhafter Aufregung in größerer und schnellerer Mannigfaltigkeit als in gesunden Tagen. Karl's sich täglich steigernde Sorgfalt um sie erfreute sie nicht, sondern reizte eher ihren Schmerz. Es war Mitleid, nichts weiter; denn jener Ausdruck seiner Liebe, den sie in den ersten Monaten ihrer Ehe bei ihm gefunden, fehlte ihr auch jetzt, und ihr argwöhnisches Auge übersah die Wolken auf seiner Stirn nicht, die sie für Mißmuth, für Ueberdruß ihrer hielt.

„O möchtest du mich doch in meiner schwersten Stunde sammt meinem Kinde zu dir nehmen, ewiger Vater!" betete sie oft im Unglück frevelnd.

Wie bangend sah sie Karl's Ankunft an jedem Abend entgegen — würde denn nicht

einmal der alte Ausdruck befriedigten Glückes in seinen Zügen und Augen wiederkehren? Wie schlug ihr Herz bei diesem Gedanken! Vergeblich! Nur immer düsterer, trauriger wurde er, fand sie ....

Und sie hatte nicht Unrecht. Konnte denn Karl bei dem entsetzlichen Verdacht, den er gegen die Gesundheit der Mutter hegte, bei der nie endenden Furcht, daß vielleicht ein Zufall die fürchterlichste aller Krankheiten entfessele, daß vielleicht ihre Niederkunft selbst sie hervorrufen würde — dem für jedes andere Vaterherz beglückenden Ereignisse froh entgegensehen? Wie jede Zukunftshoffnung, war ihm auch diese schwarz umwölkt, nur mit leisem Schauder gedachte er auch heute wieder an die näher und näher rückende Stunde, während Elsa den Tisch zum Abendessen deckte und er in ihr trübes, trauriges Gesicht sah, das dem Spiegelbilde des seinigen glich.

Sie hatten sich eben zu Tisch gesetzt, als draußen ein Wagen vorfuhr und anhielt. Es war der der Gräfin. So war seit jenem Ereigniß wohl zuweilen wieder nach Strandow gekommen, ohne jedoch wie sonst abzusteigen und von Elsa's Hand erfrischende Milch anzunehmen. Auch sie vermochte einen Schauder nicht zu überwinden. So blieb sie auch heute im Wagen und wartete, bis die Beiden herauskamen. Freundlich, wie immer, fragte sie nach ihrem Ergehen und empfing die befriedigendsten Nachrichten.

Die Gräfin hatte Elsa von Kind auf lieb gehabt, so wollte sie ihr auch den besten Liebesdienst nicht versagen, um so mehr, da er gewiß unbedenklich war.

„Laßt mir es sogleich sagen, wenn Elsa's Stunde schlägt," sagte sie zum Abschied, „denn ich will zugegen sein, damit Nichts versäumt wird."

Der Wagen flog davon, stumm kehrten Karl und Elsa in das Haus zum Abendessen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Fuß und Hand des Menschen

hielt Hr. Professor Dr. v. Luschka im Tübinger Handwerker-Verein kürzlich einen freien Vortrag, dessen Hauptinhalt wir unsern Lesern mittheilen wollen. Der Redner bemerkte, daß er nicht blos eine Beschreibung der einzelnen Theile des menschlichen Körpers geben, sondern versuchen wolle, einen übersichtlichen Umriß des Menschen darzustellen und seine Würde als Herr der Schöpfung schon aus seinem körperlichen Bau darzuthun. Sehr oft wird die Eigenartigkeit des Menschenleibes dem Thierkörper gegenüber in Zweifel gezogen, die Vorzüge des ersteren beanstandet, sogar der sittliche Werth des Menschen in Frage gestellt; ja es hat sogar Naturforscher gegeben, welche den Menschen nur als den obersten Repräsentanten des Affengeschlechtes betrachtet wissen wollen. Und doch ist es unbestreitbare Thatsache, daß der Mensch durch eine selbstbewußte Seele in die Geisterwelt hineinragt. Ja schon durch den aufrechten Gang erhebt sich der Mensch weit über seine Mitgeschöpfe, und daß der aufrechte Gang nicht etwa eine Folge des höhern Culturzustandes des Menschen ist, daß wir vielmehr mit der Bestimmung zu solchem von Gott geschaffen worden sind, das beweist schon das Verhältniß zwischen Kopf, Rumpf und den Extremitäten. — Der Kopf behauptet, frei auf dem Rumpfe balancirend, seine oberste Stelle; die Verbindung mit dem letzteren ist nur durch das Hinterhauptgelenk vermittelt und ermöglicht jene eigenthümliche Anmuth der Bewegung des Kopfes, die dem Thiere, wo jenes Gelenk mehr rückwärts verlegt ist, völlig abgeht. Auch der Umstand, daß beim Menschen die Augen nach vorn und nicht, wie bei den Thieren, nach der Seite blicken, ist ein Beweis unserer Bestimmung zum aufrechten Gang — beim Gehen auf Vieren würde ja unser Blick zur Erde gekehrt sein. Auch im Rückgrat, welcher gleichsam den Grundpfeiler des menschlichen Körpers bildet und die Wirbelsäule genannt wird, liegt ganz unzweifelhaft unsere Bestimmung zum aufrechten Gang — die Biegungen desselben sind ganz zu solchem berechnet. Aber ganz besonders erhellt unsere Bestimmung zu solchem aus dem Bau von Fuß und Hand; wenn wir hier auch den Schöpfungsplan mit den Thieren im Allgemeinen theilen, so herrscht doch im Einzelnen große Abweichung. Die untern Glieder des Menschen haben die ausschließliche Bestimmung, als Stützen beim Stehen und als Fortbewegungsmittel beim Gehen zu dienen. — In wesentlichen Betracht kommt nun hier die Musculatur des Rückens

die nur in normalem Zustand ein aufrechtes Gehen ermöglicht, denn im Greisenalter, wo sie geschwächt ist, bedarf der Mensch des Stockes. Auch die Wadenmusculatur spielt eine bedeutende Rolle; je mehr solche, z. B. beim Bergsteigen, in Anspruch genommen wird, desto ausgebildeter wird sie: — man denke nur an die Tyroler! — Der Fuß steht der Hand nach bezüglich der Beweglichkeit, und doch haben einzelne Menschen durch fortgesetzte Uebung auch mit dem Fuß eine außerordentliche Fertigkeit erreicht; ein berühmter französischer Maler, der ohne Hände geboren war, hielt bei Ausübung seiner Kunst mit den Zehen des einen Fußes das Farbenbrett, und mit den Zehen des andern Fußes führte er in meisterhafter Weise den Pinsel. — Die Grundlage des menschlichen Fußes bilden 26 kleine Knochen, und zwar 7 die Fußwurzel, 3 den Mittelfuß; sie stellen in ihrer Zusammensetzung ein Gewölbe dar, dessen Schlußstein das Sprungbein ist; hieran fügen sich wie eine Klammer die Knöchel. Die Zehen insbesondere sind befähigt, sich dem Boden selbst durch das Schuhwerk hindurch anzubequemen. Bei Anfertigung der Fußbekleidung ist die Ganglinie zu berücksichtigen; dies geschieht aber in der Regel nicht, so daß die Mehrzahl unserer Schuster — freilich ohne ihren Willen — unsere Quälgeister werden! — Die Sohle ist unterlegt durch ein Fettpolster von großer Elasticität und getragen durch Bänder; die Schwächung derselben führt zu der Erscheinung der sog. Plattfüße. —

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Weinstock.) Nach den Mittheilungen eines der intelligentesten Weinbauern im Süden Frankreichs, Marès, glaubt man, wie das landw. Centralblatt berichtet, daß der Weinstock, wenn man ihn vor dem Auftreten des Oidiums schwefle, nicht nur davor geschützt werde, sondern auch grüneres Laubwerk und zahlreichere, schönere und frühreifere Früchte zeige. Dies habe dazu geführt, den Schwefel direct als Ernährungsmittel auch für gesunde Stöcke anzuwenden, die sich denn auch in der beschriebenen Weise entwickelten. Innerhalb eines Zeitraumes von 8 Tagen war der Stock wie umgewandelt. Ebenso günstig schien der Schwefel auf die Blüthe und Befruchtung einzuwirken, denn bei den geschwefelten Weinstöcken fielen die Beeren nicht ab, die Reife trat um 14 Tage früher ein und die Qualität des Products verbesserte sich.

Verschiedenes.

(Auch ein „Eingesendet.") In Cleveland (Ohio) fand der Redacteur eines dortigen Blattes vor seiner Thür einen Korb mit einem Kinde und hiezu einen Brief, welcher jedenfalls beweist, daß die Mutter des Kindes von der Journalistik eine gute Meinung besitzt. Der Brief lautete: „Herr Fremder hier! Ich sende Ihnen hier eine Kleinigkeit zur Aufnahme. Es steht Ihnen frei, hierüber eine Redactions-Bemerkung zu machen. Es ist ein Knabe, und ich und sein armer Vater möchten, daß Sie ihn zum Redacteur erziehen. Magdalena."

Competenzfrage. Amtmann: „Herein!" — Ein Bettler tritt ein und spricht: „Erlauben mir, Ew. Gnaden, eine Bitte um einen recht großen Zehrpfennig, denn ich kann sonst nicht anständig hier über Nacht bleiben." — Amtmann: „Aber das ist doch unerhört unverschämt, mich in meiner Kanzlei anzubetteln. Ich lasse Ihn auf der Stelle arretiren." — Bettler: „O bitte sehr, dazu sind Sie gar nicht competent. Sie können mich zwar anzeigen, müssen dann aber auch als Zeuge erscheinen und haben viele Umstände. Geben Sie mir also lieber 1/2 fl. und ich werde Sie lange Zeit nicht mehr belästigen."

Compagnie. Kaufmann: „Warst du bei Herrn Burkheim und Compagnie? — Wer war zu Hause?" — Lehrling: „Alle Beide; Herr Burkheim war im Comptoir und die Compagnie (Frau) saß am Tische und schälte Aepfel."

Auflösung des Räthsels in Nro. 35:
Vogelweide.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 37. Mittwoch, den 27. März 1867.

Furchtbarer Wahn.

Erzählung nach Thatsachen von Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

V.

Und wieder vergingen Tage und auch noch Wochen in einförmig stiller Weise und nicht unterbrochen von irgend einem Ereigniß. Karl that still seine Arbeit, war ernst, fast trüb gestimmt wie immer, und Elsa schwieg dazu und waltete fort und fort im Hause in gewohnter Weise und beendete die kleine Ausstattung des erwarteten Kindes. Nun eines Morgens fühlte sie sich unwohl, ihre schwere Stunde nahte.

Karl sandte nach der Hebamme des Dorfes, einer alten, practisch erfahrenen Frau, und schickte einen Boten nach Buckow, die Gräfin Katharina zu benachrichten, wie sie das verlangt hatte.

Elsa litt bereits die ersten Qualen der Pflicht, welche die Erfüllung ihrer natürlichen Bestimmung der Frau auferlegt, und Karl stand Todesangst aus. Jedes Seufzen der jungen Frau ging ihm qualvoll zu Herzen, er fühlte mit ihr und hätte weinen mögen, da er sie leiden sah.

„Wenn nur die Gräfin käme!" dachte er in seiner Herzenssorge, „ich vergehe vor Angst" — und dabei wagte er es nicht einmal dem Lager nahezukommen, weil es ihm entsetzlich war, das durch das Unglück ihm doppelt theure Wesen leiden zu sehen.

Der Tag schritt vorwärts und die Noth stieg.

Da endlich hörte er das Rollen des Wagens, die Gräfin kam und mit ihr der Professor Herbert.

„Der Herr Professor war gerade im Schlosse, als Ihr Bote kam, lieber Karl," sagte die Gräfin, „so brachte ich ihn mit für den Fall, daß ärztliche Hilfe nöthig würde."

Der Arzt traf mehrere Anordnungen, deren Erfüllung gleich die Gräfin selbst übernahm, und so erwartete man den Augenblick der Entscheidung, welcher nach langen Qualen endlich nach Mittag eintraf.

Elsa war von einem Töchterchen genesen, befand sich wohl und war nun erschöpft entschlummert, während die Gräfin und die Hebamme das junge Wesen mit liebevoller Sorge bedachten.

Der Professor, welcher schon während des ganzen Vorgangs nachdenklich und wortkarg gewesen war, so daß die Gräfin, welche des freundlichen alten Mannes Wesen seit vielen Jahren kannte, wegen einer Gefahr für Elsa in Sorgen gewesen, benutzte die nun eingetretene Ruhe, um Karl bei Seite zu nehmen. Er sagte ihm mit dürren Worten, seine ärztliche Pflicht fordere, daß das Kind der Mutter entzogen würde und nicht die natürliche Nahrung von derselben erhielte.

Karl erschrack auf das Heftigste. Daran hatte er nicht gedacht, das nicht erwartet.

„Das wird Elsa nicht zugeben!" sagte er banger Ahnung voll.

„So müssen wir sie anfänglich täuschen und ihr später die volle Wahrheit sagen."

„Die sie tödten würde, das arme Weib. Nein, nein, Herr Professor."

„Das wird sie nicht. Das Menschenherz vermag viel zu ertragen. Und sie wird um so eher vernünftigen Anschauungen Gehör geben, weil sie Mutter ist. Eine Mutter stellt sich selbst stets ihrem Kinde nach."

„Wäre das Entsetzliche nicht zu vermeiden? Vielleicht ist sie gar nicht krank — die Tollheit jenes Hundes war nicht erwiesen."

„Der vom Förster erschossene war toll, ich selbst habe ihn untersucht."

„Aber wir wissen nicht, ob gerade derselbe sie gebissen hat — soll man da eine solche Grausamkeit begehen?"

„Sie haben seiner Zeit so wenig als ich daran gezweifelt, daß es wirklich derselbe Hund gewesen. Die Beschreibung stimmte, und Sie wissen besser als ich, daß auf der Strandower Spitze sich nicht gar so viel fremdes Viehzeug herumzutreiben pflegt. Es hieße also hier, dem Zweifeln nur nutzlos ein zweites Menschenleben opfern. Wollen Sie Ihr Kind der Mutter opfern?"

Karl schwieg erblassend.

„Und wenn Sie es wollten, Sie dürften es nicht. Dieses junge Leben ist Ihnen nur anvertraut, die Gesetze wachen über ihm, und was ich verlange, fordere ich in des Gesetzes Namen!"

Karl widersprach nicht mehr. Er barg das Gesicht und schluchzte laut.

„Arme, arme Elsa! Warum verschlangen mich nicht die Wogen, ehe ich wiederkehrte und so viel Elend erleben und mit ansehen mußte!"

„Wollen Sie Ihrer Frau das Vorläufige selbst mittheilen, daß sie auf ärztliche Anordnung das Kind nicht selbst nähren dürfe?" fragte der Professor, sich zur kühlen Frage zwingend.

Karl schüttelte den Kopf und wehrte diese Zumuthung von sich ab.

„Ich bin es nicht im Stande!" schluchzte er tonlos, „sie wird darüber vergehen."

„Das wird sie nicht, sobald sie von glaubhafter Seite erfährt, daß es zum Besten des Kindes geschieht. Und um Sie ganz zu beruhigen, will ich es ihr selbst, so schonend als möglich, beibringen. Sehen Sie sich unterdeß nur um, ob sich nicht noch eine Wöchnerin im Dorfe befindet, der man das Kind mit an die Mutterbrust legen kann."

Die Hebamme mußte darüber am besten Auskunft geben können. Und es ging Alles nach Wunsch. Ganz in der Nachbarschaft besaß eine junge Frau, mit der Elsa wohl befreundet, ein mehrere Wochen altes Kind. Es war ein blühendes, kräftiges Weib, deren junger Sohn frisch und kugelrund und so wohlgenährt war, daß er einem jungen Bacchus glich.

Dörte war wohl im Stande, auch dem neugebornen Wesen den Segensquell natürlicher Nahrung zu eröffnen, und wie sie die Hebamme kannte, würde sie es gern um Gottes willen thun und in jenem schönen Gefühl der Mutterliebe, die, durch den eignen Besitz beseligt, Liebe und Erbarmen auch für fremde kleine Wesen hat.

Und die Hebamme täuschte sich nicht. Während Professor Herbert mit der Gräfin Katharina an Elsa's Lager gegangen war, um der erwachten jungen Frau, welche nach ihrem Kinde verlangte, in zarter Weise mitzutheilen, die Umstände gestatten es vorläufig nicht, daß sie ihr Kind selbst an ihrem Herzen nähren dürfe, war die Hebamme zur Nachbarin Dörte gegangen, um ihr die Sache vorzustellen, und diese war sogleich mitgekommen und hatte das kleine Töchterchen Elsa's an ihre Brust genommen.

So mit dem ruhig schlummernden Kinde im Arme, trat sie später an Elsa's Bett, die sich nur mit aller Gewalt der Ueberredung ärztlicher Vorstellung und des vernünftigen Zuredens ihrer würdigen Pathe hatte zur Einwilligung bestimmen lassen. Auch jetzt blickte sie mit einem Gemisch von unterdrücktem Verlangen, von heimlichem Mißtrauen und Eifersucht auf die junge Frau, welche ihr mit wahrem Mutterstolze das friedlich und wohlbehäbig schauende kleine Wesen entgegenhielt.

So blieb es denn vorläufig. Dörte nahm sich des Kindes mütterlich an und die Gräfin und der Professor fuhren nach Buckow zurück. Beide empfahlen Karl die strengste Vorsicht und machten es ihm zur Pflicht, die ärztlichen Anordnungen auf das Gewissenhafteste zu beobachten.

„Ihre Frau wird sich freilich nicht für die Dauer schweigend fügen wollen, doch so lange sie die Schwäche noch an das Bett fesselt, wird auch die einfache Ueberredungskunst und das Berufen auf die ärztliche Anordnung genügen, um sie, wenn auch nur scheinbar, zu beschwichtigen. Später, wenn sie stark genug ist, müssen Sie sich ein Herz fassen und ihr das Ganze enthüllen, Sie sind das Ihrem Kinde schuldig. Dann wird die Mutterliebe ganz von selbst den richtigen Weg der Entsagung finden; dieselbe Liebe würde Ihnen aber auch später fluchen, wenn Sie durch dieselbe in Unkenntniß das Kind gefährden ließen."

Karl versprach seufzend Alles zu erfüllen. Die entsetzliche Pflicht, seinem armen Weibe den Todesstreich, welchen man von ihm fordere,

beibringen zu sollen, stand wie ein Todesurtheil vor ihm und raubte ihm den letzten Rest seiner schon lange geschädigten Ruhe.

Der Professor hatte nicht so unrecht gerechnet. Er und die Gräfin waren kaum fort, so fing Elsa den nur scheinbar aufgegebenen Widerstand wieder an und verlangte nach ihrem Kinde. Der krankhafte Zustand machte sie eigensinnig gegen jede Vorstellung. Sie weinte endlich und schmähte die Doctoren, von denen ihr seliger Vater schon gesagt habe, daß sie nur zur Qual ihrer Nebenmenschen existiren und nichts Gutes thäten, weil sie Nichts wüßten und sich doch so anstellten. Weinend rief sie, daß sie gesund sei, daß sie nicht wisse, weßhalb man ihr das Kind vorenthalte, wenn nicht um sie zu quälen. Man würde sie so tödten u. s. w. Karl wußte nicht, wie er die Worte zur Beschwichtigung finden sollte. Zu seinem Unglück hatte man die Hebamme nicht unterrichtet. Die sehr alte Frau, deren bewährte Kunst mit wenigen Ausnahmen der ganzen Strandow'schen Bewohnerschaft das Licht der Erde erschlossen hatte und die dadurch in großem Ansehen bei Alt und Jung stand, fühlte sich in diesem Ansehen und war stolz und eitel auf dasselbe wie auf ihre Kunst. Sie hatte sogleich mißgünstig darein gesehen, als die Gräfin in Begleitung des Professors erschienen war. Sie suchte Mißtrauen gegen ihre seit beinahe fünfzig Jahren bewährte Kunst darin und verrichtete ihr Amt zwar um so gewissenhafter, aber auch mit mürrischem Wesen, sobald man ihr irgend Etwas hineinreden wollte. Da man sie nicht in das Vertrauen gezogen hatte, so begriff sie allerdings nicht, weßhalb die gesunde, kräftige Mutter ihr Kind nicht selbst nähren sollte, und als jetzt die Mutter gar so sehr klagte und weinte, schloß sie sich ihr an und schmälte über die Doctoren, die Alles besser wissen wollten, was andere Leute doch viele Jahre lang auch ohne sie verstanden hätten ...

So kam Karl immer ärger in die Klemme und wußte die sich mehr und mehr aufregende Frau endlich nur dadurch zu beschwichtigen, daß er ihr versprach, sogleich noch ein Mal nach Buckow zu senden, wo sich der Arzt wahrscheinlich noch aufhalten würde.

Es blieb ihm keine andere Möglichkeit, als das auszuführen, und er sandte mit dem Abenddämmern einen zuverlässigen Boten ab, dem er alles Geschehene mittheilte. Er wäre am Liebsten selbst gegangen, wenn er nicht hätte fürchten müssen, daß unterdeß daheim Unheil geschähe und vielleicht durch einen Augenblick über das Geschick des kleinen Wesens entschieden würde, dessen Dasein er sich noch eben so wenig hatte erfreuen können, als die arme Mutter, welche vergeblich die Hände nach ihm ausstreckte. (Fortsetzung folgt.)

Ueber Fuß und Hand des Menschen.

(Schluß.)

Ganz andere Verhältnisse zeigen die oberen Glieder, die mit dem Körper nur lose vereinigt sind und in den 5 Fingern ein schaufelartiges Ende finden. Die Hand ist das Instrument aller Instrumente: die geballte Faust wird zum Hammer; die hohle Hand war der erste Trinkbecher; die Hand mit ihren 5 Fingern war das erste Tischbesteck, und die flache Hand war sicherlich das erste Erziehungsmittel! — Wenn der Affe nur eine Kletterhand zeigt, so kennzeichnet die Hand des Menschen die Feinheit und Freiheit der Bewegung. Die Handwurzel mit ihren kleinen Knochen bedingt das Moment der Beweglichkeit; die Mittelhand mit ihren Vertiefungen bildet den Handteller (Becher des Diogenes.) Aus den Linien der hohlen Hand wahrsagte man früher; so bestimmte die Lebenslinie die Dauer des Lebens, die Kopflinie verrieth die Gedanken, die Gedärmlinie gab Kunde von der innern Beschaffenheit des Menschen! Die Handlinien practisch zu verwerthen, versteht besonders die chinesische Polizei, wo dem Signalement eines Verbrechers ein Abdruck seiner Mittelhand mit ihren Lineamenten, die bei verschiedenen Menschen verschieden sind, beigegeben wird! — Die Finger bildeten die erste Grundlage beim Rechnen; niedere Culturvölker zählen noch heute blos auf 10. Von besonderer Bedeutung ist der Daumen, weil er namentlich Kraft und Freiheit der Bewegung vermittelt. Die Athenienser hieben einfach den gefangenen Aegineten den Daumen ab, damit sie das Ruder nicht mehr führen konnten, und ließen sie laufen. Bei den alten Römern war ihm eine besonders ehrenvolle Rolle beschieden; durch Erheben und Senken desselben entschieden sie über Leben und Tod des Angeklagten.

— Bei dieser Mannigfaltigkeit und Vollendung ihres Baues kann es nicht fehlen, daß die Hand mit dem Seelenleben in der allseitigsten Wechselbeziehung steht. Durch seine Hand wird der Mensch der „Handelnde,“ d. h. das aus freiem Entschlusse thätige Wesen. Die seelische Beziehung der Hand drückt schon ein edler Sprachgebrauch aus, indem er den schaffenden Geist und das empfindende Gemüth als „Hand und Herz“ bezeichnet, sowie die Gewohnheit, durch den „Handschlag“ das Bündniß gleicher Gesinnung zu besiegeln. Wer weiß nicht, daß die Hand eine Macht entfalten kann, deren sonst nur das lebendige Wort fähig ist! Durch sie wird die stumme Rede der natürlichen, unter allen Völkern wesentlich gleichen Gebärde geübt, die Keiner lernt und doch Jeder versteht. Oder zeigt z. B. das Händeringen nicht Jedem gleichsam das Ringen mit dem Schicksale, das Händefalten im Gebete nicht deutlich an, daß wir uns des eigenen Willens entschlagen und uns nur einer höheren Fügung anvertrauen wollen? — Die Hand ist es, welche dem Geiste die Fähigkeit zur Ausführung seiner Gedanken verleiht, durch die er die Materie beherrscht, umbildet und tausendfachen Zwecken dienstbar macht. Die Werke der Hände sind es, welche die geistigen Anlagen der Menschen gleichsam verkörpern und in ihrer stufenweise fortschreitenden Vollendung gewissermaßen den Inhalt der Culturgeschichte des gesammten Menschengeschlechtes ausmachen. Schon durch die Möglichkeit eines schrankenlosen Fortschrittes unterscheidet sich das Handwerk vom Kunsttriebe der Thierwelt, dessen Ergebnisse auf ewig gleicher Stufe stehen bleiben. Die Zelle der gegenwärtigen Biene ist wohl ebenso beschaffen, wie jene der ersten war, und wie die der letzten sein wird. Noch mehr aber trägt das Werk der Menschenhand deßhalb das Gepräge einer höheren Abkunft an sich, weil es der Ausdruck einer tief empfindenden, gestaltenden Seelenthätigkeit und das Resultat eines bewußten Handelns ist.

„Das ist, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.“

Gemeinnütziges.

Das englische Fleckenwasser dient dazu, Säure-, Harz-, Wachs-, Theer- und Fettflecke aus allen Stoffen zu entfernen, und ist für diese Zwecke sehr empfehlenswerth. Nach der Untersuchung des Prof. Artus besteht nun dasselbe aus 6 Loth 95 pCt. Alkohol, 2 Loth Aez-Ammoniak (Salmiakgeist) und 1 Quentchen Benzol. Der Preis der Flüssigkeit, 10 Sgr. für das Fläschchen, ist demnach ein viel zu hoher. Es ist daher für Jedermann sehr dankenswerth, daß er durch die Untersuchung des Prof. Artus in den Stand gesetzt ist, sich dieses Fleckenwasser selbst viel billiger zu bereiten. Man wägt zuerst das Benzol in ein Glas ab, setzt dann die bestimmte Menge Alkohol zu, schüttelt das Gemenge mehrmals um und gießt zuletzt die Aez-Ammoniak Flüssigkeit hinzu; so erhält man auf leichte Weise das sehr zweckmäßige Reinigungsmittel.

Verschiedenes.

Dr. Johnson sagt in seinem Werke „Economy oft Health“, von Seiten der Dame sollte die Ehe nicht vor dem 21. Jahre, von Seiten des Herrn nicht vor dem 28. Jahre geschlossen werden. Ein Unterschied von einigen Jahren, bemerkt Johnson weiter, müsse zwischen Mann und Frau stattfinden, in welchem Lebensalter auch die Verheirathung erfolgen möge. Der Unterschied von sieben Jahren bestehe nicht in der wirklichen Lebensdauer beider Geschlechter, aber in den ursprünglichen Bestandtheilen des Körpers, der Symmetrie, der Form und den Lineamenten des Gesichtes. In Rücksicht der frühen Verheirathung von Seiten des schwächeren Geschlechts lasse sich annehmen, daß die Frau für jedes Jahr, das sie vor dem 21. Jahre in der Ehre verlebt, im Durchschnitt drei Jahre ihres Lebens verliere oder um so viel Zeit früher altere.

Alter Spruch in neuer Façon.

D'rum prüfe, wer zum Krieg sich bindet,
Ob sich zum Heer der Führer findet;
Der Wahn ist kurz; die Reu' ist lang.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 38. Freitag, den 29. März 1867.

Furchtbarer Wahn.

Erzählung nach Thatsachen von Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

Elsa war allmälig ruhiger geworden und versank nun in Grübeln. Ihr ganzes Eheleben zog an ihr vorüber, alle ihre getäuschten Hoffnungen tauchten vor ihr auf — und in diesem Augenblick kam ihr die Ahnung, daß etwas ihr Unbekanntes geschehen sein möge, daß ihr Mann ihr Etwas verheimliche. Sie konnte sich nicht erklären, was es sei, ob eine Täuschung in ihr, ob eine andre Neigung, ob ein Sehnen vielleicht in fremdes Land, an das eine Erinnerung ihn knüpfe, ob nur nach der See, die ja schon so manchem Schiffersmann, der ihr untreu wurde, Herzweh bereitete, aber sie empfand eine Anwandlung innerer Kraft in sich, die sie fähig machte, auch das Schwerstezu ertragen, das schmerzlichste Opfer zu bringen, um ihn glücklich zu machen. „O Gott, lieber Gott, Alles für ihn und das Kind!" flüsterte sie wie im Gebete, und mit zitternder Stimme rief sie Karl an ihr Bett, um ihn selbst zu fragen und nicht abzulassen mit Bitten und mit Flehen, bis er ihr sein ganzes Herz enthüllt.

Als der Bote Karl's in Buckow anlangte, traf er die gräfliche Familie bei der Abendtafel. Die Gräfin und der Professor, welcher über Nacht in Buckow bleiben sollte, hörten sogleich seine ängstlich vorgebrachte Botschaft an und beriethen, was zu thun sei.

„Das ist schlimm," sagte der Professor, „wir hätten das alte Weib nicht vergessen dürfen. Wer hat daran gedacht? Regt sich die Frau auf, so bricht vielleicht das in ihr schlummernde Gift über Nacht in Wuthkrankheit aus. Frau Gräfin, es ist meine Pflicht, ich muß noch heute Abend nach Strandow zurück, um selbst zu sehen und nöthigenfalls das Aeußerste zu versuchen. Ist die Frau einmal außer sich, so ist es besser, sie erfährt sogleich Alles."

„Ich begleite Sie, Professor. Es ist ein schöner mondheller Abend, und die Frische der Abendluft wird auch mir wohlthun. Ich würde mich ängstigen, ehe Sie zurückkommen, und so kann ich vielleicht auf das arme Kind Einfluß üben, das mich stets wie eine Art Pflegemutter geehrt hat," sagte die Gräfin entschlossen.]

Der Professor war damit einverstanden, und wenige Minuten später rollte der gräfliche Wagen wieder nach dem Stranddorfe; die greise Gräfin hatte sich durch den Widerstand ihrer Kinder, die voll Angst und Sorge für sie waren, nicht zurückhalten lassen, sondern begleitete den Professor.

Als sie in Strandow angelangt, in die Stube der Wöchnerin traten, erhob sich Karl eben von dem Bett derselben und trat den Gästen mit beinahe feierlichem Ausdruck entgegen.

„Elsa weiß Alles!" sagte er tiefbewegt, „wir haben alles Leid und alle Sorge mit einander ausgetauscht, und Elsa fügt sich in die traurige Nothwendigkeit."

Die junge Frau lag todtenbleich und unbeweglich in ihrem Bette. Sie war aber ruhig, nur zum Tode erschöpft, aus ihren ernsten Zügen sprach der Zug liebenden Ergebens.

„Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen!" flüsterte sie im Entschlummern.

Die Anwesenden zogen sich leise aus der Stube zurück, und Karl erzählte nun, wie Alles gekommen war.

VI.

Wiederum war ein Jahr vergangen. Nach einem langen, traurigen Winter ist der Frühling

mit wunderbarer Pracht angebrochen, die nordische Landschaft glänzt in jenem bezaubernden Smaragdgrün, das in solcher Schönheit kaum anderswo gefunden wird.

Auf Schloß Buckow war mit dem Frühling zugleich die Frühlingsfreude eingezogen. Denn fühlten sich die drei Damen schon von dem Witterungswechsel allein himmlisch angemuthet, der ihnen gestattete, das während des Winters mit seinen Kältegraden und Schneegebirgen fast zum Gefängniß gewordene Schloß wieder zu verlassen, so steigerte sich dieses Wohlfühlen noch, als, wie ein bunter, heiterer Frühlingsbote, ein Verwandter der Gräfin Katharina, ein Brudersohn vom Gemahl der Gräfin Elisabeth, also ein Cousin der jungen Comtesse Käthchen, zum Besuch nach Buckow kam.

Arno von Buckow war ein dreiundzwanzigjähriger junger Mann, hübsch, frisch, wild, von einnehmenden Manieren und einer Gutherzigkeit, die sich die Herzen der Einsiedler von Bukow im Sturm eroberte. Er war Officier, aber glücklicherweise weder in der Garde verschult, noch in der Residenz durch üble Beispiele verdorben oder doch für die Gesellschaft und Unterhaltung vernünftiger Menschen unmöglich gemacht. Er stand in einer kleinen Grrnison son und war dabei eine Art Naturbursche geblieben, der sowohl noch zu empfinden vermag, als auch sich desselben nicht schämt.

Selbst die strenge und kritische Gräfin Katharina gewann den jungen Verwandten lieb, der eine nicht unbedeutende Bewegung in den gewohnten Schritt des Lebens auf Buckow brachte. Die lebensmüde, nervöse Elisabeth lächelte matt, so oft sie ihn sah, und nannte ihn ihren lieben jungen Freund, und Comtesse Käthchen, die stets einer etwas wilden Waldblume geglichen und elfenhaft in dieser Einsamkeit aufgewachsen war, wurde die unzertrennliche Gefährtin des Cousins, der sich ganz, wie selbstverständlich, total in die Cousine verliebte und zwar so ernstlich und so mit Erfolg von Käthchens Seite, daß nach einem sechswöchentlichen Aufenthalte des Junkers in Buckow, Briefe hin- und herflogen und aus der Ferne die Eltern des Junkers zum Besuch nach Buckow kamen, um die hochwillkommene Verlobung ihres Sohnes mit Comtesse Käthchen zu feiern.

Das war ein Freudentag für weit und breit, und das war ein glückseliges Brautpaar! Zwei holde Frühlingsblüthen neigten im seligen Kusse zu einander, und vier Glückliche, denen Herbst und Winter bereits mit Nebelschleiern und Leichentüchern entgegenwinkten, blickten gerührt auf die lieblichen Kinder und flehten den Segen des Himmels auf dieselben nieder.

Gräfin Katharina hatte im Schloßhofe zu Buckow ein allgemeines Volksfreudenfest veranstaltet und alle ihre Unterthanen dazu eingeladen. Dieselben waren auch zum größten Theil gekommen. Nur Elsa, die nach jenem erschütternden Ereigniß, bei dem ihr das Geheimniß ihres Lebens entdeckt wurde, nie wieder eine Regung zur Heiterkeit empfunden, die Alles verstanden und würdigen gelernt hatte, war nicht zur Theilnahme an einem Feste zu bewegen.

„Ich muß einsam bleiben und gehöre nicht unter Die, welche fröhlich sind,“ hatte sie gesagt, und als Karl sanft den Einwand machte, daß es doch ein Fest sei, welches die gute Gräfin aus Freude über das Glück ihrer Enkelin veranstalte, und daß sie Unrecht thäte, dasselbe zu meiden, da die Gräfin sie stets so lieb hätte, da rief sie unter Thränen: „Sag' ihr, ich bete für sie und das glückliche Paar, ich bin in Liebe und Dankbarkeit ihr ergeben, aber ihre Freude zu sehen, die ich nicht theilen kann, vermag ich nicht. Laß mich allein, wie es mein Schicksal will.“

So war sie nun immer schon seit einem Jahre. Still und entsagend waltete und schaltete sie rüstig wie früher, aber ihr blühendes Aussehen war verschwunden und ihre Augen blickten matt und wie erloschen. Selbst ihre Stimme hatte nicht mehr den Klang wie ehedem, matt und tonlos erschien sie gegen früher, wo sie immer wie der Wiederklang eines Jubels geklungen hatte.

So glich Elsa nur noch einem Schatten aus den früheren glücklichen Tagen und war es in Wirklichkeit auch, denn ihre inneren Qualen und Seelenkämpfe konnte man nicht einmal ahnen, sicher nicht begreifen. Das arme Weib betrachtete sich selbst wie eine Ausgestoßene, versagte sich Alles, entsagte Allem, ja fast jedem menschlichen Verkehr. Sogar ihr Kind zu sehen versagte sie sich. Es war auf ihren eigenen Wunsch bei seiner Pflegemutter Dörte geblieben und gedieh zu deren und des bedauernswerthen Vaters Freude, der täglich

mehrmals ging, um es zu sehen und es oft unter Thränen an seine Brust zu pressen. In das Haus herüber sollte Dörte nicht mit dem Kinde kommen, so wollte es Elsa, und sie selbst ging nur selten zu ihr, um das Kind zu sehen. Auch dann berührte sie es niemals und in Augenblicken, wo sie sich fast hätte hinreißen lassen, es an ihr Herz zu ziehen, floh sie schaudernd vor ihm zurück. Niemand begriff das so recht. Die einfachen Leute verstanden die Tragik eines Mutterherzens nicht, das sich freudig und ohne zu straucheln für das Kind zu opfern vermag, ehe es nur der Möglichkeit Raum gibt, ihm durch einen Kuß, durch einen Athemzug zu schaden.

Als Karl hörte, daß Elsa nicht mit ihm nach Buckow gehen mochte, wollte er dann ebenfalls zu Hause bleiben. Aber dagegen protestirte Elsa heftig, er solle um ihretwillen nicht dableiben und müsse um so mehr gehen, weil die Gräfin Katharina gewünscht hätte, daß er ihr in Mancherlei behilflich sein solle.

So mußte er allein nach Buckow wandern, nachdem er sich noch vergeblich bemüht, Elsa zum Mitgehen zu bewegen.

Kaum war er fort, so setzte sich Elsa an ihren gewohnten Fensterplatz und begann zu arbeiten. Aber nicht lange blieb sie dabei. Viele Gedanken, trübe, schwere, brachen auf sie ein — so ganz allein durfte sie ja einmal sich selbst überlassen, durfte sie sich einmal selbst gestehen, wie unsäglich unglücklich und elend sie sei. Ueber diesen Gedanken begann sie bitterlich zu weinen …

Der Abend nahte, als sie nach langem Seelenkampf sich wieder ermannte. Zwar in verzweifelter Stimmung, aber doch erzwungen ruhig ging sie, in ihrer Wirthschaft nachzusehen, ob Alles in Ordnung sei. Sie empfand ein Bedürfniß, der Gemüthsbewegung, welcher sie anheimgefallen, einen Gegensatz zu bieten, den man immer am besten in der Arbeit findet. Es wollte ihr das aber heute nicht recht gelingen. Da dachte sie an ihr Kind. Sein Anblick mußte ihr süßen Frieden in ihre Brust gießen, das kleine Wesen, das durch ihr Entsagen lebte und gedieh, mußte der Versöhnungsengel werden, der die wilden Geister der Verzweiflung zu bannen vermochte, welche heute nicht in ihr entstanden, aber entfesselt worden waren.

(Schluß folgt.)

Ein junger pfälzischer Dichter.

Den wenigen Dichtern der Pfalz, unter welchen Herr Schauffert von Winnweiler seine Stelle neben Oskar v. Redwitz ehrenvoll einzunehmen scheint, reiht sich ein neuer Freund der Musen, Herr Georg Hagen von Göllheim, an. Die ersten Früchte seines reinen Geistes und edlen Strebens reicht er uns in einem Bändchen Gedichte, das in seinem eigenen Verlage erschienen und, wie wir vernehmen, nun in der Gottschick-Witter'schen Buchhandlung dahier zu haben ist. Das Büchlein hat in etwas eingehenden Kritiken des „Pfälzer Kurier" und der „Pfälzer Zeitung", auf welche wir die Leser dieser Zeilen verweisen zu können glauben, die wohl verdiente Würdigung und Empfehlung gefunden. Auf uns haben die Gedichte in einer Zeit, die uns täglich neue Wirrsale der Politik bringt und die Welt in leidenschaftlichen Kämpfen zeigt, den wohlthuendsten Eindruck gemacht. Statt weiterer Empfehlung lassen wir einige der Gedichte folgen, damit die Freunde der Dichtkunst selbst urtheilen mögen. Für heute sei abgedruckt:

Naturgenuß.

Am frühen Morgen auf bethautem Pfad
Durch dichtbelaubte Wälder, frische Wiesen,
Und wenn die Lerche singt, durch grüne Saat
Zu wandeln, ist ein wirkliches Genießen.

Da wachet auf der frohe Jugendmuth,
Der kräftig stolz verachtet die Gefahren;
Es jüngt sich der Begeistrung hohe Gluth
Für alles schöne Streben nach dem Wahren.

Es öffnet sich das oft getäuschte Herz,
Das lang im finstern Unmuth sich verschlossen;
Erneutem Glauben weicht der trübe Schmerz,
Den Zweifel in des Geistes Schooß gegossen.

Natur, sie macht uns glücklich, macht uns reich
Durch ihre süßen, holden Zauberlieder;
Sie reget ein Gefühl, so warm, so weich,
Als kehrten unsrer Kindheit Tage wieder!

Drum drückt dich einst ein tiefes, herbes Weh,
So suche schnell in's Freie zu enteilen,
Und gleich dem todesmatten, wunden Reh
Wird dich Natur mit ihrem Balsam heilen!

Gemeinnütziges.

Zum Schutze feuchter Wohnungen wird empfohlen, die Mauern mit einem Cement aus 4 Theilen gestoßenem Glas, 3 Theilen Kohlenstaub, 2 Theilen gestoßenem Bimsstein, 3 Theilen Pech, 2 Theilen Schiffspech und einem Theil Leinöl zu überziehen. Sämmtliche Ingredienzen werden in einem eisernen Kessel über mäßigem Feuer erwärmt, so daß das Pech in Fluß kommt und Alles gut vermischt werden kann. Der entstandene Teig wird auf das vorher möglichst abgetrocknete Mauerwerk aufgetragen und dann mit Sand bestreut.

Lebensphilosophie.

Dem Ungestüm
Des rohes Drangs der Menge zu entgehen
Hat uns ein Gott den schönsten Port bezeichnet.
Im Hause, wo die Gattin sicher waltet,
Da wohnt allein der Friede, den vergebens
Im Weiten du da draußen suchen magst.
Unruh'ge Mißgunst, grimmige Verläumdung,
Verhöhnendes parteiisches Bestreben,
Nicht wirken sie auf diesen heil'gen Kreis!
Vernunft und Liebe hegen jedes Glück,
Und jeden Unfall mildert ihre Hand.

Wir bedürfen wenig, wenn wir unglücklich sind. Unersättlich macht uns nur das Glück.

Verschiedenes.

(Ein physiologisches Phänomen.) In einem belgischen Blatte liest man folgende eigenthümliche Mittheilung: „Das schnelle und unverhältnißmäßige Wachsen bei Kindern ist für Eltern nicht selten ein Grund gerechtfertigter Sorgen. Die Besorgnisse einer zu Gerpinnes wohnenden Familie sind anderer Art. Diese Leute haben einen Sohn, der seit einiger Zeit anstatt zu wachsen, successive kleiner wird. Im verwichenen Jahre hörte sein Wachsthum auf, und seitdem bemerkt man, daß sein Körper von Monat zu Monat abnimmt. Constatirt ist, daß er seit jener Zeit um Etwas mehr als einen Zoll kleiner wurde. Mehrere Aerzte der Umgegend sind consultirt worden, ebenso eine medicinische Celebrität aus Löwen. Niemand weiß zu helfen, und scheint es, daß in Dänemark und in Spanien bereits ähnliche bizarre Krankheitsfälle beobachtet worden sind."

(Ehesegen.) Der Segen des Himmels hat in Lorsch einen Küfermeister am 16. März abermals beglückt, indem seine Frau (er lebt in dritter Ehe) ihm das sechsundzwanzigste Kind bescheerte. Von diesen 26 Kindern sind 17 mit Tod abgegangen, und ist die schon so oft gethane Aeußerung des so glücklichen Familienvaters nur zu wahr, daß er auch auf dem Friedhofe am stärksten begütert sei, denn nimmt man zu den 17 verstorbenen Kindern auch schon zwei verstorbene Eheweiber, so ergibt sich die Zahl: neunzehn.

(Wahrnehmung an durch den Blitz Erschlagenen.) In der jüngsten Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris kam ein Schreiben des Militärchefarztes Boudin zum Vortrage, durch welches constatirt wurde, daß die Leichen von zwei durch den Blitz erschlagenen Männern, nachdem diese zwei Stunden im Regen gelegen hatten, noch Denjenigen, welche sie berührten, electrische Schläge mitgetheilt haben.

(Lob des Hanfs.) In Cole's schätzbarer Geschichte der Pflanzen findet sich folgendes lakonische Lob des Hanfs:
„Aus dieser Pflanze werden Stricke gedreht,
Und mit diesen Schiffe gelenkt,
Glocken geschwenkt,
Bettstellen verschränkt
Und Schelme gehenkt."

Aus einem Zeugenverhör. Vorsitzender (zum Zeugen): Wie heißen Sie?
Zeuge: Alfred Pritzelwitz.
Vorsitzender: Ihr Charakter?
Zeuge (mit Selbstgefühl): Ich bin Rentier; Charakter habe ich keinen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 39. Sonntag, den 31. März **1867.**

An Theodor Körner.

Die Musen gaben Dir den Kuß der Weihe
Und reihten Dich zum deutschen Dichterorden.
Die Leyer klang mit kräftigen Accorden
In Deiner Hand für's Edle, Wahre, Freie.

Es kam der Kriegesstürme lange Reihe;
Das Vaterland war angefüllt mit Morden;
Der Corse wüthete mit seinen Horden;
Und überall erschallten Racheschreie.

Da ließest Du die tönereiche Leyer
Und griffst dafür begeistrungsvoll zum Schwerte,
Der Eisenbraut ein würdevoller Freier.

Und wie so mancher des Gedenkens Werthe
Bist Du gefallen, als der Tod begehrte
Ein Opfer deutscher Vaterlandsbefreier.

Georg Hagen.

Furchtbarer Wahn.

Erzählung nach Thatsachen von Julius Mühlfeld.

(Schluß.)

Mit eiligen Schritten ging Elsa in das Haus der Nachbarin und fragte nach ihr und ihrem Kinde. Nur die alte Mutter Dörte's war da und sagte, daß die ganze Familie, auch Dörte mit den Kindern, zum Fest nach Buckow gegangen sei. Diese Nachricht gab Elsa einen Stich in die Brust — sie wußte es selbst nicht, warum. Ohne der alten Frau zu erwidern, ging sie fort, aber nicht in ihr Haus zurück, sondern dem hinter demselben gelegenen Gehölz zu, das sich von Buckow her nach dem Strande niederstreckte, und betrat sinnend denselben Weg, den sie damals mit dem futterbeladenen Tragkorb herkam, als der Hund sie anfiel.

Langsam schritt sie dahin und machte endlich an einem Wasser Halt, das einige Schritte vom Wege abseits anfing und sich in das Gebüsch hinein erstreckte, mit Baumschatten und Strauchwerk fast ganz überhangen. Es war ein stiller, klarer Weiler, auf dem im Sommer wilde Enten lebten, die an den schattigen Ufern ihre Nester bauten und in dem eine ziemliche Anzahl Karpfen existirten, die sich in dem stillen, lauschigen Wässerchen höchst wohlbefanden.

Elsa hatte oft hier am grünen Boden geruht, während Karl nach einem Karpfen angelte. Auch jetzt machte sie Halt und blickte sinnend in das ruhige, tiefe Wasser, dessen Spiegel ihr heute so seltsam schön und lockend erschien. Hinter demselben lag eine neue Welt, in der die Herzen gesunden und die Qual jeder Seele endet. Ein einziger Augenblick, ein langsames Hinsinkenlassen — und das ersehnte Land war erreicht. Elsa athmete schwer, und Thränen brachen aus ihren Augen. Liebliche, freundliche Gesichter blickten sie aus dem Wasser an, schlanke Arme winkten ihr in dem leisen Wellenschlag entgegen, Alles schaukelte, zitterte, schien zu winken, zu locken — Elsa war auf die Kniee gesunken und hob die Arme zum Himmel, den auch die thränenfluthenden Augen suchten, als wollten sie dort oben fragen, ob denn Alles wahr sei? Mehr und mehr neigte sich ihr Körper dem Wellenspiegel zu.— da plötzlich ein lautes Hundegebell, vor dem die Selbstvergessene erschrack und vom Wasser zurücktaumelte und im selbigen Moment der angstvolle Ruf: „Elsa, um des Himmels willen, was beginnst du dort? —"

Elsa hatte sich emporgerichtet, machtlos sank sie an Karl's Brust, der sie liebevoll umschlang, und zitternde Laute gestanden ihm: „Ich wollte

Frieden suchen — o warum habt ihr mich gestört!"

Der Hund berührte mit seiner Schnauze Elsa's Gewand. Sie empfand schaudernd diese Berührung und blickte auf. Ein Schreckensschrei entfloh ihren Lippen, die Augen schienen vor Entsetzen aus den Höhlen springen zu wollen, und schaudernd schrie sie: „Der Hund, das ist der Hund — er hat mich gebissen!" —

„Dieser Hund!" rief Karl erregt, fügte aber sogleich wieder muthlos hinzu: „unmöglich, der Hund, der dich anfiel, wurde ja an demselben Abend erschossen."

„Er ist es, o, ich kenne ihn wohl wieder!" betheuerte Elsa immer unter Schaudern, „und an derselben Stelle ist's beinahe geschehen. Dort! Dort!"

Jetzt trat der Fremde näher, ein Mann in Matrosentracht, der mit Karl gekommen, aber im Hintergrund geblieben war, und fragte, was es mit dem Hunde, der ihm gehörte, sei.

„Mein armes Weib," sagte Karl, „wurde vor bald zwei Jahren in diesem Gehölz von einem wahrscheinlich tollen Hunde gebissen. So stets in der Sorge, daß sich die Folgen des Bisses an ihr zeigen, ist unser Lebensglück getrübt, zerstört, und nun glaubte Elsa in dem deinigen jenen Hund zu erkennen, der doch damals sogleich vom Förster aus Buckow erschossen wurde."

„Er ist es, ich erkenne ihn genau," fiel Elsa ein.

„Du irrst, theures Weib, mein Freund hat den Hund stets mit sich auf dem Meere und er ist erst gestern an das Land gekommen, seine Verwandten oberhalb Buckow zu besuchen — in Buckow fand ich ihn und begleitete den alten Kameraden zum Strande, wo ein Boot ihn aufnehmen wird, das ihn sammt dem Hunde auf sein Schiff zurückführen soll."

„Nein, nein," rief jetzt der Fremde erregt, „deine Frau hat Recht. Vor zwei Jahren im Herbste habe ich einen ähnlichen Besuch in der Heimath gemacht, und wie heute ging ich gegen Abend zum Strande zurück mit diesem Hunde. Auch erinnere ich mich wohl, daß dieser sich herumtrieb und plötzlich einmal bellte. Ich glaubte damals, er jage ein Thier, und rief ihn mit dem ihm bekannten Pfeifen zurück."

„So ist es," rief Elsa athemlos, „das Pfeifen erinnere ich mich gehört zu haben. Und der Hund war nicht krank?" —

„Niemals!" betheuerte der Matrose, „und er war damals so gesund als heute."

„Heiliger Gott, sei gelobt!" riefen die von so viel Glück beinahe überwältigten Gatten und sanken sich jubelnd in die Arme, an die Herzen.

Aus dem langen Gewitterhimmel ihres Lebens brach mit einem Mal glanzvoll und siegend die Sonne wieder hervor. So war Alles nur Wahn, ein schrecklicher, beängstigender Traum gewesen, und alle Befürchtungen und Sorgen zerrannen vor dem Licht der Wahrheit, wie die Nebel vor dem Sonnenstrahl.

Nach einem langen seligen Augenblick des Sich-wiedergegebenseins rief Elsa aus voller Brust:

„Mein Kind, Karl, zu meinem Kinde! O endlich, endlich darf es an der Mutterbrust ruhen, darf dieses arme Herz sich seines höchsten Glückes freuen!"

„Dörte ist mit dem Kinde in Buckow, laß uns denn nach Buckow gehen und gleich Allen unser Glück verkünden!" jubelte Karl.

Jetzt war Elsa zum Mitgehen gern bereit — Karl's braver Freund, der erwartet wurde, konnte leider nicht bei ihnen bleiben, konnte sich des von ihm gestifteten Glücks nicht freuen. Unter heißen Dankeszähren nahmen Karl und Elsa Abschied von ihm auf fröhliches Wiedersehen.

Wie beschwingt eilten die Glücklichen nach Buckow, wo sich schnell die frohe Kunde verbreitete und kein Auge trocken blieb, als Elsa in höchster Mutterseligkeit ihr Kind aus Dörte's Armen nahm und an ihr hochklopfendes Herz drückte.

„Das ist die Krone unseres Freudentages!" sagte die Gräfin Katharina, das arme schwergeprüfte Weib umarmend, und zu dem Brautpaar sich wendend, fügte sie hinzu: „Dieses freudige Ereigniß sei uns eine Bürgschaft auch für euer Glück, meine Kinder! Das ist das Höchste, was wir vom Himmel erflehen können — alles Andere ist eitel." —

In das Häuschen zu Strandow ist der frühere idyllische Zustand zurückgekehrt, und wer dahin kommt und Karl und Elsa Abends vor der Hausthür sitzen sieht, von einem reichen Schwarm fröhlicher Kinder umspielt, der sagt unwillkürlich: „Wie glücklich mögen diese Leute sein!" — und damit spricht er nur ein wahres Wort aus.

Besuche auf dem Marsfeld in Paris.

Gehen wir einmal um das Ausstellungsgebäude herum und fangen am französischen Viertel an! Zuerst werfen wir einige Blicke auf die prachtvollen Restaurationen, deren Leckerbissen jetzt schon durch die großen Scheiben hindurchblicken. Auf unserem Rundweg können wir beiläufig beobachten, welche Mittel von jeder Nation angewandt werden, um Hunger und Durst zu stillen, und auf welche Weise dies geschieht. Wir beobachten zum Beispiel, daß die Franzosen schlecht zu essen glauben, wenn an der Wand keine Malereien, Spiegel und Goldrahmen sind; auf der andern Seite werden wir Deutsche sehen, die auf eichenen Stühlen reitend das Bier des Sedlmayer in München nebst Sauerkraut und Schweinefleisch kosten, wobei es ihnen genügt, wenn eine Spieluhr alle Viertelstunden eine zehn Minuten lange Musik macht. Wenden wir unsere Blicke nach der andern Seite, so sehen wir den 150 Fuß hohen Leuchtthurm, die Kirche, den See und die Brücke im Park, und nebenan einen kleinen Palast, wo der berühmte Pierre Petit, Photograph der Ausstellung, sein Atelier hat, in welchem man sich Amts oder Besuchs halber photographiren läßt. Rechts davon wird eine Brodfabrik gebaut, weiter hin steht ein bunt bemaltes Haus; man fragt sich, ob es prompejanisch oder maurisch aussieht, jedenfalls ist es auffallend genug. Dort befindet sich die Photoskulptur, das heißt, man wird von allen Seiten auf ein Mal photographirt, und nach all den erhaltenen Photographieen wird eine kleine Statue gemacht, welche die so photoskulptirte Person vorstellt; man sieht auf dem Boulevard in der Nähe des Grand Hotel sehr hübsche Statuetten, welche auf diese Weise gemacht worden sind. Nebenan steht eine sehr elegante Windmühle, welche so eingerichtet ist, daß sie bei jedem, sogar sehr schwachen Winde Wasser aus einem Brunnen pumpt. Außer einer Menge kleiner Häuser, deren Bestimmung weniger wichtig ist, befindet sich in diesem Viertel noch ein hübsches Wohnhaus aus fein geschnitzten und so zahlreichen Balken gebaut, daß man die Construction nicht mehr Riegelwand heißen kann, obgleich es eigentlich nichts Anderes ist; das Dach ist reich verziert; die wie Spitzen ausgesägten Bretter erinnern an die Schweizerhäuser, während der Gesammteindruck wieder mehr an die gothische Bauart erinnert. Dieses Haus steht auf einem Sockel aus künstlichem Stein von etwa 4 Fuß Höhe. Dieser künstliche Stein wird hier Beton-Coignil genannt und ist Gegenstand eines Erfindungspatentes. Die Verfertigung desselben ist sehr einfach; man benetzt sauber gewaschenen, sehr grobkörnigen Streusand mit einem Siebentel Kalk, Cement, hydraulischem Kalk, je nach Umständen, und mengt die Masse vermittelst eines eigens dazu gemachten Rührapparats, wo der Sand und der Kalk oben eingeschüttet werden und unten herauslaufen. Die Masse ist keineswegs flüssig, sondern compact und behält die Form, welche ihr der Druck des Fingers geben kann, bei; sie wird nun mit einer Schaufel in eine beliebige Form geworfen und gestampft, die durch das Stampfen glatt gewordene Oberfläche ein wenig aufgekratzt, eine neue Schichte darauf geworfen und wieder gestampft, bis die Form voll ist, und dann nimmt man sie auseinander; der so gemachte Stein ist in einer Woche zum Bau tauglich, auch begreift man leicht, daß man statt Steinen ganze Häuser formen kann, was eine wohlfeile Bauart ist, die hier zu Fabrikgebäuden angewandt wird. Gehen wir jetzt zum zweiten Viertel über, so stoßen wir sogleich auf einen andern künstlichen Baustein, der aber nur seiner Form nach neu ist; es sind englische Backsteine oder Terracottas, welche so geformt sind, daß man damit ein sehr geschmackvolles Landhaus mit Säulen und allen erdenklichen Verzierungen zusammensetzt, etwa wie ein Geduldspiel. Man sagt, in London wende man diese Backsteine häufig an, weil sie länger ihre helle Farbe behalten, als andere Steine, und sich leicht waschen lassen, wenn sie vom Ruß endlich schwarz geworden sind; ihre Farbe ist eine sehr angenehme Fleischfarbe. Daneben steht ein englisches Bauernhaus sehr origineller Bauart, mit Kaminen von derselben Terracotta, welche wie verzierte Basaltsäulen aussehen. (Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Petersilienöl als Beruhigungsmittel für unbändige Pferde.) Die

pharmazeutische Zeitung theilt mit, wie böse Pferde, welche sich unbändig beim Beschlagen benehmen, durch den Einfluß von ätherischen Oelen leicht beschlagen werden können. Man benetze Hände und Taschentuch mit circa 2 Drachmen ätherischen Petersilienöls und halte das Tuch dem zu beschlagenden Pferde an die Nase. Viele Versuche gaben bei den bösesten Pferden dasselbe erwünschte Resultat.

Wenn Einer starb, den du geliebt.

Wenn Einer starb, den du geliebt hienieden,
So trag hinaus zur Einsamkeit dein Wehe,
Daß ernst und still es sich mit dir ergehe
Im Wald, am Meer, auf Steigen längst gemieden.

Da fühlst du bald, daß Jener, der geschieden,
Lebendig dir im Herzen auferstehe,
In Luft und Schatten spürst du seine Nähe,
Und aus den Thränen blüht ein tiefer Frieden.

Ja, schöner muß der Todte dich begleiten,
Um's Haupt der Schmerzverklärung lichten Schein,
Und treuer — denn du hast ihn alle Zeiten.

Das Herz hat auch sein Ostern, wo der Stein
Vom Grabe springt, dem wir den Staub nur weihten;
Und was du ewig liebst, ist ewig dein!

Geibel.

Verschiedenes.

(Fremd und Einheimisch.) Man beschuldigt den Deutschen so sehr der Sucht nach Fremdem und vielfach mit Recht. Wir wollen ein Curiosum anführen, das den Beweis liefert, daß auch anderwärts Menschliches vorkommt. In Deutschland benützt man den Thermometer von Reaumur, einem Franzosen; in Frankreich den von Celsius, einem Schweden; in Rußland den von Leslie, einem Engländer; in England den von Fahrenheit, einem Deutschen.

Eine originelle Antwort gab während des letzten Kriegs ein slavonischer Topfflechter einem Kaufmann in Breslau auf die Frage, warum er sich nicht, statt hier umherzustreichen, in seine Heimath begebe, um als Soldat mitzukämpfen. „Schaun's, mein guter Herr," sagte er, „da nehmen mich halt die Preußen doch gefangen und schicken mich alsdann wieder hierher; da bleibe ich lieber gleich hier!"

„Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel!" also empfing eine junge geistreiche Dame ihren Bräutigam, Namens Berg, dessen Haar etwas stark in's Röthliche spielte. Der joviale Bräutigam antwortete mit den nicht minder treffenden Worten Schiller's: „Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!"

(Ungalant, aber manchmal wahr.) An einem Hause lasen wir jüngst folgende Inschrift:

Gar mancher Mann, der lachte,
Als man die Braut ihm brachte:
Hätt' er gewußt, was man ihm brächt',
Er zehnmal lieber weinen möcht'!

Ein sehr alter Mann wurde von einem vornehmen Herrn gefragt, wie er es gemacht habe, daß er so alt geworden sei? „Gnädiger Herr," antwortete der Greis, „ich habe nie gegessen, als wenn mich gehungert, und nie getrunken, als wenn mich gedurstet hat."

Charade.

Mein Erstes, als ein Theil des Zweiten,
Erstreckt sich weit nach allen Seiten;
Von Beiden zu besitzen Viel,
Das ist des Bauern höchstes Ziel;
Auch ist der Esel und das Pferd
Mit meinem Ersten wohl bewehrt.
Das Ganze ist ein wackrer Mann,
Der dir am Besten sagen kann,
Wie Geist und Körper wohl gedeihe,
Und man des Lebens sich erfreue.
Beachte seine weisen Lehren,
So wird dein Leben lange währen.

Str.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



